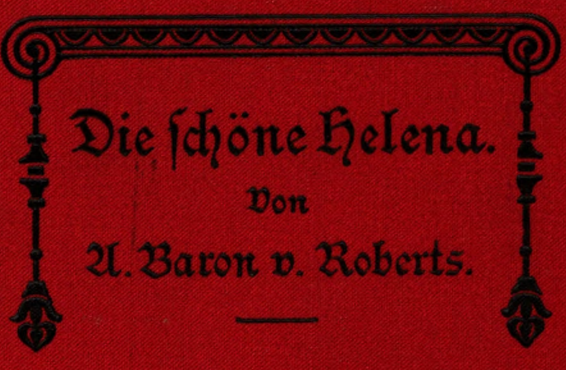
Engelhorn's

allgemeine

Roman-Bibliothek.



Die schöne Helena.

Von

A. Baron v. Roberts.



Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.

Alle vierzehn Tage erscheint ein Band.

Preis pro Band 50 Pf. Elegant in Leinwand geb. 75 Pf.

Ueber „Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek“ schreibt der „Hamburgische Korrespondent“:

Dreizehn Jahrgänge hat nun das Unternehmen aufzuweisen, das bei seinem ersten Erscheinen fast überall mit freudigem Erstaunen zwar, aber auch mit starken Zweifeln aufgenommen worden ist. Eine Auswahl der besten Romane aller Völker versprach der Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart zu bringen, alle 14 Tage sollte ein Band von 10 Bogen kommen, und der Preis für das broschierte Exemplar sollte 50 Pf., für das dauerhaft und hübsch gebundene 75 Pf. sein. Das ließ man sich natürlich gern gefallen. So billig waren gute Romane, deutsche Originale und vortreffliche Uebersetzungen, in gediegener Ausstattung noch niemals erschienen. Aber würde der Versuch auch glücken? Würden sich Käufer in genügender Menge einfinden, um das Wagnis vor den Klippen des Mißerfolgs zu schützen, an denen frühere Unternehmungen ähnlicher Tendenz sogar mit doppelt so hohen Preisen gescheitert waren? Nun, die Antwort ist da, sie ist in den 13 Jahrgängen mit den rund 340 Bänden enthalten. Ueberall sieht man die roten Engelhorn-Bände; der Reisende, der sich über eine lange und langweilige Bahnfahrt hinweglesen will, greift nach ihnen, in den Sommerfrischen der Alpen wie am Seestrande sieht man den roten Umschlag leuchten, und was mehr wert ist, in Hunderten und Tausenden von Familien kehren die Bände ein als regelmäßige, stets mit Freude begrüßte Gäste. Sie danken diesen großen Erfolg, der von Jahr zu Jahr wächst, ebenso der erstaunlichen Billigkeit und der vorzüglichen Ausstattung in Papier und Druck als der sorgsamen Auswahl und dem sicheren Geschmack, der sich in der Zusammenstellung der Serien zeigt. Wir finden neben den bedeutendsten deutschen Schriftstellern und Dichtern — es seien nur Paul Heyse, Spielhagen, Hans Hopfen, Paul Lindau, Adolf Wilbrandt, Rich. Voß, Ernst v. Wolzogen genannt — die beliebtesten Erzähler des Auslandes, vor allem Engländer und Franzosen, dann die Skandinavier, Italiener, Spanier, Polen, Russen, Ungarn etc.

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Band	
1. 2.	Ohnet, Der Hüttenbesitzer.
3.	Conway, Aus Nacht zum Licht.
4.	Praed, Zéro.
5. 6.	Gréville, Wassilissa.
7.	Aïdé, Vornehme Gesellschaft.
8. 9.	Ohnet, Gräfin Sarah.
10.	Braddon, Unter der roten Fahne.
11.	Halévy, Abbé Constantin.
12.	Verga, Ihr Gatte.
13. 14.	Reade, Ein gefährliches Geheimnis.
15.	Theuriet, Gérards Heirat.
16.	Gréville, Dosia.
17.	Kraszewski, Ein heroisches Weib.
18. 19.	Norris, Eheglück.
20.	Kielland, Schiffer Worse.
21.	Colombi, Ein Ideal.
22.	Conway, Dunkle Tage.
23.	Boyesen-Spielhagen, Novellen.
24.	Vincent, Die Heimkehr der Prinzessin.
25. 26.	Delpit, Ein Mutterherz.

Zweiter Jahrgang.

Band	
1. 2.	Ohnet, Der Steinbruch.
3.	Lindau, Helene Jung.
4.	Bret Harte, Maruja.
5.	Die Sozialisten.
6.	Halévy, Criquette.
7.	Wilbrandt, Der Wille zum Leben. — Untrennbar.
8.	Valera, Die Illusionen des Dr. Faustino.
9. 10.	Farjeon, Zu fein gesponnen.
11.	Kielland, Gift.
12.	— Fortuna.
13. 14.	Ohnet, Lise Fleuron.
15.	Farina, Aus des Meeres Schaum.
16.	Frey, Auf der Woge des Glücks.
17. 18.	Croker, Die hübsche Miß Neville.
19.	Feuillet, Die Verstorbene.
20.	Hopfen, Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten.
21. 22.	Alexander, Ihr ärgster Feind.
23.	v. Glümer, Ein Fürstensohn. — Zerline.
24.	Bret Harte, Von der Grenze.
25. 26.	Conway, Eine Familiengeschichte.

Dritter Jahrgang.

Band	
1. 2.	Pemin, Die Versaillerin.
3.	Braddon, In Acht und Bann.
4.	Schjörring, Die Tochter des Meeres.
5. 6.	Malot, Lieutenant Bonnet.
7.	About, Pariser Ehen.
8.	Marryat, Hanna Warne Herz.
9. 10.	Boyesen, Eine Tochter d r Philister.
11.	Gréville, Savelis Büßung.
12. 13.	Ohnet, Die Damen von Croix-Mort.
14.	Pasqué, Die Glocken von Plurs.
15. 16.	Daudet, Fromont jun. und Risler sen.
17.	Hopfen, Der Genius und sein Erbe.
18.	Reade, Ein einfach Her .
19. 20.	Malot, Baccarat.
21.	Norris, Mein Freund Jim.
22.	Sienkiewicz, Hanna.
23.	de Tinseau, Das beste Teil.
24. 25.	Conway, Lebend oder tot.
26.	de Bonnières, Die amilie Monach.

Vierter Jahrgang.

Band	
1. 2.	Haggard, Eine neue Judith.
3.	Ohnet, Schwarz und Rosig.
4.	Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
5. 6.	Pemin, Jahre des Gärens.
7.	Lafontaine, Gute Kameraden.
8.	Lie, Die Töchter des Commandeurs.
9. 10.	Malot, Zita.
11.	Gréville, Die Erbschaft Xenias.
12.	Voß, Kinder des Südens.
13. 14.	Fogazzaro, Daniele Cortis.
15.	Farjeon, Die Herz-Neune.
16. 17.	Ohnet, Sie will.
18.	v. Wolzogen, Die Kinder der Excellenz.
19.	Farina, Um den Glanz des Ruhmes.
20–22.	Daudet, Der Nabob.
23.	Burnett, Der kleine Lord.
24.	Theuriet, Der Prozeß Froideville.
25. 26.	Braddon, Stella.

Fünfter Jahrgang.

Band
1. 2. Hopfen, Robert Leichtfuß.
3. Daudet, Der Unsterbliche.
4. Ouida, Lady Dorotheas Gäste.
5. 6. Memini, Marchesa d'Arcello.
7. Was der heilige Joseph vermag.
8. v. Glümer, Alessa. — Keine Illusionen.
9. 10. Philips, Wie in einem Spiegel.
11. Kielland, Schnee.
12. Claretie, Jean Mornas.
13. 14. Wood, Auf der Fährte.
15. v. Roberts, Satisfaktion.
16. Gravière, Die Scheinheilige.
17. 18. Ohnet, Doktor Rameau.
19. Peschkau, Frau Regine.
20. de Maupassant, Zwei Brüder.
21. 22. Farina, Mein Sohn.
23. Gréville, Dosias Tochter.
24. Lie, Der Lotse und sein Weib.
25. 26. Daudet, Numa Roumestan.

Sechster Jahrgang.

Band
1. 2. v. Wolzogen, Die tolle Komteß.
3. de Tinseau, Eine Sirene.
4. Philips, Jack und seine drei Flammen.
5. 6. Gunter, Mr. Barnes von New York.
7. Theuriet, Gertruds Geheimnis.
8. Conway, Wunderbare Gaben.
9. 10. Ohnet, Letzte Liebe.
11. Voß, Die Sabinerin.
12. Memini, Mia.
13. 14. Croker, Diana Barrington.
15. v. Heigel, Der reine Thor.
16. Pontoppidan, Ein Kirchenraub.
17. 18. Daudet, Die Könige im Exil.
19. Philips, Die verhängnisvolle Phryne.
20. 21. Ohnet, Sergius Panin.
22. Serao, Achtung Schildwache.
23. Rabusson, Salonidylle.
24. 25. Gunter, Mr. Potter aus Texas.
26. Murray, Ein gefährliches Werkzeug.

Siebenter Jahrgang.

Band
1. 2. v. Roberts, Preisgekrönt.
3. Ohnet, Die Seele Pierres.
4. Theuriet, Zum Kinderparadies.
5. 6. Aïdé, Imogen.
7. Daudet, Port Tarascon.
8. Hope, Ein Mann von Bedeutung.
9. 10. Galitzin, Ohne Liebe.
11. Norris, Die Erbin.
12. 13. v. Wolzogen, Die kühle Blonde.
14. de la Brète, Mein Pfarrer und mein Onkel.
15. Voß, Der Mönch von Berchtesgaden.
16. 17. Haggard, Oberst Quaritch.
18. Peschkau, Noras Roman.
19. de Renzis, Auf Vorposten und andere Geschichten.
20. 21. de Tinseau, Versiegelte Lippen.
22. Jeffery, Aus den Papieren eines Wanderers.
23. Theuriet, Mein Onkel Scipio.
24. 25. Delpit, Wie's im Leben geht.
26. de Renzis, Verhängnis.

Achter Jahrgang.

Band
1. 2. Croker, Irgend ein Anderer.
3. Gordon, Fräulein Reseda. — Ein Mann der Erfolge.
4. Feuillet, Künstlerehre.
5. 6. Böhlau, In frischem Wasser.
7. Norris, Die geprellten Verschwörer.
8. Gordon, Daphne. Deutsch von F. Spielhagen.
9. 10. Remin, Ein Genie der That.
11. Poradowska, Mischa.
12. 13. v. Wolzogen, Der Thronfolger.
14. Colombi, Im Reisfeld. — Ohne Liebe.
15. Mairet, Eine Künstlerin.
16. 17. Gunter, Miß Niemand.
18. Heyse, Das Marienkind.
19. Villinger, Schwarzwaldgeschichten.
20–22. Daudet, Jack.
23. Der schwarze Koffer.
24. Mairet, Der Affenmaler.
25. 26. Masterman, Schwer geprüft.

Forts. siehe 4. Seite d. Umschlags.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Vierzehnter Jahrgang. Band 17.

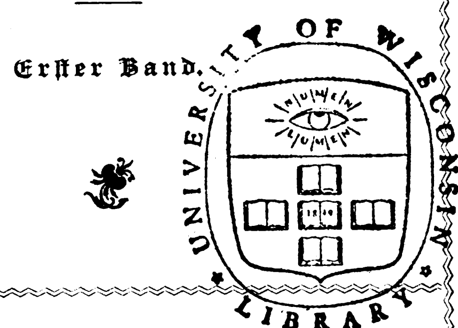
Die schöne Helena.

Roman in zwei Bänden

von

Alexander Baron von Roberts.

Erster Band.



Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1898.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Die Köbesburg.

Ein häßlicher Märzabend, wie durchtränkt von der feuchtschweren Tauluft; die Wege außerhalb des Glacis bodenlos vom grauen Schneeschlamm. Die ohnedies stark verblaßte deutsche Trikolore der Köbesburg hing heute ohne eine Spur der Festfreudigkeit, die zu verkünden sie berufen ist, als ein schlaffer und nasser Fetzen an ihrer Stange.

Die Köbesburg war der Tummelplatz der Füsiliere; freilich sah das in Köln und Umgegend berühmte Tanzlokal von Jakob (auf Kölnisch „Köbes") Blatz nichts weniger als eine Burg und der kleine rundliche Wirt mit seinem bartlosen Mädchengesicht und der hellen Fistelstimme nichts weniger als ein Burgherr aus. Eine Holzbaracke, wie sie eben nicht solider im Bereich des strengen Festungsrayons gestattet war, einstöckig, prosaisch platt und jeder Romantik entbehrend, mitten in die Gemüsefelder des Festungsgeländes hingesetzt, mit einem flachen Teerdach und Fenstern, die auf einem Abbruch ersteigert schienen. Die leichte Holzkonstruktion verlieh den Trompetenstößen der Tanzmusik eine ungeheure, weithin bis zu den Wällen der Festung gellende

Resonanz; und heute besonders schien das wimmelnd volle Lokal unter dem stampfenden Gewoge der tanzwütigen Paare zu zittern und zu schwanken.

Die ganze Garnison freute sich der wiedergewonnenen Tanzfreiheit, denn die drakonische Lokalsperre der Kommandantur hatte wochenlang schwer auf allen tanzlustigen Gemütern gelastet. Seit lange bestand eine Feindschaft zwischen den dritten rheinischen Füsilieren und den elften Kürassieren; es war der natürliche Widerstreit der schweren Reiterei und des windigen Fußvolks; doch von Weihnachten an loderte der offene Kampf, es waren Gefechte und Schlachten geliefert worden, und Blut war geflossen. Im Lazarett wurden Wunden geflickt, und „Papa Müller" in der Schnurgasse, der dem Arrestlokal vorstand, rühmte sich, das gangbarste „Hotel" in ganz Köln zu besitzen — er müßte sogar Gäste abweisen! Es gab stundenlange Appells, wo die Pallasche und Faschinenmesser nach Blut untersucht wurden, und Verhöre vom Morgen bis in die Nacht — das Papier drohte aufzuschlagen, so viel verkritzelten die Auditeure an Akten. Schließlich waren die Truppenteile an den Sonntagen konsigniert und der Bann über eine Anzahl von Tanzlokalen verhängt worden, die sich als die gefährlichsten Kampfplätze erwiesen hatten.

Und die Ursache des gottlosen Krieges? Où est la femme? Natürlich ein Frauenzimmer, eine Köchin, die moderne Travestie jener schönen Helena, deren kokettem Frätzchen zu Gefallen sich die Blüte der Griechen und Trojaner zehn Jahre lang dahingemordet. —

Eine Trompetenfanfare verkündete soeben die Damenpolka. Die ersten paar Takte blieb die weite,

vorhin mit krausen Wasserringeln besprenkelte Diele noch leer und die Musik schallte hohl, mit dröhnendem Widerhall von den sonoren hölzernen Wänden. Doch auf den Estraden der Langseiten, wo man in Gruppen oder Paaren an den Tischen beim Wein saß, surrte die Aufregung. Keine der Damen wollte zuerst einen Herrn auffordern; jetzt erhob sich eine, mit eckiger Genickverbeugung ihren Tänzer vom Platze einladend; gleich ward es auch an den andern Tischen lebendig; ein platzend pralles Ding, hochrot echauffiert, in giftgrünem Tarlatan, wagte sich linkisch trippelnd über die leere Fläche. Und nun stürzte alles los, bald zitterten die Wände von dem Hüpfen der tanzenden Paare, und die beiden Kronleuchter von Petroleumlampen schnellten im Takte leise auf und nieder über dem Gewoge der Köpfe.

„Nun, Len' — riskierst du nit ens einen?“ fragte die Frau Sergeant Blaumüller, eine massivgebaute, starkknochige Person, das breite Gesicht leicht mit Pockennarben gezeichnet, was sie jedoch nicht entstellte.

Die Angeredete war ein hübsches Mädchen mit pikantem Brünettengesicht, das ein üppiges Gewirr fast schwarzer Haare bekrönte; sie war der herrlichen Büste zu Gefallen in knappen, hellfarbigen Kattun gekleidet, eine gewisse selbstbewußte Einfachheit, die sie gegen die mit Fähnchen und schreiendem Firlefanz aufgedonnerten Toiletten der andern Tänzerinnen auffallen machte.

Die Plätze vor den Gläsern waren leer; die Herren hatten sich beim Schmettern der Fanfare geflüchtet, jeder wohl in einer Art zimperlicher Scheu, von der Lena, deren Laune sie kannten, bei der Damenpolka

ausgelassen zu werden. Nur Sergeant Blaumüller selbst saß da, gründlich festgemauert an der Schmalseite des Tisches, den Kopf, dessen Blondhaar leicht zerwühlt und dessen Schnurrbart zerzaust war, auf die eine Faust gestemmt, während die andre Hand das Glas umfaßt hielt; aus seinen verschwommenen, weinschwülen Augen blinzelte er wohlgefällig das Gesicht der Lena an, das mit verlorenem Ausdruck dem Gewühl des Saales zugewandt war.

„Ich paß!“ warf Lena ihrer Freundin zur Antwort hin.

„Na, ich paß auch!“ knurrte der Sergeant in die Faust hinein, und er hob das Glas und stürzte den dunkelgelben Inhalt mit einer überraschend schnellen Schüttbewegung hinab. Dann öffnete er laut prustend die Krampen des engen Tressenkragens.

Seine Frau hob die Rechtecke ihrer breiten Schultern — eine stumme Entschuldigung: er ist heute abermals nahe dem Anschluß! Was ist dagegen zu machen?

„Schad'!“ sagte das Mädchen herumfahrend, „hätt' gern mit Ihnen 'ne Polka getanzt, Herr Sergeant!“ Schelmisch strahlte sie ihn mit ihren großen Augen an.

Blaumüller ruckte mit der Schulter gegen den feisten Rücken seines Weibes — „Die Ehekrüppel passen — he, Alte?“ lallte er.

Frau Blaumüller gab ihm mit ihrer breiten, roten Hand, welche die ehemalige Köchin verriet, einen täppischen Schlag. Aber die Polka ist schon zur Hälfte ausgespielt und keine Zeit zu verlieren! „Wird's bald,

Len'? Ist dir doch nit Ernst mit dem Passen? Bist wieder apart? Is dir wieder keiner gut genug? Hättst gern 'ne Graf?"

Ja, die Lena macht wieder die Aparte! Nicht genug, daß sich ihretwegen die zwei Regimenter die Köpfe blutig gehauen — nicht allein, daß sie es mit den Kürassieren verdorben, bei denen sie zwei Jahre lang die Ballkönigin gespielt und eine ganze Schar von Anbetern aufs Blut gequält! Aber bei den Füsilieren könnte ihr das Wetter einmal umschlagen, die sind nicht so geduldig wie die Deutzer Mehlsäcke.

„Len', guck' nur mal, was sie lauern auf dich! Guck' nur den Blinkmann, den schwarzen Teufel — na, und der Hubert ist dir doch hoffentlich gut genug! Ich weiß, daß du ihn heiraten thätst — das wär' dir 'ne Partie!"

Die Blaumüller kann das Kuppeln immer noch nicht lassen! Heiraten — heiraten — der alte Refrain! Als wenn eine Kommißheirat nicht das Elend bedeutete! Als wenn sie nicht selbst bis zum Hals in solchem Elend säße? Trotzdem: heiraten!

Mit demselben Refrain verfolgte sie die Lena schon vor Jahren, da diese als Stubenmädchen bei den Pifferaths eintrat (Fritz Pifferath, Droguist in der Eulogiusgasse zu Köln, später Rentier zu Deutz), wo sie, die Sett, selbst als Köchin diente, in der That aber mit ihrer resoluten Art das Haus beherrschte, denn die Pifferaths waren zwei winzige, erbärmliche Leutchen, „die man einfach in die Tasche steckt!" wie die Sett der Lena bei deren Diensteintritt erläuterte.

„Lena, du hast doch schon einen?" fragte die Ty-

rannin mit ihrer, zwischen dem vielen Kupfer und Blech der Küchenausstattung laut dröhnenden Altstimme.

Das Lenchen, damals ein herziges, liebes Ding, das erst kurz vorher aus seiner dörflichen Heimat nach der glänzenden rheinischen Hauptstadt versetzt worden war, zuckte verdutzt die Schultern.

„Soll ich dir einen verschaffen? Einen netten Kerl, einen Freund von meinem — einen Sergeant?“

„Ich mag keinen!“ sagte das Lenchen.

„Wa—s?“ Die Sett war ganz empört: „Dumm Dingen!“ rief sie und drehte jener den Rücken zu. Und heute hatte sie noch immer dieselbe Partie für das Mädchen bereit! Aber das ist nicht gescheiter geworden trotz seinen dreiundzwanzig Jahren, wo es doch zum Unterkriechen Zeit zu werden anfängt.

Der Lena war es indes nicht Ernst mit dem Passen. Die Musik prickelte ihr im Blut, ihre Augen funkelten immer begehrlicher unter den Schatten der Wimpern, und gar die Füße wollten ihr keine Ruhe lassen, die hatten ihren eigenen Willen.

Zuletzt erhob sie sich. Frau Blaumüller rief: „Aha, den Hubert, hörst du!“

Doch das Mädchen war schon durch das Gewühl davongeschlüpft.

In der breiten Thüröffnung zum Büffettzimmer hatten sich die Tänzer zusammengedrängt, mit ihrer Zurückhaltung fast nach Mädchenart kokettierend — man will eben von seiner Dame gesucht werden! Wen wird die Lena wählen? Sie schritt auf den Haufen der Harrenden zu, deren Blicke an ihr vorbeiglitten, als wenn sie sie nicht sähen. Desto gespannter folgte ihr

der Blick der Blaumüller. Na, natürlich nimmt sie den Hubert! — Da steht er ja! Er sieht wirklich staats aus mit seiner Brust voll Orden — und proper und blank, daß es eine Lust ist! — Ein Dienstfuchser, und die andern bei der Compagnie können ihn nicht leiden — aber ein solider Kerl, der nicht trinkt — jedenfalls eine Partie! — Was? Die Lena schwenkt ab? verschmäht den Hubert? und wen nimmt sie? — Das Fünkchen!

„Dacht' ich's doch!" rief die Sett, mit der Faust auf den Tisch schlagend, daß ihr Mann aus seinem Rauschdämmer auffuhr.

Das Mädchen hatte kurz vor der Gruppe gestutzt, eine Linksbewegung gemacht und war auf eine Säule zugeschritten, an der ein überaus flotter und hübscher Unteroffizier in glänzender eigener Uniform, nachlässig, in selbstgefälliger Haltung, das eine Bein über das andere geworfen, hingelehnt stand und mit einer auffallend zarten Hand, an der ein großer Siegelring prangte, die Spitze des dunkelblonden Schnurrbärtchens gegen das eine verschmitzt zwinkernde Auge zwirbelte.

„Fünkchen, du tanzt mit mir?"

Er fuhr überrascht empor, wenigstens that er so — o, er hatte das Mädchen gewiß nicht gesehen! Und er vermochte den Ausdruck der Freude, der über sein bräunliches Gesicht glitt, nicht ganz zu unterdrücken — so unklug das ist, einer wie der Lena gegenüber!

„Komm, Fünkchen" — hauchte sie hastig hin, und da lag sie auch schon in seinem Arme zum Tanz zurecht.

Wie stürmisch ihr Atem flutete während des Tanzens! Er glaubte das Funkeln ihrer Augen zu spüren, ohne daß er sie ansah. Welche Lust, mit dem schönen

Mädchen Brust an Brust durch den Saal dahin zu wirbeln! Wie sie sich wohlig hingegeben in seinem Arme wiegte! — Man merkte es auch ihr an, daß nicht nur allein die Freude des Tanzes sie so erregte. Auch ließen die beiden den Tanz über nicht mehr voneinander; natürlich die Polka mit allen Chikanen, links herum, und die schwierigsten Figuren. Es war weitaus das ansehnlichste und gewandteste Paar, durch eine gewisse elegante Grazie der Bewegungen aus der gröberen Art der andern herausgehoben — eine Augenweide, sie tanzen zu sehen. Doch gab es zu viel scheele Blicke, die ihn ihr und sie ihm nicht gönnten.

Die Frau Sergeant war immer noch außer sich. „Sie ist verrückt!“ sprühte sie vor Eifer. „Hängt sich an den Lotterbub! An den windigen Schreiber! Keine Spur von einer Partie!“

Freilich ist das Fünkchen, wie der Bataillonsschreiber Funk seines lebhaften und lustigen Wesens wegen genannt wurde, Lenas Landsmann. Sie sind beide aus Poll am Rhein zu Hause, beides Kinder von Stadtleuten, die ein widriges Schicksal in den Dorfwinkel verweht.

Den Funks, aus einem ehemals angesehenen Mülheimer Kaufmannshaus, war es schlecht gegangen und sie hatten sich nach Poll geflüchtet, wo sie eine baufällige Villa in einem verwilderten Garten mit der Aussicht auf den Rhein bewohnten; hier wenigstens unter den Kohlköpfen hatten sie keine Kritik zu fürchten!

Lenas Mutter war die Frau eines Musikus von den Bonner Husaren, der vom Kriege Anno 1866 nicht heimgekehrt war, obgleich er weder als tot, noch ver-

wundet, noch gefangen, noch vermißt geführt wurde; es hieß, er läge zu Prag in den Banden einer Soubrette, deren Tingeltangellieder er auf dem Klavier begleitete. Frau Sibilla Berg hatte die Schande dieser Witwenschaft nach Poll geflüchtet, wo sie sich und ihr Lenchen von Näharbeit kümmerlich ernährte.

Die beiden Kinder hatten die Schule zusammen besucht, sie waren unzertrennliche Spielgefährten gewesen, eine Kette von allerhand Thorheiten und Streichen knüpfte ihre Erinnerungen aneinander. Damals war er schon das mutwillige Fünkchen, zu dem das Sprühteufelchen von einem Lenchen vortrefflich paßte. Nach Jahren führte sie der Zufall der Gasse hier in Köln wieder zusammen. Das Lenchen war nach Köln in Dienst gegangen, da seine Sprühteufelnatur es bei der Nähmaschine daheim nicht länger ausgehalten; das Fünkchen hatte sich nach allerlei Versuchen, die seine verzweifelten Eltern mit dem Thunichtgut angestellt, in die Uniform stecken lassen; er diente auf Avancement, wegen seiner gewandten Handschrift erhielt er später die Bestallung als Bataillonsschreiber, in der er sich ein allwissendes und protegierendes Air zu geben wußte. Was sollte Besseres aus ihm werden?

Die Freude des Wiedersehens stellte sofort die frühere Kameradschaft wieder her. Sie gingen eine gute Weile zusammen, doch in aller Harmlosigkeit, der Landsmannschaft und der alten Duzbrüderschaft zu Gefallen — bis der zarte Bund plötzlich einen Knick bekam, vermutlich, weil das Fünkchen versucht hatte, mit einem allzukühnen Griff die Freundschaft in Liebe umzuwandeln. Holla! Dafür ist die Lena noch heute nicht

zu haben! Das Schicksal ihrer Mutter steht ihr fort und fort wie ein Brandmal vor Augen. „Hüt' dich vor dem Militär!“ Das ist noch heute der Angstruf, der aus all deren Briefen tönt. O, sie selbst fürchtet das zweierlei Tuch nicht — sie liebt es im Gegenteil! — das liegt im Blut — aber sie läßt sich nicht davon bethören! Im Gegenteil, hat sie nicht jahrelang das ganze Kürassierregiment zum besten gehalten, die ernsten Freier wie die naschsüchtigen Tagesschmetterlinge? Nun spielt sie die Füsiliere gegen die Kürassiere aus — ein Regiment gegen das andre! Auch das Fünkchen soll sich nur nichts einbilden! Daß sie es jetzt abermals mit ihm hält, das ist doch nichts als Berechnung, Politik, Trotz und Trumpf für die andern!

Der Tanz war zu Ende. Lena kehrte nicht zu den Blaumüllers zurück, wo sich unterdes die andern Unteroffiziere wieder eingefunden. Vertraulich auf den Arm des Schreibers gelehnt, stolzierte sie mit diesem laut scherzend an den Tischen vorüber, deren Gäste mit hingeworfenen Bemerkungen kritisierend; und das Blinken der weißen Zähnchen in dem vom Tanz erglühenden Gesicht und das erregte Funkeln ihrer dunkelbraunen Augen erhöhten nur noch ihre temperamentvolle Schönheit.

Dann sah man beide recht auffällig, dem ganzen Lokal zur Achtung, an einem leergewordenen Tische sitzen, wo der Schreiber eine Flasche „besseren“ mit farbiger Etikette und goldener Kapsel springen ließ. Diese Schreiber sind stets die Flottesten! Sie stießen herzhaft miteinander an, daß es gellte; jetzt erhob die Lena sich mit dem Glas und trank über die Köpfe der Nebentische der ferner sitzenden Blaumüller zu. „Prosit

all' zusammen!" rief sie. Es klang so triumphierend; nun, noch im Stehen, setzte sie das Glas an die vollen Lippen und ließ den Wein hinabgleiten, den Kopf weit zurückgebogen, daß man die fast gierige Schluckbewegung ihres wundervollen Halses sah.

Alles lugte nach den beiden hin — wie lustig sie zusammen plauderten, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, Aug' in Auge gebohrt. Sie hatten sich so viel zu erzählen, denn die Tanzsperre hatte sie viele Wochen auseinander gehalten. Gewiß gehörten sie heute mehr denn je zu einander! War er nicht der Paris, der sie, die Helena, den Kürassieren entführt und somit den Anstoß zu dem erbitterten Garnisonkrieg gegeben?

In lachendem Uebermut gedachten sie jener Entführung. Es war am zweiten Weihnachtsfeiertag. Das Fünkchen hatte sich in das Lokal der Kürassiere vor dem Mülheimer Thor zu Deutz gewagt; das war nichts so Auffälliges für diesen Tanzboden-Don-Juan, auch wollte er einmal wieder nach seiner Landsmännin sehen, die ihm, seit sie mit den Pifferaths nach Deutz gezogen und Herzenskönigin der Kürassiere geworden, ganz aus dem Gesicht entschwunden. Er mußte gerade zur rechten Zeit erschienen sein. Die Lena war von einem ihrer weißröckigen Verehrer, den sie etwas zu stark gepeinigt, während des Tanzes brüskiert worden. Er sah sie auf sich zukommen, mit aufgeworfenem Kopf, hochrot vor Erregung und mit flammenden Augen.

„Fünkchen," zischelte sie, ohne weiteren Gutentag, „jetzt tanz' gleich mit mir! Bis zum Umfallen, hörst du!"

Ihre Stimme zitterte von Haß und Zorn, und

während des Tanzens fühlte er das stürmische Pochen ihres Herzens.

Sie hatte also hier bei den Kürassieren den Boden unter sich wanken gefühlt. Steht es so? Wohlan, sie nimmt die Herausforderung an!

Das Komplott war bald vereinbart. Höhnisch stolzierten die beiden in der Pause durch den Saal, und beim nächsten Tanz, einem Galopp, sah man den Füsilier mit ihr, die er fest umschlungen hielt, ein paarmal die Saalseiten entlang schießen — plötzlich raste das Paar durch die ganze Länge zur Thür hinaus. Und weg! Nicht mehr gesehen!

Mit dem Federfuchser! Dem Grünschnabel von einem Füsilier! Von diesem geraubt — den Kürassieren entführt! Zuerst war man starr vor Empörung. Dann platzte die volle Wut über diese Beleidigung der Kürassierehre in dem Ruf nach Rache aus: „Donnerkeil nochmal — dem Rabau haut man einfach den Deetz ein! Und wenn das ganze Füsilierregiment vor die Plempe muß!"

Es war die Kriegserklärung und der Krieg begann. Zuerst einige Rempeleien in den Kneipen, dann ward blank gezogen, und es begann Blut zu fließen. Die famose Schlacht, die auf der Köln-Deutzer Rheinbrücke zwischen den beiden feindlichen Parteien geliefert wurde, und wo von den Weiß- wie von den Blauröcken einige ins Wasser flogen, bis der Brückenmeister den Kampf einfach dadurch zerschnitt, daß er mitten zwischen den Streitenden ein Brückenglied ausfahren ließ, bezeichnete den Höhepunkt des Krieges.

Die Len' mußte sich ob dieser Wirkung ihrer Flucht

vor freudiger Aufregung nicht zu lassen. Sie ward von dem, was in der Garnison vorging, von den Konsignierungen, Untersuchungen, Befehlen und Verboten durch den Schatz des Stubenmädchens bei Pifferaths, des Drückchen, einen feistbäckigen Pionier, auf dem Laufenden erhalten. Dieser brachte ihr auch eines Abends den „Kleinen Beobachter", wo der Fall im „Lokalen" verarbeitet war; sie hatte den Passus auswendig gelernt, nun wiederholte sie ihn wörtlich ihrem Galan: „Wie wir hören, ist die Veranlassung zu dem schrecklichen Krieg natürlich das ewig Weibliche gewesen. Wir haben die ‚schöne Helena', welche die Kampfesfackel in unsre sonst so friedliche Garnison geschleudert, an einem Küchenherd der guten Nachbarstadt Deutz zu suchen. Wart'! (Sie besann sich kurz.) Nicht allein, daß der Reiz ihrer Erscheinung (mit erhöhter Stimme) mit ihrem berühmten griechischen Vorbild wetteifern soll — nein, auch mit ihrem Taufnamen, der zufällig Helena lautet, scheint sie für ihre historische Rolle präde—stilliert."

„—iniert," verbesserte Fünkchen.

„illiert oder iniert! Is egal! Respekt vor der schönen Helena! sag' ich dir, Fünkchen!" Und sie hob die Hand zur rechten Schläfe und salutierte militärisch mit einer drolligen Verbeugung. „Weißt du auch, daß die Kürassier' geschworen haben, mich hier bei euch holen zu kommen?"

„Sie sollen nur kommen! Meinetwegen heut!" rief der Schreiber übermütig, wie begeistert.

„Ich möcht' wissen, ob du Courag' hast, Fünkchen!"

„Wart' doch erst ab!" warf er achselzuckend hin, fast beleidigt, „ich möcht', daß sie kämen!"

Sie biß sich mit den Zähnchen die Unterlippe, und es war fast unheimlich, wie ihr die Augen sprühten in dem Gedanken an eine bevorstehende Schlachtscene zwischen den „Sandhasen" und „Mehlsäcken".

Zweites Kapitel.

Anavang!

Die Lena hatte recht gehabt — plötzlich waren die Kürassiere da. Es war gegen zehn Uhr, während des Contre, den die schneidige Stimme des Bataillonsschreibers, die Musik übertönend, kommandierte. Eben schoben die Visavis der Längsseiten in schwankenden Bogenlinien aufeinander zu, da erschienen sie in der Thür, acht Mann hoch, jedenfalls nur die Avantgarde, aber die Auswahl, das Massigste und Wuchtigste an Nacken, Schultern und Fäusten, darunter die berühmteste Säule des Regiments, ein rothaariger Posaunenengel, und diese Säule schwankte bedenklich. Man trug die hohen Reiterstiefel mit den ungeschickten Pfundsporen — o, man ist gewiß nicht zum Tanzen erschienen!

Zuerst allgemeine Ueberraschung. Das grelle Weiß der Kürassieruniformen wirkte wie ein ungeheurer heller Fleck in diesem, nur vom blauen Waffenrock beherrschten Lokal. Der Contre kam ins Wanken.

„Schän de Damm!" (chaîne des dames) schrie wütend die Stimme des Schreibers. Er wollte sich

nichts merken lassen, daß er beim Anblick des weißen Fleckes gestutzt. Die Len' nickte ihm freudig zu, ihre Augen flammten auf wie im Triumph: „Aha, sie kommen! — Meinetwegen sind sie da! Sie wollen mich holen! Nun, es gilt den Eisbären zu zeigen, daß man ohne sie auskommt!"

„Anavang!" (en avant) ruft sie dem Schreiber zu, mit einer Gebärde, die sie beim Karneval gelernt; die beiden erhobenen flachen Hände schnell übereinander gestrichen, eine Aufforderung zur Ausgelassenheit.

Der ist stets bereit: — „Anavang!" und er schickt sich an, eine seiner effektvollsten Tanzkapriolen zum besten zu geben. Sie fügt sich mit ihrem geschmeidigen Körper sofort in das Spiel, ein Drehen und Winden und Wirbeln und Tollen, daß die andern fast schwindlig werden.

Eine Ahnung sagt ihr, daß es nicht mehr viel Sonntage gäbe, an denen sie sich so „satt tanzen" könnte wie an diesem.

„Anavang also!"

Den „Klumpen" Kürassiere betrachtete sie als Luft, und fuhr mit ihren Blicken und ihrem Lachen mitten hindurch. Der Klumpen hockte jetzt an einem Tisch im Büffetzimmer und vollführte ein gewaltiges Trommeln mit Gläsern und Fäusten nach Wein und Bier, davon man im Nu erstaunliche Quantitäten durch die Kehlen schüttete.

Höhnisch herausfordernd flogen die Blicke der Kürassiere nach dem Saal hinüber: — die Knirpse haben Manschetten vor ihnen! sie wagen nicht zu mucksen!

In der That hielten die Füsiliere noch an sich:

das Lokal ist für jedermann frei — man kann die Kerle nicht ohne weiteres hinauswerfen! Aber innerlich kochte ihnen die Wut über die Frechheit dieses Ueberfalls. Ein Krakeel wird sich schon finden!

Endlich war dieser da. Irgend eine Rempelei. Vom Tanzsaal aus hörte man lauten Wortwechsel, ein Stuhl schlug um, ein Glas klirrte zur Erde, ein gewaltiges westfälisches „Gott verdamm mich!“ mit verschiedenen „Donnerkiels!“ fuhr in das Stimmengewirr. Die Paare hielten im Tanze inne und eilten, des Skandals begierig, in die Thür. Der Lena hüpfte das Herz vor Freude: — heida! Ihretwegen gibt es etwas!

Ein Rudel Blauröcke hielt den Tisch mit der weißen Couleur umzingelt. Dort ragte schwankend die Säule des Posaunenengels; seine Zunge lallte, und mit heftigen Gebärden griff er um sich, während sein roter Kopf gleich einer Abendglut über den Köpfen leuchtete.

Begierig, die Lippen über den zusammengebissenen Zähnen aufgekräuselt, horchte die Lena, und das Gesprüh ihrer Blicke schien die Parteien zu reizen, daß sie endlich aus den unnötigen Worten zur That ausfallen möchten.

Jetzt traktierte man sich mit scharfen Anzüglichkeiten, den Gegensatz des Fuß- und Reiterdienstes betreffend; jetzt wurden die gangbarsten Ehrentitel wie „Mehlsäcke“ und „Sandhasen“ ausgewechselt — zwei furchtbare Beleidigungen.

„Kiß — kiß — kiß!“ machte jemand hinter der Len', wie man zwei wütige Hunde zum Beißen hetzt. Es war ein noch ganz grünes Ding von einem Ladenmädchen, mit einem Straßenjungengesicht.

Jetzt war von Mus und Fricassee und ähnlichen Gerichten die Rede — man wollte die Füsiliere zu Kompott verhauen, wenn sie sich noch einmal drüben in Deutz mausig machten.

Es war die deutlichste Kriegserklärung. Hurrah — nun sind sie aneinander! Welch ein Schauspiel, die Riesen und Knirpse handgemein zu sehen! Ein paar Frauenzimmer juchzten vor Schreck und flüchteten sich in den Saal.

Es gab nur ein kurzes Gemenge mit viel Lärm und Flüchen. Auf einmal wankte die Säule mit dem rotglühenden Kapitäl, und nun schlug sie hin, unter den Horizont der umdrängenden Blauröcke hinab. Ein Geklirr von zerschellendem Glas begleitete den Fall.

„Ruh — Ruh—ä—ä—ä!“ krähte jemand, die Karikatur einer näselnden Lieutenantsstimme.

Es war die Wirtshauspatrouille, ein Unteroffizier Windisch von der fünften Compagnie, im Dienstanzug mit Patrontasche, ein bartloses, schmächtiges Kerlchen, wohl soeben der Unteroffizierschule entsprungen, aber ein gewaltiger Streber, der seinen Dienst aufs schärfste nahm und begierig nach jeder Gelegenheit griff, um seine neugebackene Autorität spielen zu lassen.

Zuerst achtete man nicht auf ihn, dann wurden ein paar höhnische Stimmen laut.

„Ruh—ä! Pätrull—ä!“ krähte der Unteroffizier abermals, und er hielt vor dem streitenden Haufen, den schmalen Brustkasten herausgereckt, den Daumen der weiß behandschuhten Rechten nachlässig zwischen den dritten und vierten Knopf geklemmt, die Linke am Griff des Faschinenmessers. Mit den hellen, habichtsscharfen

Augen visierte er einen Punkt in dem Haufen, irgend einen Uniformsknopf, keines der Gesichter, als wenn es solche für ihn nicht gäbe. Nur noch ein Mucksen, und es kommt ihm nicht darauf an, einfach das ganze Lokal zu arretieren!

„Haut — haut ihm — den De— De— Deetz ein!“ brüllte es hohl vom Boden herauf.

„Pscht! Pscht!“

Die andern zeigten noch Raison und fuhren beschwichtigend dazwischen: er ist ein Vorgesetzter im Dienst, und eine Widersetzlichkeit gegen einen solchen kann einen spielend zur Festung bringen! Das Kerlchen da macht keinen Spaß!

„Sie werden das Lokal verlassen!“ befahl dieses gemessen, in den Kreis tretend, der sich vor ihm geöffnet, gegen einen der Kürassiere gewendet; natürlich war es gar nicht einmal der Störenfried.

„O', Herr Unteroffizier!“ flehte die Fistelstimme von Herrn Köbes. „Se amüsieren sich! Se duhn sich nix!“ So splendide Gäste will man ihm ausweisen?

„Sie werden das Lokal verlassen!“ wiederholte der kleine Wüterich mit eisigster Ruhe, den Daumen immer noch zwischen die Knöpfe gehakt.

„Ho! ho!“ schallte es aus dem Kreise der Eisbären.

„Sie gestatten doch, Herr Patrouille, daß wir — Gott verdamm mich! — unsern Wein austrinken?“ meinte einer mit einem ironisch laut klingenden Zusammenschlagen der Hacken.

Das bartlose Kerlchen zuckte nur kurz die Schulter und visierte jetzt wieder mit einem feinen, nichts Gutes bedeutenden Blinzeln den gewissen Punkt. Dann machte

es Kehrt und wandte sich mit wohlgesetzten Schritten, deren Wichtigkeit etwas durch das Singen der Stiefel verdorben wurde, dem Saale zu, wo es sich in Positur setzte, um Befolgung seines Befehles abzuwarten.

O der ungeheuren Blamage! Die Füsiliere verbieten ihnen das Lokal!

Nun, sind sie, die Kürassiere, denn nicht zur Herausforderung erschienen? Die Avantgarde hat ihren Zweck erreicht, wohlan, nun kann das draußen harrende Gros zum Gefecht übergehen!

Der eine der Kürassiere steckte zwei gespreizte Finger in den Mund und ließ einen flötenartig hohlen Pfiff durch das Lokal gellen. Wie in einer Oper die Chöre und Statisten auf das Signal des Regisseurs aus allen Coulissen stürzen, so war in wenigen Minuten das Lokal von Weißröcken überschwemmt. Zu allen Oeffnungen schienen sie hereinzudringen, es war fast wie eine Zauberei.

Sporenklirrend, mit den ungeschlachten Pallaschen aufstampfend, trotz des Verbotes, Waffen in ein Tanzlokal einzuführen, breiteten sie sich aus, ohne ein Wort oder einen Gruß, nur das breite Grinsen ihrer höhnenden Mienen, nur die stumme Wucht ihrer langsam vorschiebenden Massen, die durch neu hereinquellende Massen immer noch verstärkt wurden. Es war die weiße Farbe, welche die blaue gleichsam aufzusaugen im Begriff war.

Es sollte ja ohne Blutvergießen abgehen! Nichts weiter, als daß den rheinischen Jungens einmal gründlich der Uebermut gelegt werde! Man fegt sie aus ihrem eigenen Lokal — einen größeren Tort kann man

ihnen nicht anthun! Und das im Angesicht der Frauenzimmer!

Zuerst waren die Füsiliere verblüfft von der Ueberraschung; sie sahen sich diesen Massen gegenüber wehrlos. Die Weiber hatten sich nach dem andern Ende des Saales geflüchtet; noch nahm man den Ueberfall als einen Scherz, und die Füsiliere mußten sich allerlei Sticheleien von ihren eigenen Damen gefallen lassen. Hat man jetzt nicht an Tänzern die schwere Auswahl? Und welche Farbe man haben will!

Plötzlich intonierte das Orchester von der im bläulichen Staubdunst fast verschwindenden Musikbühne einen Walzer. Alles lachte, Weiß- wie Blauröcke; an ein Tanzen war zwar in dem Gedränge unmöglich zu denken, aber man konnte sich ja nun beim Takt der Musik die Köpfe einhauen! Einige Füsiliere versuchten es mit ihren Tänzerinnen, doch die Weißröcke gaben um keinen Fußtritt Platz her. Da kam es an einer Stelle zur Rempelei — gleich flogen scharfe Worte — man ward handgemein. Sofort brach der Brand an andern Stellen des Saales aus. Die Füsiliere begannen sich ernstlich zur Wehr zu setzen. Die Faschinenmesser, die im Vorsaal hingen, waren ihnen abgeschnitten; gut, was ein rechter Füsilier ist, dessen Tapferkeit ist nicht an ein elendes Kappesmesser gebunden! Wozu sind denn Gläser und Flaschen da, als zum Dreinhauen? Wachsen den Stühlen die Beine zu einem andern Zwecke?

Und man begann eine Barrikade zu bauen, um dem weiteren Vordringen des Feindes Einhalt zu thun. Tische wurden zusammengerückt und Fässer herangerollt,

zum Entsetzen des armen Herrn Köbes bemächtigte man sich der Gläser und Flaschenvorräte. Hinter der Barrikade ward die Weiblichkeit in Sicherheit gebracht; einige zeterten und hielten sich die Augen, um nichts von dem Gewühl zu sehen; die Sett stand da, nach ihrer Art die derben Fäuste in die Seiten gestemmt, mit einem Kommandeurblick das Kampffeld überschauend.

„Schad', daß mein Mann seinen Anschluß hat!" meinte sie. „Guck' nur, Lena, was dein Fünkchen für ein Maul führt — ich mein', er soll sich nit zu viel herausnehmen! — Jetzt hauen sie sich! Klatsch — klatsch —"

„Kiß — kiß!" hetzte das blutjunge Ladenmädchen hinter ihnen.

Der Lena war es, als fühlte sie sich wachsen vor freudigem Uebermut — ihretwegen der ungeheure Jux! Sie meinte, sie müßte mit ihren Blicken die Kämpfenden anfeuern — einmal wollte sie selbst vorstürzen, in das Getümmel hinein, doch noch hielt die Sett sie zurück: „Bist verrückt! Genug, daß sie deinen Schreiber verhauen! Wo ist er denn?"

Sie hatten das Fünkchen aus den Augen verloren. Der Kampf loderte in wüstem Durcheinander über den ganzen Saal — gewaltiger Lärm von Flüchen und Drohungen — umschlagende Stühle und Klirren von Gläsern — Weiberstimmen kreischten, jetzt rasselten Waffen, dazwischen der Jammer des armen Herrn Köbes über sein zerschlagenes Geschirr und die in Stücke fliegenden Fensterscheiben.

Plötzlich taucht aus dem Getöse der Ruf nach der „schönen Helena!" Es muß doch alles einen Zweck

haben — warum ist nicht schon längst diese Parole ausgegeben? Und das sinnlose Wüten und Zerschlagen scheint zu stutzen bei dem Ruf.

„Die Len'! Die schöne Len'! Wo ist sie? Heraus mit ihr!"

Man jagt das Mädchen den Lotterbuben einfach ab! Das ist genug des Triumphes für heut!

„Her damit! Wo ist sie?"

Und gleich einer andern Lawine wälzt sich das Geschrei nach der „schönen Helena" durch den Saal.

Der Lena pochte das Herz zum Zerspringen. So muß es kommen! Heut ist ihr höchster Ehrentag! Zwei Regimenter, die sich ihren Besitz streitig machen! Aber sie soll der Gewalt weichen? Sie soll sich von den täppischen Eisbären, die sie schlecht behandelt, wegschleppen lassen? Wider ihren Willen? Holla, laßt sie nur kommen! Und unwillkürlich wuchtete sie ihre zuckenden Fäuste; ihre Zähne funkelten zwischen den aufgeworfenen Lippen, als wollten sie sagen: Wir sind auch noch da — zum Beißen, wenn nichts andres hilft!

„Das Beste wär', sich davon zu machen!" meinte die Sett. „Wohin? Das Lokal ist umzingelt!" hieß es. „Keine Maus kann heraus!"

Schon wälzt sich die Lawine näher gegen die Barrikade hin. Den Kürassieren und ihrer Uebermacht muß der Sieg bleiben!

„Die schöne Len' heraus! Her mit ihr!" — brüllend, schreiend, plärrend, fluchend, lachend, in allen Tonarten.

Plötzlich fühlte sich die Heldin dieses Kampfes am Arm gefaßt: „Kommen Sie, Fräulein — machen

Sie schnell! Ich bring' Sie heil heraus!" drängte jemand.

Nicht sofort erinnerte sie sich des Gesichtes. Aha, der langweilige höfliche Sergeant Hubert, dem sie all die Zeit über von der Blaumüller verkuppelt werden sollte?

Zuerst wollte sie einfach ablehnen — ei, sie bleibt! Die Len' und durchbrennen! Dann durchzuckte sie ein plötzliches Gelüsten, ihnen, ihnen allen abermals ein Schnippchen zu schlagen.

„Kommen Sie schnell, Fräulein, ehe Sie erwischt werden!"

Flüchten — und die haben all das Nachsehen! Ein neuer, ein ganz wundervoller Spaß! Sie besann sich nicht lang. „Anavang!" —

Die Flucht war nicht so einfach. Die beiden mußten sich winden und durchzwängen — überall ein Chaos von Menschen und Geräten, auch gab es zu klettern und zu springen. Sergeant Hubert bahnte ihr mit einem fast komisch wirkenden Eifer den Weg durch all die Hindernisse. Zuletzt noch die schwierige und gefährliche Eskalade eines hohen Fensters, wo ihr Retter sie von der andern Seite auffing, da sie mit juchzendem Lachen, wieder mit ihrer Parole „Anavang!", in seine vorsichtig ausgebreiteten Arme sprang. Aber ein Sergeant Hubert ist zu solid, um die hübsche Situation auszunutzen! Gleich setzte er sie mit einer galanten Verbeugung auf die Erde nieder. Fast that es ihr leid, daß die Flucht so schnell das freie Feld erreicht hatte. Sie liebt dergleichen Abenteuer!

Im eisigen, fast grundlosen Schneeschlamm eines

Ackerfeldes arbeiteten sie sich mit großer Mühe weiter, sie immer noch kichernd (auch das ist amüsant! Es ist alles amüsant!), er sie stützend und führend, bis sie endlich den festen Grund der Chaussee unter ihren Sohlen fühlten.

Dort hielt der Sergeant, rückte Faschinenmesser und Mütze ordnungsmäßig zurecht und nahm eine pedantisch steife Positur an, die Hand an dem Mützenschirm. Die Sett hatte recht, es war eine überaus stattliche Figur, auch das Gesicht kräftig hübsch, wie sie beim fahlen Schein unterschied; doch ein rechtes Kommißgesicht mit eckig geschnittenen Bartkoteletten und scharf dienstmäßig nach vorn über die Schläfe gestrichenem Haar.

„Ich hatte die Ehre, mein Fräulein, Ihnen vor zwei Jahren bei der Hochzeit von Sergeant Blaumüller vorgestellt zu werden“ — sagte er — „mein Name ist Hubert!“

Ei, sie kennt ihn ja doch! Die feierliche Vorstellung nach all den grausen Abenteuern hier auf dem freien und dunkeln Feld machte einen überwältigend drolligen Eindruck auf sie. Hellauf mußte sie lachen.

„Meinen Sie denn, ich hätt' weder Augen noch Ohren, noch Gedächtnis, Sergeant?“ rief sie übermütig. „Nur eins hab' ich nicht — ein Herz! Wohl zu merken!“

Dieses hübsche Geständnis war wohl wert, daß man es mit einem neuen Lachen hinwirbelte, in das dumpfe, von klirrendem Glas untermischte Getös hinein, das unheimlich von der Köbesburg herüberschallte.

Drittes Kapitel.

Fünkchen.

Es war neun Uhr. Melancholisch tönten von der Deutzer Kürassierkaserne die langgezogenen Noten der Retraite in Lenas Küche herüber. Eine Musterküche, über und über leuchtend von blankem Metall und weiß gescheuertem Holzwerk. Der Kochherd mit seinen messingenen Beschlägen schien zu strahlen von einem inneren Ehrgeiz, es an Sauberkeit der Maschine eines Rhein-Salondampfers gleichzuthun. Frau Fritz Pifferath beneidete ihre Köchin um diesen Aufenthalt, und sie konnte nicht genug die weiße buchene Tischfläche bewundern, die ein Musterwerk der Scheuerkunst darstellte. Die Lena behauptete, hierfür ein ganz besonderes Rezept zu besitzen, das sie ängstlich geheim hielt. Dieses pflegte sich an den Samstagabenden in Gestalt des kleinen, feisten, mobilen Pioniers einzustellen, des Drückchens Schatz. Er hieß Drick mit Vornamen; allein schon des Namens wegen paßte er zu dem ebenso rundlichen, feisten und mobilen Hausmädchen, und die Lena übte über das Paar eine tantenartig gönnerische Protektion. Drick war seines Zeichens Schiffer, was auch die feinen goldenen Ringe an seinen rotbraunen Ohren andeuteten; er verstand sich auf das Scheuern und Wasserplantschen wie einer, und er ruhte nicht, bis er die Tischfläche blank hatte, „wie den Mülheimer Exerzierplatz am Sonntag“.

Eine Seltsamkeit dieser Küche war die Ueberfülle von porzellanenen und lackierten Büchsen und Dosen, die auf Gestellen die Wände entlang gereiht standen.

Als Herr Fritz Pifferath sein Droguengeschäft in der Eulogiusgasse verkaufte, um sich auf der Deutzer Rheinseite zur Ruhe zu setzen, vermochte er sich nicht von seinen geliebten Büchsen und Dosen zu trennen, und so kam es, daß sich die alltäglichen Küchenbedürfnisse, wie Mehl, Gries, unter den gelehrten lateinischen Etiketten unterbringen lassen mußten. Herrn Fritz Pifferath, ein winziges, wie eingetrocknetes Männchen mit raschelnden Bewegungen, ergriff es jedesmal mit einer Art Wehmut, wenn er die Küche betrat.

Die Lena saß am Küchentisch und strickte beim Schein der Petroleumlampe. Es war so einsam. Die Pifferaths, die mit den Hühnern zu Bett gingen, schliefen längst. Das Drückchen war zu einer Besorgung aus, nur ein Vorwand, um ihren Drick zu treffen. Man konnte auf die beiden lustigen Vöglein fast eifersüchtig werden! Unter der glänzend schwarzen Herdplatte knisterte hier und da eine erwachende Kohle, einförmig ging das Ticktack der kleinen Küchenuhr, und von draußen halten die Töne der Retraite.

Früher erklang ihr das abendliche Signal in solch schmetternder Ausgelassenheit wie ein Gruß, den ihr die Gesamtheit der gepanzerten Verehrer darbrachte. Vorüber! — Seit dem letzten Sonntag hat sie ihre Rolle als Ballkönigin und Herzensbethörerin ausgespielt! Sie weiß das — in den Trümmern der Köbesburg versank ihr Stern!

Nicht weil das Fünkchen schwer verletzt im Lazarett liegt! Nein, ein Gefühl sagt ihr: Lena, nun ist's aus mit Tanzen und Springen und von einem Ast zum andern hüpfen!

Sie hatte erst am folgenden Tage nach der Erstürmung der Köbesburg von der Verwundung des Fünkchen gehört. Drick brachte ihr die Nachricht am Abend in die Küche. Er war als Ordonnanz zur Parole-ausgabe auf dem Neumarkt gewesen und wußte alles aus erster Quelle.

„Sie stehen all' Kopf!" rief der fidele Pionier, als er in die Küche trat. Und er berichtete von der Aufregung der Herren Vorgesetzten. — „Die Feldwebel haben sich lahm geschrieben an dem Parolebefehl! Ich bin noch ganz blau angelaufen von dem Gerüffels — nicht, Drückchen?"

Er wollte den beiden Mädchen ein recht anschauliches Bild geben: „Jetzt bist du ein Oberst, Drückchen — lach' nit! Mit der Hand zalutiert, sag' ich dir! — Du, Lena, bist der andre Oberst — ich bin Seine Excellenz!"

„Ach, laß doch die Dummerei!" wehrte Lena.

„Stillgestanden! Auch noch muckſen! Das fehlt noch grad'!"

„Psch! Du weckst mir die braven Kinderchen auf!" sagte die Lena; natürlich meinte sie damit ihre winzige Herrschaft.

Drick schob die Hand mit einer theatralisch wichtigen Schwungbewegung zwischen die Knöpfe des Waffenrocks und ruckte den Kopf in die Höhe. „Ich bin also Seine Excellenz. Meine Herren, ich muß mir sehr wundern (mit wuchtigen Taktbewegungen des andern Armes). Sie, Herr Oberst, haben keinen Zug im Regiment! Ihr Regiment, Herr Oberst, ist gänzlich verlotdert. Ich werde eine exemplarisch' Bestrafung — was, Sie

lachen noch, Herr Oberst — ich laß Sie sofort einspunnen!"

Das Drückchen konnte sich nicht mehr halten vor Lachen — Seine Excellenz brachte also sofort die Strafe einer energischen Umarmung und eines exemplarischen Kusses bei dem widerspenstigen Oberst in Vollzug.

„Genug mit dem Fastelabend!" rief die Lena ungeduldig. „Was gibt es Neues?"

Drick wußte sofort, auf wen sie mit diesem unbestimmten Neutrum zielte. Es ward ihm schwer, die gute Laune in eine ernstere Miene umzustellen.

„Na, er liegt, das weißt du doch, Lena?"

„Wer?"

„Na, man meint, du wolltest dich verstellen. Na er, das Fünkchen! Er hat 'was Tüchtiges weggekriegt. Er liegt im Lazarett — ich dacht', du wüßtest es?"

Drückchen that einen kurzen Ueberraschungsschrei, Lena verfärbte sich ein wenig.

„Sie sagen, er hätt' für viele Wochen zu liegen . . . Du kannst dich bei ihm bedanken, Len'!"

„Seine Schuldigkeit!" warf sie über die Schulter weg in erzwungen schnippischem Ton den beiden hin. Sie hatte ihnen den Rücken zugewandt und fand plötzlich im Schranke zu kramen. Die beiden brauchten nicht zu merken, wie die Nachricht sie gepackt!

An einem der nächsten Tage begab sich Drick auf Lenas Drängen ins Lazarett, um sich nach dem Fünkchen zu erkundigen. Es ging ihm nicht sehr gut — aber keine Gefahr!

Das arme Fünkchen! Der Unfall ging ihr sehr zu Herzen. Was sie nur thun könnte, um es ihm zu

vergelten? Ah, aber auch das muß von jetzt ab aufhören! Der trübe Schein der Küchenlampe und die Einförmigkeit des Strickens riefen allerlei Bilder der Vergangenheit in ihr wach. Sie sah sich als Kind auf einem Schemelchen sitzen, zu Füßen ihres Mütterleins, dessen blasses, verhärmtes Antlitz, von dunkeln, glatt angestrichenen Haarbanden umrahmt, sich gegen die Helle des kleinen bäuerischen Dachstubenfensters zeichnete. Und das Mütterlein nähte — nähte Tage, Monate, Jahre hindurch. Das Haus verließ die stille Frau nur selten — die Sonne und die Gasse und die Gesichter der Menschen zischelten ihr höhnisch von der Schande ihres Witwentums. War denn hier innen in dem niederen Stübchen mit den schrägen Dachbalken nicht Sonnenschein genug, um sie die lächerliche Häßlichkeit ihres Schicksals vergessen zu machen? Welch ein erquickender Augentrost war das Lenchen! — nur daß ihr die Sprühteufelnatur des kleinen schwarzlockigen, funkeläugigen Dinges immer mehr Sorge machte. Aber man muß es sich austollen lassen — wer weiß, was ihm später beschieden ist! Und so tollte das Lenchen sich aus, und das Fünkchen half ihm herzhaft dabei.

Dann sah sie sich neben der Mutter an dem quadratischen Fensterchen sitzen, vor sich die schnarrende Nähmaschine, und die schnarrte und rasselte ihr unendlich eintöniges Tempo Tage, Monate, Jahre hindurch. Was? Ihre blühende Jugend soll sie freudlos in diesem entsetzlichen Einerlei vertrauern? Ei, sie will auch mit dem Schnäbelchen an den roten Kirschen picken wie die andern!

Im Winter, wenn die Obstbäume entlaubt waren,

konnte sie vom Fenster aus den Rhein fließen sehen, jetzt grün, dann grau, dann lehmig gelb, dann von drängenden, sich überschiebenden weißen Eisschollen bedeckt. Und ihre Sehnsucht schoß mit hinunter, stromab, wo die Städte mit ihren Domen und palastartigen Hotels sich im Wasser spiegelten und die Straßen voll fröhlichen Lebens wimmelten. Man erfährt von andern, die nach Köln und Düsseldorf und Bonn gegangen waren und dort ihr Glück gemacht hatten. Auch ihr Spielkamerad, das Fünkchen, ist längst in die Weite. Sogar war er seinen Eltern, die den Thunichtgut in eine geistliche Anstalt von bekannter Strenge zur Kur gethan, aus den Augen entwischt und trieb sich auf eigene Faust umher. Ei, sie will auch fort!

Einmal nahm sie der Onkel Steuermann, ihrer Mutter Bruder, der von Zeit zu Zeit in Poll vorsprach, mit auf seinen Schlepper. Es war ein knorriger Mann mit einem braunrot verwitterten Gesicht, die Wangen und die kugelige Nase von feinem blauen Geäder bedeckt, das Kinn von einem grauen Kranzbart umrahmt. Er sagte selten etwas und kaute dafür um so eifriger an seinem Priem. Kam also und nahm das Lenchen mit aufs Schiff, einen „Mathias Stinnes“, wo er den ersten Steuermannsposten versah. Der Schlepper war diesmal festlich beflaggt und bewimpelt. Weswegen? Nun, in Köln ziehen die Truppen vom Feldzug heim.

Bald rauschte der mächtige Dampfer, Onkel Balthes oben auf der Steuerbrücke, mit weit ausholenden Armen das Rad regierend, durch die geöffnete Kölner Rheinbrücke. Das Lenchen war ganz verblüfft vor Staunen.

Dort im Sonnenschein lag das vieltürmige Köln in majestätischem Oval über den weiten Spiegelglanz des Wassers gebreitet. Und der Dom ragte, jede Vorstellung ihrer Phantasie übersteigend, wie ein Feenwerk in den Himmel, um so zauberhafter, da das steinerne Wunderwerk damals von dem kunstvollen Baugerüst wie mit einem feinen durchsichtigen Schleier umsponnen war. Sie hielt den Atem an und machte große, erstaunte Augen — nur sehen und lauschen! An Türmen und Häusern flatterten Fahnen, die Luft war von wogendem Glockenklang erfüllt, und aus den engen Gassen tönte schmetternde Militärmusik in das Rauschen und Keuchen des Dampfers hinein. An der Barriere der ausgefahrenen Brücke hielt ein Trupp Reiter in der grellen Sonne, etwas ungemein Glänzendes und Prächtiges. Was ist das? Kein Wort als Frage, nur ein stummes Hinnicken. „Dat sin de Korassier!" gab der Schiffsjunge neben ihr Bescheid. In der Kirche zu Poll war ein heiliger Georg zu Pferde, eben erst neu angestrichen und vergoldet; sie meinte, dort hielte ein ganzer Trupp von solchen Heiligen.

Wochenlang lag ihr die Beklemmung des Staunens über die Wunderstadt Köln auf der Seele. Endlich platzte es heraus: „Mutter, ich will fort — ich geh' nach Köln —"

„Später —" setzte sie schnell hinzu.

Wie die gute Frau erschrak! „Herr du mein . . ." Wer hat dem Kind so ein Ungeheuer in den Kopf gesetzt?

„Du nit! Du darfst nit hin, Len'!" Das „Du" so seltsam betont.

„Warum grad' ich nit, Mutter?" fragte das Lenchen erstaunt.

Die gute Frau zögerte. „Bist zu schad'!" flüsterte jene, und ihre blassen Wangen färbten sich — „bist zu hübsch!" verbesserte sie sich.

Zu hübsch . . . ist sie das? Als wenn sie sich plötzlich mit ihrer Schönheit auch ihrer Kraft bewußt würde. Gerade muß sie dann nach Köln! Was soll ihre Schönheit hier in Poll? Etwa an der Nähmaschine verwelken? Und „zu schad'?" Sie sann darüber nach. So bringt Schönheit Gefahr? Wie in einem Schreck hielt sie sich die Augen — ist ihre Mutter auch schön gewesen? Man sieht es ihr noch heute an — freilich eine andre Art von Schönheit, sanfter und zerbrechlicher als die ihre.

Sie hatte in einem Geschichtenbuch von einem Weib gelesen, das mit ihrer Schönheit die Männer zu ihren Füßen zwang, um ihnen dann in höhnendem Triumph den Rücken zu wenden. Wenn Schönheit eine Gefahr ist, so kann sie auch eine Macht werden! Es war das erste Erwachen des Dämons in ihr, eine Ahnung, daß sie noch berufen wäre, die schmähliche Witwenschaft ihrer Mutter und die Kümmernis ihrer eigenen Jugend zu rächen.

Von da ab war es ihr oft, als müßte sie hier in der Enge ersticken; das Blut wallte ihr zuweilen so angstvoll zu Kopf, während doch ihre Wangen zu blassen begannen gleich denen der Mutter. Sie kann das Nähen und Sitzen nicht vertragen! wisperte die Weisheit der Nachbarinnen. Sie muß fort! Schaffen, rennen, treppauf, treppab, hin und her — ein Dienst würde ihr gut thun.

Zuletzt ward es schlimm mit ihrer Gesundheit, daß der Arzt gefragt werden mußte. Der gab ein Rezept, das hieß: „Fort! In Dienst!" — Ganz das, was die Nachbarinnen geraten.

„Heilige Mutter Gottes . . ." Die arme Sibilla sah schon ihr Kleinod da draußen im Wust des Lebens verkommen und verderben.

„Es ist ja nicht für lang," tröstete sie das Lenchen, „und du kommst nach, Mutter!"

Die wird unterdessen für das Heil ihres Kindes beten. Zuletzt lachte das herzige Kind sie aus ob ihrer Angst: „Mutter, ich fürcht' mich nit!" Und ihre Augen blitzten wie eine Herausforderung.

„Hüt' dich vor dem Militär," flüsterte die Mutter, das Haupt an der Schulter ihres Kindes verbergend. —

In Köln fing das Lenchen ganz klein an. Zuerst als Kindermädchen bei sieben Ausbunden von Ungezogenheit, wo sie sich mit Fäusten ihrer Haut zu wehren hatte; dann in einem Restaurant als Küchenmagd, wo es vollauf zu essen, aber nichts zu schlafen gab: um ein Uhr ins Bett, um vier Uhr wieder heraus; dann bei einem Millionär als Stubenmädchen, eine verblüffende Pracht der Ausstattung, alles voll Gold, aber nicht satt zu essen. Sie war von ihren Illusionen ziemlich ernüchtert, und die Fata Morgana von dem glänzenden Köln schrumpfte ihr allmählich zu einer häßlichen, engen, mit Plackerei und Demütigung erfüllten Wirklichkeit zusammen.

Da geriet sie an die Pifferaths in der Eulogiusgasse, wo die starkknochige Sett ihre unerhörte Tyrannei übte. Wie ängstlich und gedrückt trippelten die armen

Leutchen in ihrem eigenen Hause umher! Wahrhaftig, sie hatten Angst vor der Sett, ihrer Köchin! Frau Pifferath wagte nicht einmal die Küche zu betreten; heimlich, hinter Setts Rücken ballte die zimperliche, kleine Dame die Fäustchen gegen die unerhörte Tyrannei; immer winziger schmiegte sie sich in die ungeheure Rundung des Lehnsessels, das schmale Gesichtchen auf die Filetarbeit gesenkt, während Herr Pifferath eifrig und energisch in Laden und Magazin umherraschelte — aber sofort knickte auch er mutlos zusammen, wenn er das Machtgebiet der Sett betrat.

Zuweilen winkte Frau Pifferath das Lenchen herbei und flüsterte, sehr vorsichtig nach der Küche deutend: „Len', laß dir nichts vorreden von der! Die ist eine Läuferin — alle Sonntagnacht auf dem Tanzplatz — o!"

Und eine Gebärde des leisen Schauders. Ja, sie nahm sogar Lenas Hand und streichelte die: „Weißt du, Len', laß dich nicht mit dem Militär ein, die taugen alle nichts!"

Es klang so gut und treu, als ob ihr Mütterchen sie ermahnte.

Nach einem halben Jahr machte die Sett Hochzeit. Sie selbst hatte das nicht so schnell erwartet, aber die Pifferaths hatten sich entschlossen, ein Tüchtiges für die Ehe beizusteuern, als wenn sie sich damit von der Tyrannei loskaufen wollten. Ja, sie rüsteten sogar die Hochzeit in ihrem Hause, und Herr Pifferath ließ ein paar Flaschen Champagner springen, vor Freude über die Erlösung.

Nun trat die Len' an Setts Stelle, während das Drückchen als Stubenmädchen eingestellt wurde. Die

Pifferaths begannen aufzuleben, er raschelte nun wieder in der Privatwohnung umher, und es war, als füllte sie mit ihrem Persönchen nun wieder etwas mehr von dem weitumarmenden Rund des Lehnsessels aus. Doch sie waren beide einmal dazu bestimmt, in die Tasche gesteckt zu werden. Die Lena fand nach einiger Zeit, daß die beiden braven Leutchen dort, in einer, z. B. in ihrer eigenen Tasche, am besten aufgehoben wären. O, sie hatte von der Sett gelernt! Freilich unter der neuen Tyrannei, die das Lenchen auszuüben begann, duckten die Leutchen sich mit wohligem Behagen, so sehr war diese Tyrannei mit allerlei Aufmerksamkeiten verzuckert. Und allezeit helle Augen, und allezeit zum Singen bereit wie ein Vöglein. Insgeheim jammerten die Alten nach ihrem eigenen Töchterchen, das ihnen der Tod aus gleicher Vögleinfröhlichkeit jäh herausgerissen; es waren ihnen noch zwei Söhne geblieben, die beide über dem Meer in Ländern mit großen, seltsam bunten Freimarken ansässig waren.

Eines Sonntagnachmittags stand die Lena in der Hausthür, sauber und adrett wie immer, ihre weiße Latzenschürze schien zu leuchten in dem Dämmer der engen Gasse mit ihrem schwarzen, stets feuchten Basaltpflaster.

Es war ein herrlicher Maientag, die Schornsteine droben ragten wie vergoldet im Sonnenschein; mit ausgelassenem Schwi—i! schossen die Schwalben über den Streifen tiefblauen Himmels hin, den die winkeligen Dächer einrahmten.

Die Luft hing so voll Sehnsucht.

Kam die Gasse herab ein Füsilier geschlendert,

einer von den richtigen rheinischen Jungens, gesund und frisch und flott; seine Stiefel knarrten so unternehmend. Er blieb bei dem Friseur gegenüber, der eben in der Thür stand und den er kennen mußte, halten, um sich Feuer für seine Cigarre zu erbitten. Die paar Blicke, die der Lena wider ihren Willen nach hinüber ausglitten, sagten ihr, daß von ihr die Rede sei. Das war sie schon gewohnt. Jetzt, aus dem Rauch der neuentzündeten Cigarre, der das kecke Gesicht umqualmte, nickte der Füsilier übermütig nach dem hübschen Ding hinüber. Dann flüsterten jene beiden zusammen. Plötzlich that der Füsilier verwundert, und gleich darauf kam er über die Straße, gerade auf das Lenchen zu.

Sie hatte nicht mehr Zeit, ihm die Hausthür vor der Nase zuzuschlagen, so überrascht war sie. Nun prallte sie zurück, da er sie anredete — wie unverschämt die Soldaten sind!

Aber er sehr artig, sehr förmlich, die Cigarre aus dem Mund genommen, und galant mit der behandschuhten Hand an die Mütze, die leicht schief saß, salutierend: „Mein Fräulein, verzeihen Sie, habe ich die Ehre mit Fräulein Berg aus Poll ...?“

„Was geht das Sie ...“

Doch sie rief es nicht ganz aus. Was, soll sie auf eine höfliche Frage nicht höflich Antwort stehen? Und der Klang dieser Stimme ...

„Mein Name ist Bruno Funk aus Poll ...“

Die Hacken zusammen, die flache Hand abermals am Mützenschirm, stand er da, und seine listig strahlenden grauen Augen weideten sich an der Ueberraschung des Mädchens.

„Jömmich — et Fünkchen!“ rief sie laut.

Gleich übergoß eine Purpurröte ihr Gesicht; sie hob die weiße Schürze und preßte sie verlegen gegen die Augen; gleich ließ sie dieselbe wieder fallen.

„Is et möglich — Herr Funk . . .“

„Fünkchen,“ verbesserte er.

Ei, er ist doch ausgewachsen und trägt eine Uniform! Aus dem Fünkchen ist ein tüchtiger Funken geworden.

Die Freude des Wiedersehens war doch groß auf beiden Seiten. Die Heimat, die süße Heimat! Und die Erinnerung an die goldene Kinderzeit schlang sich wie ein unsichtbares Band um beide. Es gab so viel zu erzählen, und sie plapperten sich auf eine Stunde fest, immer wieder dazwischen das bedeutsam stumme Erstaunen; welch ein Bild von einem Mädchen aus dem Sprühteufelchen erblüht! welch ein schmucker Soldat sich aus dem wüsten Fünkchen entwickelt!

Fast zu freudig erzählte die Lena ihrer Herrin von dem hübschen Begegnis. Die drohte ihr mit dem dünnen Fingerchen, das an dem Ende mit Nadelstichen gezeichnet war: „Len', muß es denn ein Militär sein? Seid ihr denn all vernarrt in das zweierlei Tuch?“

Wieder ward Lena glührot: „O, keine Red' davon! Was die Madam denkt! Nur ein Landsmann — weiter nichts, man freut sich doch, einen zu treffen!“ Der da zählt ja so gut wie nicht zum Militär — für sie!

Der Landsmann stellte sich von da ab öfter ein. Zufällig passierte er an den Sonntagnachmittagen die Gasse, zufällig stand sie an der Hausthür. Es war auch nicht von Bedeutung, daß er sie einlud, ein oder das andre Mal mit ihm auszugehen, um ihr Köln zu

zeigen. Das Gefühl der gemeinsamen Heimat schien jeden verfänglichen Gedanken wie eine Entweihung von sich zu weisen. So besuchten sie zusammen den Zoologischen Garten und die Flora, promenierten am Abend auf der Kölner Rheinbrücke und fuhren mit dem Schiffchen nach Mülheim, sogar mit der Eisenbahn nach Brühl. Wie zwei gute Freunde, ja wie Bruder und Schwester; natürlich nannten sie sich „du".

Nur nicht nach Poll, da hätten sie sich nicht zusammen zeigen dürfen. Und der Gedanke daran, daß sie sich für Poll verstecken müßten, lag wie ein Schatten über all der hübschen Harmlosigkeit.

Plötzlich erhielt die Harmlosigkeit einen kleinen Riß. Sie waren zusammen den steilen Korkzieher von einer Wendeltreppe, der zu der Höhe des Domes führt, hinaufgestiegen; die engen Steinwände widerhallten von ihren fröhlichen Stimmen, und mit einem „Ah!" des Erstaunens traten sie auf den Altan hinaus. Tief da unten durch den steinernen Wald der Fialen und riesenhaften Wimperge sahen sie das heilige Köln mit seinen Türmen und Dächerwellen, vom Rauch der Schornsteine überdunstet, liegen. Lena stützte die Arme auf die Balustrade; er stand ihr zur Seite, und wie von einem Magnet angezogen, vermochte sein Auge sich nicht von dem Anblick ihres Köpfchens loszureißen. Welch ein niedliches, rosafarbenes Muschelchen von einem Ohr! Wie gerade jetzt im Profil der erstaunte Blick ihrer Augen unter den merkwürdig langen Wimpern so reizvoll war! Und das feine zuckende Näschen — und das vom Steigen erregte Fluten ihres Atems aus dem brennenden Rot der frischen Lippen!

„Len’,“ flüsterte er, dichter an sie heranschiebend, „weißt du, Len’, bist mir aber appetitlich wie — wie — wie —“ Er fand nicht den Vergleich, schnalzte dafür mit der Zunge.

Sie schnellte zur Seite: „Was soll das?!“

Und jetzt gerade, hier oben, wo sie am wenigsten auf solches gefaßt war! In ihrer Rechten zuckte es — es soll ihr nicht auf die Derbheit einer Ohrfeige ankommen! Ach nein, er ist doch ihr Landsmann, er wird es nicht wagen, zudringlich zu werden!

„Was hast du?“ fuhr sie ihn mit blitzenden Augen an. „Betracht’ dir doch die Aussicht, an mir is nix zu gucken!“

„Die Aussicht is schön, sehr schön —“ sagte er, mit einer listigen Kopfneigung hinabblinzelnd — „aber ich gäb’ — ich gäb’ — ich mein’, wenn sie hundertmal schöner wär’ — ein Blick von dir . . .“

„Wer? Was meinst du?“ rief sie, erschreckt gegen die Steinwand zurückweichend. „Ist man denn hier oben nicht mal sicher vor einer Liebeserklärung?“

Ein Zorn faßte sie. „Sag’, Fünkchen, du bist geck!“ rief sie laut, daß es zwischen den Wänden hallte. „Weißt du was? — Laß mich mit deinen Dummereien in Ruh, sonst ist es aus mit uns zwei beiden!“

Alle Wetter, sie ist noch das alte Sprühteufelchen! Er dachte, er hätte doch ein Anrecht auf mehr — sie sind doch nicht mehr Kinder! Vielleicht ziert sie sich nur — man muß ein andermal kühner drauf losgehen! Aber ihre höhnisch sprühenden Augen sagten ihm, daß er das „andermal“ eine gute Weile hinausschieben möchte.

Als sie den Korkzieher hinabstiegen, war nur das Dröhnen ihrer klappernden Schritte zwischen den Wänden. Ein paar Wochen lang erschien er nicht, auch ließ er sich wegen eines geplanten Ausfluges durch Postkarte mit Dienst entschuldigen. Er spielte den Beleidigten und wollte sie merken lassen, wer sie denn eigentlich wäre, daß man so viel Umstände mit ihr machte!

Bald darauf war Schützenfest in Deutz. Lena war von Frau Riemla und deren Mann, einem Futtermeister der Kürassiere, die sie bei Blaumüllers kennen gelernt, dazu eingeladen worden, die erste Tanzfestlichkeit, die sie überhaupt mitmachte. Als sie gemeinsam das Schützenzelt verließen, er, der Futtermeister, wie gewöhnlich hochrot angeheitert, sie, die Len', noch ganz begeistert von all den Huldigungen der Herren Kürassiere, war bereits Mitternacht vorüber. Die Buden hatten schon geschlossen, doch war noch ein Karussell in Betrieb. Die hölzernen Pferde mit den weinfrohen Reitern und Reiterinnen sausten eben in die Runde, ausgelassenes Juchzen übertönte die näselnde Musik der Drehorgel.

Nun ließ das Sausen, in dem die Figuren verschwammen, nach, und diese selbst wurden deutlicher. War das nicht ... und das Blut fuhr der Len' plötzlich zu Herzen — war das nicht das Fünkchen dort auf dem Apfelschimmel? Das Fünkchen mit einem hübschen, drallen Ding zusammen auf einem Sattel? Er hielt das Mädchen fest mit dem einen Arm umpreßt, und es kicherte und zappelte unter der immer kühner werdenden Liebkosung.

Nun stand das Karussell still. Er sprang herab

und fing die Mitreiterin, die vom Sattel glitt, mit erhobenen Armen auf — da ihre Füße längst den Boden erreicht, hielten seine Arme immer noch ihren Leib umschlungen. Sie kreischte auf unter dem Druck; ihr Antlitz hatte einen frechen Ausdruck.

Die Len' wandte sich ab. Ja, was war denn, daß ihr das Blut so zu Herzen fuhr und sie fast zu ersticken meinte? Doch nicht die Eifersucht? Liebt sie, — ja liebt sie ihn denn?

Noch lange, da sie mit den Riemlas nach Hause kehrte, hörte sie das scharfe Juchzen des Mädchens und Fünkchens lachende Stimme hinter ihnen herhallen. Und jeder Ton that ihr weh wie ein Stich.

Viertes Kapitel.

Frau Feldwebel.

Schon zum zweitenmal war die Lena zum Verhör vor das Militärgericht in der Schnurgasse geladen. Will ihr denn der Auditeur mit seinen Fragen geradezu die Seele aus dem Leibe horchen? Und dann das unausstehliche Glotzen seiner scharfspiegelnden Brillengläser und das lüsterne Blinzeln seiner Augen unter der Brille hinweg!

Sie weiß nichts andres, als was sie das erste Mal ausgesagt und unterschrieben. Der Ueberfall der Kürassiere geschah so plötzlich, und von dem Streit des Unteroffiziers Funk und der andern weiß sie nichts; sie sah jenen nur von der Barrikade aus mit den Kürassieren

im Kampf, dann entschwand er ihren Augen im Getümmel; weiter weiß sie nichts. Die ganze Erinnerung war ihr ein Chaos.

„Ihr Verlobter?“ fragte der Auditeur, von dem Aktenstück aufsehend; man meinte jede seiner Fragen wie einen Anprall zu verspüren.

Sie lachte dem Mann ins Gesicht.

„Muß ich mir sehr ausbitten, Herr Justizrat!“ Und ganz empört. Welche Zumutung!

„Nun, nun, ich meinte nur so —“ murmelte jener in das Aktenstück hinein. „Es wäre doch kein Verbrechen.“

Verlobt!

Das Wort besitzt einen so eigentümlich prickelnden Reiz. Die acht Tage lang zwischen dem ersten und zweiten Verhör lag es ihr fort und fort im Ohr. Das würde freilich das Ende ihres Triumphes bedeuten — eine ganz neue Art Leben. Ei, es ist ohnehin mit dem alten aus, das wußte sie. Die Erstürmung der Köbesburg war der Kehraus — jetzt ist es Zeit, vernünftig zu werden! So ganz jung ist sie doch auch nicht mehr.

Verloben — verheiraten! wenn man es näher anschaut, so sieht es nicht ganz so lächerlich aus. Aber mit wem? Dazu gehören zwei! Etwa mit dem Fünkchen? Mit dem Springinsfeld? dem Suitier? Man könnte hell auflachen, wenn man nicht wüßte, der Aermste hätte genug auszustehen auf seinem Schmerzenslager. Gottlob — nichts Gefährliches, aber er muß noch lange liegen. Ein guter Kerl, amüsant und kein Spielverderber! Das ist aber auch alles. Sie hat ihn gut zu

leiden, er ist ihr Landsmann — aber von Liebe keine Rede!

Gehört denn zum Verloben und Heiraten Liebe? Ein tüchtiger, ordentlicher Mann, das genügt!

Es war durchaus nicht kurzweilig, stundenlang hier im Wartezimmer zu lauern; graugetünchte Wände, ohne jeden Schmuck, ein grau verstaubtes Fenster und eine verschwärzte Mauer als Gegenüber; kein andres Möbel als Holzbänke an den Mauern. Das ganze Haus roch so nach Strafe. Auf dem Flur hielten sogar Posten mit aufgepflanztem Seitengewehr, und die Zeugen waren alle so feierlich in ihrem Ordonnanzanzug. Es war ihr selbst zu viel des Militärs: alle die verschmitzt neugierigen Blicke auszuhalten und die Sticheleien mit stolzem Schweigen abzuwehren! Ja, seht euch die schöne Helena mal ordentlich an! Eine Seltenheit in einem solchen Lokal!

Sonderbar, auch diesmal war Sergeant Hubert wieder da, als wenn er sich absichtlich eingefunden, um sie zu treffen, während er doch nur vorgeladen war, wie sie auch. Ein Zufall, der einen stutzig machen könnte!

Das letzte Mal hatten sie eine gute halbe Stunde zusammen geplaudert. Daß er in sie verliebt war, das war ihr nichts Neues, das beachtete sie auch nicht weiter — dergleichen ist sie gewohnt! Aber sie trug gleich beim ersten Mal den Eindruck mit fort, daß er etwas besonderes Stattliches vorstellte. Die linke Brustseite war mit Ordenszeichen bunt beflaggt, vorne das Eiserne Kreuz; die Uniform leuchtete vor Sauberkeit, eine überaus stramme, militärische Erscheinung. Er war

aus einer andern Luft als ihre übrigen Verehrer. Was er sagte, war kein leeres Süßholz; dazu der offene Blick seiner gewiß nicht häßlichen hellgrauen Augen.

An Stoff zur Unterhaltung fehlte es ihnen auch heute nicht. Das Fluchtabenteuer an dem verhängnisvollen Sonntag flocht eine Art Vertraulichkeit zwischen ihnen beiden. Aber er nutzte die nicht aus. Das gefiel ihr besonders an ihm. Er war eben anders als die übrigen, fast konnte er ihr imponieren.

Diesmal waren nur wenig Zeugen geladen, und eine ganze Weile blieben sie allein in dem leeren Zimmer. Sie saß auf der Bank, er stand vor ihr, und heute kam er ihr noch blanker, noch stattlicher vor als das letzte Mal. Sein glattrasiertes Gesicht leuchtete in glänzendem Braunrot, und sein kräftiger Schnurrbart war energisch aufgesetzt; wenn er lächelte, so zeigte er zwei massive und unverdorbene Zahnreihen. Er raucht nicht, er trinkt nicht — auch sieht er schon aus, als wenn er gehorchte — er würde das Muster eines Ehemanns abgeben!

Er erzählte unter anderm von seiner Heimat und Familie. Sein Vater, jetzt Steuerbeamter in Birnbaum, ist Feldwebel gewesen und sein Großvater ebenfalls — er hoffte es demnächst selbst zu werden, wenn die Vakanz da wäre.

Sie blickte stutzend zu ihm auf.

„Nun, trauen Sie mir das nicht zu, Fräulein?“ fragte er.

„O, gerade das!“ fuhr sie lebhaft heraus.

Da erschien das wildbärtige Gesicht des Aufsehers in der Thür.

„Sergeant Hubert, bitte!“

Eine kurze Gebärde des Unwillens, das hübsche Gespräch so jäh abgebrochen zu sehen, entschlüpfte ihm.

„Treff' ich Sie noch?“ fragte er dringend.

„Was wollen Sie an mir treffen?“ antwortete sie schnippisch. Sie konnte das nicht lassen; gleich that es ihr leid.

Wie sie einsam dort zwischen den kahlen Wänden saß, konnte sie von drüben, aus dem Untersuchungszimmer, den Klang seiner stets so deutlich accentuierten Stimme vernehmen. Ihr ward so seltsam feierlich zu Sinn. Nicht das Lokal und der Zweck ihres Hierseins waren daran schuld. „Verloben“ — „verheiraten“ — diese beiden Worte umflatterten sie immer zudringlicher. O, er wäre wohl ein tüchtiger Mann für eine tüchtige Frau!

„Frau Feldwebel“ — alle Wetter, ein imposanter Titel! Sie ging ihre Bekannten durch, so ihre Kürassierfreundin Riemla: „Frau Futtermeister“ — das klingt so gefräßig — aber auch die spitzt sich auf den Wachtmeister. Dann eine andre Freundin, die bei dem hungrigen Millionär als Zofe gedient und einen Wallmeister geheiratet hatte — „Frau Wallmeister“ — das klingt schon besser. Aber doch nichts hübscher und ansehnlicher als „Frau Feldwebel!“

Endlich kam der Aufseher und lud sie vor. Fast wäre sie ausfahrend gegen den Auditeur geworden. Bloß um noch einmal zu bestätigen, daß sie nichts weiß, und abermals mit dem Gekritzel ihrer Unterschrift, hat man sie herbestellt, zur Verzweiflung von Frau

Pifferath — ist nicht der ganze Vormittag für die Arbeit verpfuscht?!

Als sie die Gerichtsstube verließ, sah sie Sergeant Hubert an der Flurecke warten. Da begann ihr wahrhaftig das Herz zu pochen, als gälte es jetzt eine Entscheidung.

Er fragte sie höflichst, doch mit einer gewissen Befangenheit, ob er sie begleiten dürfe.

Ein knappes Kopfnicken ihrerseits und: „Warum nicht, Sergeant?“

Sie schritten nebeneinander die steinerne Treppe hinab. „Ich hab' Eil'!“ sagte sie, „meine Madam verbrennt sich sonst die Händchen beim Kochen.“

Er hörte nicht, schien so seltsam zerstreut, als wenn er an einer ganz besonderen Anrede drechselte. Verlegen strich er an den Fingern seiner erstaunlich weißen Waschlederhandschuhe.

Endlich platzte er heraus: „— Mein Fräulein, hätten Sie Lust — eine Frau Feldwebel zu werden?“

„Hopsa!“ rief sie. Galt der Ruf ihrem strauchelnden Schritt oder dem überraschenden Angebot?

Seine massiven Zahnreihen blinkten, und in dem Grübchen seines rasierten Kinns, das ihn nicht schlecht kleidete, saß wahrhaftig ein Schelm. Er sah wirklich hübsch aus.

„Das heißt später,“ fuhr er, das Angebot verbessernd, fort — „einstweilen müßten Sie mit dem Sergeanten vorlieb nehmen — wollen Sie mich haben?“

Sie erschrak bis ins Herz hinein. Ein „Jesses du mein!“ entfuhr ihren Lippen. Und ihr Antlitz flammte.

Der Pedant in ihm meinte, daß er nicht ganz nach der Regel verfahren, und er begann seine Werbung in die vorher einstudierten Worte zu kleiden:

„Darf ich mir erlauben, die Gelegenheit zu ergreifen . . .“

Mit einem Auflachen schnitt sie ihm die schöne Rede entzwei: „Sie sind mir einer — Herr Hubert!“

Ein paar Stufen stiegen sie schweigend nebeneinander hinab.

„Nun?!“ fragte er plötzlich wieder, stehen bleibend.

„Kommen Sie — wir reden darüber!“ flüsterte sie. Es war auch nicht der Ort zu solcher Verhandlung.

Der Kastellan, der ihnen die schwere, eisenbeschlagene Thür öffnete, ahnte wohl nicht, daß er ein angehendes Brautpaar herausließ.

Während sie nun nebeneinander die Gasse entlang schritten, überlegten sie. Es war seltsam, wie geschäftsmäßig alles klang, obwohl ihre beiden Herzen schneller schlugen. Als wenn zwei sonst gleichgültige Menschen die Paragraphen eines abzuschließenden Vertrages miteinander beratschlagten. Der Worte „Verlobung“ oder „Heirat“ ward nicht einmal dabei gedacht — statt deren das verfängliche Wörtlein „wenn“, das sich immer wieder in die Unterhaltung einschlich.

Er würde eine hübsche Wohnung in der Kasematte von Bastion Joseph erhalten, „wenn . . .“

Sie hätte über fünfhundert Mark gespart, das gäbe schon eine hübsche Aussteuer, „wenn . . .“ Ihr Onkel Balthes, der Steuermann, hätte ihr die dem Regiment zufallende Kaution versprochen, „wenn . . .“

Später, wenn er Feldwebel wäre, bekämen sie den viel geräumigeren Wohnungsblock der Moldauers ...

Immer lebhafter umgaukelte ihr Gespräch das freundliche und behäbige Zukunftsbild. Sie achteten nicht des Straßengewühls. Plötzlich, an einer Ecke überfiel ihn eine Hast: der Dienst! Er muß eiligst nach der Kasematte!

Die Eile überraschte sie.

„Nun?“ fragte er dringend, ihre Hand in der seinen haltend, seine Augen so flehend in die ihren gesenkt. Es war dem nicht zu widerstehen; sie fühlte sich wehrlos.

„Na, ja!“ nickte sie und zog ihre Hand aus der seinen.

Es war eine Ueberrumpelung, das Zukunftsbild hatte sie bethört. Sie biß das Zähnchen auf die Unterlippe. Aber das Ja! war heraus.

„Adieu, Lena — ich laß noch von mir hören —“

„Adjüs, Sergeant!“

Immer wieder wandte er sich nach seiner schnell davonschreitenden Braut um, ob sie nicht zurücksah. Aber sie eilte ihren Weg weiter, ohne sich umzuwenden. Es war wie ein kurzer Schatten, der über seine Seligkeit fiel.

Es ist also geschehen! Das Geschick ihres Lebens erfüllt! Und jetzt keine Reue mehr und kein Zurückschauen!

Aber das Fünkchen? Der Name gab ihr einen Stich ins Herz. Was wird er sagen? Ist es recht, sich hinter seinem Rücken, während er darniederliegt, zu verloben? — Was hat das Fünkchen denn damit zu thun? Er hätte sie ja doch nie geheiratet! Ah bah! Ihr Landsmann ist er — weiter nichts! Anavang!

Fünftes Kapitel.

Dienst!

Die Oktobersonne strich in scharf abgrenzenden Schrägstreifen durch das Schiff von St. Pantaleon. Zuerst traf sie die Bänke, wo die Offiziere saßen, ein fröhliches Gleißen und Funkeln auf den Epauletten und Ordensdekorationen entzündend. Dann fuhr sie über das Viereck der Kürassiere hin, von deren blendend weißen Kollern eine ungeheure Helle sich über die Kirche verbreitete; düster sah dagegen das im Schatten sitzende Viereck der Füsiliere aus, trotz den roten Kragen und Achselklappen; bei den schwarzkragigen Pionieren schien sogar jeder Glanz erloschen. Zuletzt, an der Wand des linken Seitenschiffes ließen die Lichtstreifen die Gedächtnistafeln der für König und Vaterland Gefallenen in einer Art feierlicher Verklärung leuchten.

Die Predigt war zu Ende, das salbungsvolle „A—män!" des Predigers hallte wie ein Ruf der Erlösung von den hohen Spitzbogen wieder. Als erwachten die Soldaten, die das Muß des Dienstes, nicht das Bedürfnis so massenweise in den engen Kirchenbänken zusammengepfercht, aus einer Lähmung; mancher der vorschriftsmäßig geschnittenen und gestriegelten Köpfe hob sich aus einer bedenklichen Abwärtsstellung; und durch die Reihen der gottlosen Lieutenants ging es wie ein leises Recken der Befreiung. Man griff nach den uniformmäßig grau gebundenen Gesangbüchern.

Doch zuvor noch die Heiratsaufgebote, die der Prediger mechanisch tonlos ablás. Das letzte Paar

lautete: „Marianne Sibilla Helene Berg, wohnhaft zu Deutz, eheliche Tochter der Frau Sibilla Berg zu Poll am Rhein, mit dem Sergeanten im dritten rheinischen Füsilierregiment, Johann Adolf Wilhelm Hubert dahier, ehelicher Sohn des Steuerinspektors Alois Hubert und dessen Ehefrau Luise, wohnhaft zu Birnbaum in Posen."

Als der Prediger das Buch zuschlug, ließ er einen verwunderten Blick aus seinen schmalen, nie ganz offenen Augen über die bunte Menge der kommandierten Andächtigen gleiten. Die beiden Namen hatten Aufsehen gemacht. Neugierige Blicke flogen von den Kürassieren über die leere Mittelgasse nach den gegenübersitzenden Füsilieren; mit offenbar höhnischen Mienen suchte man dort nach dem Bräutigam.

Er, der Prediger, war vor Monaten durch das Gouvernement dienstlich aufgefordert worden, von der Kanzel herab gegen das blutige Unwesen zu donnern, das damals zwischen den beiden dort unten sitzenden Truppenteilen wütete. Es war ihm ein willkommen prächtiges Thema gewesen! Er griff mit Freuden danach und echauffierte sich so, daß sein hageres, bläulich glattrasiertes Gesicht platzend rot vor Eifer anschwoll. Welch eine unerhörte Gottlosigkeit! Kennen sie nicht das fünfte Gebot? Erinnern sie sich nicht ihres Eides? Tragen sie nicht eines Königs Rock? Ob weiß oder blau, macht denn Se. Majestät einen Unterschied? Was, in hellem Friedensstand hauen sie sich blutige Wunden? Wozu hat ihnen der König die Waffen verliehen? Zum Dreinhauen wie die Gassenjungen? Oder zur Verteidigung des Thrones und des Vaterlandes, wenn Gott der Herr die Kriegsdrommete erschallen läßt, und so weiter.

Die Kerle aber da unten in den Bänken betrachteten ihre Plempen und grienten in sich hinein — gleich am Nachmittag aber hieben sie um so frischer und kräftiger aufeinander los. Erst das Manöver hatte eine Art Waffenruhe zu stande gebracht.

Und dieses Aufgebot schien den endlichen Frieden zu bedeuten. Die moderne Helena, die sich unter der soliden Ehrbarkeit des Aufgebotes verbarg, war durchaus nicht nach dem Sinn Sr. Hochwürden. Aber wenn damit die Gottlosigkeit ein Ende hat — gut! Noch nie hatte er mit solch nachdrücklicher Emphase den himmlischen Segen auf ein Brautpaar herabgefleht.

Der Bräutigam, Sergeant Hubert, saß auf dem rechten Flügel der zweiten Bank. Sein Gesicht hatte unabänderlich den dienststrengen Ausdruck bewahrt, kein Zucken, selbst bei der Verlesung des Aufgebotes. Er war heute, wie immer, musterhaft korrekt gekleidet, und er leuchtete mehr als je vor Sauberkeit; die schwarze steife Halsbinde war etwas pedantisch hoch emporgezogen — doch das ist Vorschrift — er liebt das Flotte nicht. Nur das Grübchen im rasierten Kinn schien allein die Aufgabe zu haben, die freundlicheren außerdienstlichen Regungen der biederen Soldatenseele auszudrücken.

Kirche ist Dienst! Den Kopf geradeaus gerichtet, achtete er nicht auf das Grinsen und Tuscheln der Neugier rings um ihn her. Sie beneiden ihn, weil er das prächtige Wesen sein eigen nennt! Innerlich hüpfte sein Herz vor Freude darüber. Wie doch alles gekommen! wie doch er, gerade er, den Mut gewonnen, ihr Herz zu stürmen, das bisher den Angriffen der verschiedenen Waffengattungen standgehalten!

Jetzt hob der Gesang an. Weit öffnete er den Mund unter dem starken, heute besonders steif gewichsten Schnurrbart (der Herr Hauptmann hielt auf solche Bartkultur!). Doch meinte er, wie er nun mit in das Lied einstimmte, ein Vibrieren seiner eigenen Stimme zu vernehmen. Auch der Gesang ist Dienst — gleich verstärkt er den Ton, um das Vibrieren zu überwinden, und nun beherrschte sein kräftiges Organ das auf- und abschwellende Gewoge der rauhen Soldatenstimmen. Nur hier und da schweiften seine Augen von dem Dienste ab zu ihr hin.

Lena saß bei den Damen auf der linken Chorseite. Da war der Hinterkopf Sr. Excellenz, von einem zarten, silberglänzenden Flaum bedeckt. Daneben der eckig harte Schädel des Regimentskommandeurs, mit weit aus dem Nacken herausgestrichenen Haarsträhnen platt belegt — und zwischen den beiden respektvollen Köpfen hindurch, wie durch eine Scharte, sah er ihr Köpfchen. Das reizvolle Profil des brünetten Gesichtes unter dem kleidsamen Rund des kleinen Strohhutes, den schweren Knoten des mattschwarzen Haares im Nacken — ja er glaubte das Strahlen ihrer unwiderstehlichen Augen bis herüber zu spüren. Ihre Lippen waren geöffnet, und die Zähne blinkten deutlich, während sie sang — sie, die Katholikin, die das protestantische Kirchenlied mitsang! Sie hatte sich ihrer Freundin, der Frau Wallmeister Pollmann angeschlossen; wollte sie doch zugegen sein, wenn ihr Name von der Kanzel verkündet würde. All dem zweierlei Tuch, besonders den weißen, blaubesetzten Kollern zum Tort — ha, seht doch, was euch die Lena immer noch für Ueberraschungen bietet!

Sergeant Hubert hob von neuem die Stimme:

„Daß uns hinfort nicht scha—a—de
Des bösen Feindes List!“

sang er mit übermäßiger Anstrengung. War es der Sinn der Worte, der ihn so eiferte? Ach nein, nur mechanisch fügte sich seine Stimme in den allgemeinen Klang. Heute, in der Blüte seines jungen Glücks, dachte er nicht an des bösen Feindes List. Vor vielen Wochen, eben als er den Sturm auf das Herz der schönen Helena siegreich ausgeführt, befiel ihn ein thörichter Gedanke, daß ihn etwa ein böser Feind in die Schlinge dieser Verlobung hineingelockt: nach allem, was vorhergegangen, nach der ganzen süßen Teufelei, mit der sie den nüchternen, verständigen Biedermann in ihm nach ihrer übermütigen Laune zappeln ließ; sie war nicht einmal eine Partie — die paar Hundert Mark würden von der Ausstattung aufgezehrt. Sie würden auf sein elendes Sergeantengehalt angewiesen sein! Heiraten wäre unter solchen Umständen eine Vermessenheit — wenn er nicht Aussicht hätte, Feldwebel zu werden.

Horch, war das nicht ihre Stimme, die er aus den helleren Noten der Damen von drüben zu vernehmen glaubte? Ja, sie ist eine Zauberin, die ihm Herz und Sinn um und um gewendet hat! Was wird sie noch aus ihm machen?

Nach beendetem Gottesdienst wimmelte es auf dem kleinen Kirchplatz von bunten Uniformen, und die Toiletten der Damen erblaßten gegen all den militärischen Glanz, der sich in dem Gold der wohligen Herbstsonne breit machte. Die Truppenteile traten in Gliedern an, um nach ihren Kasernen abzurücken, hier die nied-

lichen Füsiliere, näher am Ausgang des von einer Mauer umschlossenen Platzes die Hünengestalten der schweren Reiter — beide weit genug voneinander, als könnte eine Annäherung abermals die Feindschaft entfachen. Langsam, von eifrig galanten Offizieren begleitet, bewegte sich der Zug der Damen hellplaudernd nach dem Thore zu.

Da kam auch die Lena, in soldatischer Geradheit schritt ihre schlanke Gestalt, die üppige Büste damenhaft kokett geschnürt; doch mit einer fast absichtlichen Sittsamkeit hielt sie in Dorfmanier das kleine Gebetbuch mit einem weißen Taschentuch darauf in den übereinander gelegten Händen. Ein Lächeln spielte um ihre blutroten Lippen, und das etwas gebogene Näschen zuckte beim Geräusch der Säbel und Sporen und dem Hallen der militärisch scharfen Stimmen. Aber die Blicke geradeaus gewandt, als ginge sie das alles nichts an.

„Na, Len', da ist er doch!“

Die Frau Wallmeister stieß sie mit dem Arm an. „Na dort, siehst du denn nicht?“

Die kleine rundliche Frau Wallmeister mit dem zahmen rosa Blondinengesichtchen verwunderte sich: will denn das sonderbare Mädchen ihren Verlobten nicht einmal sehen? Wo hat sie ihre Gedanken? Immer und immer wird man nicht klug aus ihr!

„Ah so!“ fuhr die Lena wie aus einem Sinnen auf.

Die Füsiliere hielten mit „Stillgestanden“, die Köpfe nach rechts gereckt, und Sergeant Hubert, ihr Bräutigam, war eben im Begriff, die Reihen einzurichten. Er war im heißesten Diensteifer, wand und

bückte sich, um die Richtung haarfein herzustellen: — „Zurück der fünfte Mann! — nun wieder ein halbes Haar vor!“ — Und plötzlich in voller Entrüstung: „Will dieser Müller III seinen naseweisen Schnabel einziehen?“

Nun schritt er vor, um dem langbeinigen Lieutenant, dessen vornehm geschniegelte Geziertheit das Mißbehagen über den sonntäglichen Kommiß nicht verhehlte, die Meldung abzustatten. Da sah er seine Braut. Aber nur ein Viertelsblick, und nicht einmal ein Zusammenzucken der Ueberraschung. Dienst! Der heilige Dienst verbietet das. Sofort nach der Meldung machte er kehrt, ein so energisch schallendes Kehrt, daß man erschrecken mußte.

„Ach der . . .“ sagte die Lena, und sie wandte sich mit einer seltsam trotzigen Miene ab.

Die Wallmeisterin stutzte verwundert: warum heiratet sie ihn denn, wenn sie ihn nicht leiden mag? Aber sie thut nur so! So hat sie von je alle Männer behandelt!

Nun nahten die beiden den Kürassieren. „Stillgestanden!“ rief eine ungeheure Brüllstimme, und die Hacken der Riesenkerle fuhren klirrend zusammen. Der Kommandierende war ein langer, schwarzer Unteroffizier mit verwegenen Blicken und einem herausfordernden keck aufgedrehten Schnurrbärtchen. Dann mit dem einen Auge nach Lena hinzwinkernd, ein Grinsen über das ganze Gesicht, rief er in scharfem Accent: „Au—genn links!“

Die Köpfe, von denen die meisten unter den gewaltigen Stahlhelmen fast verschwanden, fuhren mit

einem Ruck nach links. Verwundert glotzten die Augen — wem galt denn das Honneur? Nun, doch ihr — der Lena! Ein Uebermut, ein Schabernack, den ihr der Frechhans von einem Unteroffizier, einer ihrer früheren Verehrer, spielen will! Eine höhnische Gratulation, die ihr das Kürassierregiment darbringt!

Wohlan! Warum nicht? Das Honneur kommt ihr zu! Sie nimmt es auf! In einer Anwandlung alten Uebermuts fuhren ihre blitzenden Augen wie salutierend an den weißen Kollern und den braunen Gesichtern unter den gleißenden Stahlhelmen entlang.

Sechstes Kapitel.

Der Regimentsbefehl.

Onkel Balthes sah sich in dem Raume um mit jenem Steuermannsblick seiner wasserhellen Augen, der immer durch die Gegenstände und Menschen hindurch in die Weite drang. Er hatte seine Nichte, die Lena, seit ihrer Verheiratung mit Hubert des Dienstes wegen noch nicht aufsuchen können. Jetzt schlief sein Schlepper im Hafen zu Ruhrort den Winterschlaf, da hatte er Zeit zu Besuchen über Land.

Die Kasematte und der Block, der dem jungen Ehepaar als Wohnung diente, schien ihm nicht fremdartig. Er hatte in Koblenz bei den Pionieren gedient, wo man in ähnlichen Räumen quartierte: ein langgestrecktes Rechteck mit einem Tonnengewölbe, statt der Fenster eine große quadratische Geschützscharte und zwei

kleinere schmale Gewehrscharten. Das konnte den alten Schiffer auch an die Luken einer Kajüte erinnern. Die Geschützscharte war mit einer kleinen weißen Mullgardine drapiert, und an den schräg nach innen ausweitenden Schartenwangen standen ein paar Blumentöpfe von Porzellan, deren Pflanzen so sauber gehalten waren, als schienen sie aus selbem Stoff gefertigt. Eine Tapetenwand teilte den hinteren dunklen Raum ab, der zugleich als Küche und Schlafzimmer diente. An dieser Wand stand das grüne Ripssofa, darüber wimmelte es von kleinen ovalen Photographieen; Reservebilder, Gruppen von Soldaten mit Stöcken und Feldflaschen, um ein Fäßchen mit der Jahreszahl gelagert, hingen an den andern Wänden. Auf der grellbraunen Mahagonikommode waren Paradetassen um eine schlanke, durch ein Glasgehäuse geschützte Madonna aus Biskuitmasse geschart, deren Vergoldung mit dem Beschlag des davorstehenden Helmes an Glanz wetteiferte.

Aber das Geschütz dort — ein wirkliches ausgewachsenes Geschütz mitten in einer Stube? Das gab es zu seiner Zeit doch nicht! — Es war ein glatter Neun-Centimeter, ein Bronzerohr auf einer blaugestrichenen, hölzernen Lafette veralteter Konstruktion. Wegen dieses Geschützes und ähnlicher raumverzehrender Störenfriede in den belegten Kasematten der Festung hatte die Garnisonverwaltung mit dem Artilleriedepot lange Jahre in Fehde gelegen. Letzteres hatte das Interesse der schnellen Armierung immer wieder vorgeschoben, und die Geschütze waren geblieben. Ein plumpes, unhöfliches Ungeheuer, das so protzig den besten Platz in der Stube einnahm und mit dem weiten schwarzen Maul seiner

Mündung, das gegen die Scharte gekehrt war, gleichsam das große Wort in der Wohnung führte.

„Er hat mir die Kanon' zum Christkindchen beschert," scherzte die Lena auf Onkel Balthes' verwunderten Blick. Sie streichelte mit ihrer Hand über das Rohr und versetzte ihm eine Art liebkosenden Klaps; wie ein Haustier, das gehätschelt wird, gab es einen feinen klingenden Ton zur Antwort. „Zuerst war ich ganz unglücklich darüber, es sieht so gefährlich aus, find't Ihr nit, Oehm? Aber man gewöhnt sich dran." Zum Beweis setzte sie sich zwischen die Wangen der Lafette auf den Steg, die prallen Arme, an denen die Aermel des Kleides hochgestreift waren, behaglich übereinander kreuzend: „Seht mal, Oehm, unser Fauteuil!"

Er schmunzelte vergnügt, nickte, zwinkerte mit den Augen, aber hielt immer noch das erste Wort wie eine Kostbarkeit zurück.

Wohlgefällig betrachtete er das junge Weib — sie war stärker geworden, was sie ausnehmend kleidete, und ihr Antlitz zeigte eine blühende Röte.

„Gefall' ich Euch, Oehm?" rief sie aufspringend. „Aber Ihr bleibt hier zum Essen, Oehm! Erbsen mit Pökelfleisch und ein Glas Kölnisch Weiß."

Wieder schmunzelte sein gutmütiges Gesicht. Er wußte schon: in der Menage gab es zufällig dasselbe Gericht, der Geruch durchdrang ja die ganze Kasematte; auch das erinnerte ihn an seine Dienstzeit.

Und während sie nun in der dunklen Küche hantierte, warf sie ihm allerlei Erläuterungen hin, wie antwortend auf das, was er gefragt haben könnte, wenn er überhaupt den Mund zum Sprechen aufgethan. Also

es geht ihnen gut, wie der Oehm sieht. Das Gehalt knapp, aber immer noch satt zu essen! Sie näht für die Regimentskammer, dort, an der einen Scharte neben dem Geschütz steht die Nähmaschine, auch die wie die andern Möbel auf Abzahlung erstanden. Sie hat einen guten Mann. „Etwas knitschig — er is geck auf den Dienst!“ Er macht sich zu viel Plage mit den Stiefeln und Hosen — der Onkel weiß doch, daß er das hochwichtige Amt des Kapitändarmes bekleidet? Auf seiner Kammer sieht es aus wie ein Museum, und es wundert sie, daß die Engländer nicht kommen, um sich die Kuriosität zu betrachten. „Er is ein guter Mann!“ Dieser Refrain kam etwas häufig, als hätte sie nötig, sich das selbst immer wieder zu versichern.

Es war ein frostklarer Januartag. Die Sonne streifte das Bronzerohr und fuhr bis zum Tische hin, wo die Lena soeben dem Oehm zu Ehren ein neues, noch nicht gebrauchtes Tischtuch auflegte und die Gedecke ordnete. Zwischendem erläuterte sie weiter. Jenseits des Appellplatzes, der mit festgetretenem Schnee in gleißender Blendung bedeckt war, ragte die Häuserreihe: kasernenmäßig nüchterne Gebäude, ohne Profilierung, aus unbeworfenem Backstein. Der einzige Schmuck derselben bestand aus den gemalten Schildern der Wirtschaften und den Auslagen der kleinen Kramläden, die mit Viktualien und allerlei Militärbedürfnissen handelten. An dem einen Lädchen hatte die Thürklingel keine Ruhe, fortwährend gingen Soldaten dort ein und aus, auch die Honoratioren der Reviere schienen dort zu verkehren: ein Trupp Unteroffiziere, darunter ein Oberlazarettgehilfe und ein Wallmeister, verließen eben das Lokal.

Es ist bei Mutter Kilo, erklärte die Lena, die gangbarste Kantine ringsum; er, der Wirt, heißt eigentlich Pfund, aber für seine ungeheuer massige Frau hält man das einfache Pfund nicht für genügend. Sie haben drei bildhübsche Töchter, daher der rege Verkehr der Unteroffiziere. Der alte Wallmeister — Pollmann heißt er, und er kennt den Oehm, mit dem er zusammen in Koblenz gedient — gehört zu den Stammgästen; er sollte sich was schämen, besitzt er doch selbst eine blühende junge Frau, Lenas Freundin, seine dritte bereits — aber er ist mit seinen weißen Haaren noch in jede Schürze verliebt.

Gott sei Dank, daß ihr Hubert nicht trinkt! Der Sett ihr Mann (der Oehm weiß schon, die ehemalige Köchin bei Pifferaths, Lenas andere Freundin) ist nun ganz dem Trunk verfallen; sie wohnen bei den Kilos oben; warum mußten sie auch in solche Spelunke ziehen!

Die Uhr auf dem Flure draußen schlug soeben halb Eins. Hornsignale ertönten, die fünfte und sechste Compagnie, die diese Kasematte gemeinsam inne hatten, wurden zum Appell gerufen. Auf den Steinplatten des Flures hallten mit scharfem Metallklang die stürzenden Tritte der Mannschaften, die zum Antreten eilten. Nun reihten sich auf der blendenden Schneefläche die Korporalschaften in Staffeln, und die Kommandos der Unteroffiziere brüllten und lärmten durcheinander.

„Stiefelappell!“ rief die Lena. „Jömmich, da kriegen wir den Hubert nicht vor Zwei zu sehn! Wenn er erst seine Stiefelrag' kriegt . . .“

Sie zuckte verächtlich die Schultern. Eine kurze

Weil beobachteten die beiden, wie der Hubert, seine Brieftasche in der Hand, langsam von Mann zu Mann schritt und das hingehaltene Paar Stiefel einer peinlichsten Prüfung unterwarf. Der Lieutenant folgte, sichtlich gelangweilt, fast angeekelt. „Ja, das Militär is schön, wenn man es von weitem betrachten thut — findt Ihr nit, Oehm? Aber wenn man so mitten drin steckt . . .“

Sie seufzte, der Onkel sah sie verwundert an.

„Er is ein guter Mann!“ warf sie abermals, aus ihren Gedanken auffahrend, hin. „Oehm, Ihr sagt, Ihr hätt' nit Zeit? Wollen wir fix essen? Lassen wir den Hubert sich an seinen Stiefeln delektieren!“

Während sie bei der Suppe saßen, erzählte sie dem Oehm von ihren Aussichten. Der Hubert ist gut angeschrieben, und der Feldwebel ist ihm sicher, das heißt wenn der alte Knaster von einem Feldwebel Moldauer endlich Platz macht. Der studiert Gerichtsvollzieher, aber das Studieren scheint ihm nicht zu rutschen, immer wieder schiebt er das Examen auf. Um die Compagnie kümmert er sich fast gar nicht mehr; sie, die Frau Feldwebel, hat die Hosen an — man muß nur das spillerige Kerlchen von einer Frau mit ihrer wütenden Papageistimme in der Compagnie herumkommandieren hören! Wart — wenn der Hubert erst dran kommt, so bringt er Zug in das Geschäft, stramm und tüchtig ist er schon, ihr Hubert!

Jömmich, da hat sie ja ganz das Getränk vergessen! „Unser Livree is zum Appell, sonst hätt' ich den längst in den Keller geschickt —“ scherzte sie.

Und wieder in den Ernst fallend, beklagte sie das

Elend mit dem Burschen; wenn man ihn braucht, so muß er in den Dienst; zudem muß man jeden Gang, den er thut, wie ein Verbrechen verheimlichen. Na wart, wenn sie Feldwebel sind, da gibt es Burschen, so viel sie haben wollen!

So machte sie sich also selber auf, um, trotz des Sträubens von Onkel Balthes, das Getränk herbeizuschaffen, nahm eine Karaffe, die ebenfalls auf der Kommode stand, und eilte über den Platz, an der aufgestellten und gerichteten Compagnie vorbei, nach einer Wirtschaft, die Mutter Kilo benachbart war. Balthes sah ihr wohlgefällig über die Mündung der Kanone nach. Die Unteroffiziere da draußen verfolgten gleichfalls ihre prächtige Gestalt mit den Blicken, bis alles auf das „Stillgestanden!" des Lieutenants zusammenzuckte.

Der Feldwebel Moldauer, eine lange, steife Gestalt mit rechtwinkligen Bewegungen und stets wütend aussehenden Glotzaugen, verlas mit seiner gewaltigen, über den ganzen Platz hallenden Stimme den Appellbefehl. Einzelne Arbeiter, die vorüberkamen, blieben stehen und hörten mit grinsenden Mienen zu. Es waren ja keine Geheimnisse, und jedermann mochte sie hören.

Die Lena kehrte eben über den Platz zurück, die Karaffe mit dem goldigbraunen Getränk in der einen Hand.

Plötzlich, als sie die Front der Compagnie schon passiert, stutzte sie. Ganz kurz, auf die Dauer einiger Schritte blieb sie horchend stehen, dann stürzte sie fort und flog hastig zum Thore hinein, in sichtbarer Erregung.

Die Röte war aus ihrem Antlitz gewichen, dem Onkel fiel die Veränderung auf.

„Was hast du denn?“ fragte er.

„Nix, Oehm — komm, lassen wir anstoßen! Worauf denn, Oehm?“ Ihr Lächeln war gezwungen. „Na, auf den baldigen Feldwebel!“

„Prosit!“ antwortete Balthes, das Glas erhebend.

Ja, es hatte sie da draußen getroffen wie ein Schlag.

„Laut Regimentsbefehl,“ las der Feldwebel, „wird der Unteroffizier Funk von seinem Kommando als Schreiber beim zweiten Bataillon entbunden und tritt in die Front zurück. Derselbe wird zur fünften Compagnie versetzt.“

Sofort fuhr die Vorahnung dessen, was geschehen würde und kommen müßte, mit dem Zickzack eines Blitzes durch ihre Brust. Sie hatte geglaubt, es wäre nun endlich ein Strich gezogen unter das Vergangene. Doch da ist der Funk schon wieder — abermals fährt er in ihr Schicksal herein!

Bah, sie fürchtet sich nicht! Sie wird jetzt noch einmal zeigen, daß sie tapfer ist!

„Prost, Oehm!“ rief sie, die hellen Zähne weisend.

Da fiel Huberts Hand schwer auf die Thürklinke. Sie schrak zusammen. Ihre Blicke trafen sich, da er eintrat, stahlscharf mit der Frage: Was nun? Warum ist sie so blaß? Was bedeutet das drohende Runzeln auf seiner Stirn? Er hatte wohl gesehen, wie sie draußen zusammengezuckt und dann davongestürzt war.

„Guten Tag, Herr Berg!“ rief Hubert, doch nur das Grübchen in seinem rasierten Kinn drückte etwas von der freudigen Ueberraschung aus, den Onkel, ihren gemeinsamen Wohlthäter, hier zu sehen. „Schön, schön, schön, daß Sie kommen! Wie geht es? Was machen

Sie?" Und an seine Frau gewandt: „Ihr habt schon gegessen?" Dann ohne die Antwort auf seine Fragen abzuwarten: „Gut — es war recht so!" Aber das schien nicht aufrichtig.

Er schnallte das Koppel ab und hing es nebst dem Faschinenmesser an die Traube des Geschützrohres, den gewohnten Platz. Dann zog er die Handschuhe ab, stülpte sie mit großer Peinlichkeit übereinander und legte sie in die Mütze. Die Krampen des engen Tressenkragens öffnend, setzte er sich auf seinen bereitstehenden Stuhl an den Tisch; ein halb ärgerliches „Ah!" entfuhr ihm — war es nur die Erlösung von der Enge des Kragens?

„Nun, Oehm?" fing er nach den ersten Bissen an, auf die Schulter des Steuermanns mit einem Anflug freundlicher Vertraulichkeit klopfend.

Gleich aber platzte er mit der alten Litanei heraus — der Dienst, die kleine Misere des Dienstes, das übliche Thema bei Tisch seit drei Monaten!

Wenn man in einem gewissen Abstand durch die eine Gewehrscharte schaute, so ward diese genau ausgefüllt durch eine weiße Mannsscheibe, die drüben an die Mauer getüncht war und bei den Zielübungen der Compagnie benutzt wurde. Gerade so eng ist für Hubert der Auslug in die Welt — dort drüben steht für ihn der Dienst an der flachen Wand, fort und fort zielt er darauf hin! Heute zum erstenmal, gerade heute, fiel ihr die verzweifelnde Enge auf.

Also die Compagnie ist auf dem besten Wege zu verlodden. Natürlich, bei solchem Hauptmann (er dämpfte die Stimme etwas, als wenn selbst diese meter-

dicken Wände horchen könnten) — ein Waschlappen, der alles aus Rand und Band gehen läßt. Die Kerle machen, was sie wollen, nirgends Zug und Schneid! Die Unteroffiziere tanzen ihm auf der Nase — natürlich wird da nirgends etwas geleistet, die Rekruten fallen dies Jahr wieder unter der Kritik aus, die Compagnie wird wieder zum Skandal exerzieren. Die Lieutenants taugen wie immer nichts, schnappen das Heidengeld von einem Gehalt und lassen unseren Herrgott für die Richtung sorgen. Natürlich, bei solchem Feldwebel, der ist gänzlich ausgeleiert, er hat den Kommiß satt! Seine Frau führt die Compagnie, sie macht aus den Kerlen Kindermädchen und Waschweiber für ihren Hausbedarf. Da muß mal einer mit einem Donnerwetter zwischenfahren! Na, wenn ich etwas zu sagen hätte."

„Prosit! Auf den Feldwebel!" unterbrach ihn Onkel Balthes, das Gepolter mit erhobenem Glas gutlaunig unterbrechend.

„Ah, du hast Bier geholt!" sagte Hubert mit einem jener bezeichnenden Blicke nach seiner Frau hin, mit dem er ihr immer wieder die kleinen, über das Notwendigste gehenden Bedürfnisse des Haushaltes in Betracht des miserablen Gehaltes beschnitt.

Aber sofort schämte er sich diesmal der Knauserigkeit: „Prosit, Onkel!" rief er, „ja, wenn es erst so weit wäre!" Und sein Antlitz erhellte sich mit dieser Hoffnung auf die Zukunft. „Jedenfalls würde ich sie alle zusammen gehörig auf den Trab bringen!"

Es klang wie eine triumphierende Drohung, als fühlte er den Feldwebeldegen schon wider das Schienbein schlagen.

Da klopfte ein kräftiger Finger gegen die Thür, „Herrrein!“ schnarrte Huberts Stimme.

Ein Unglückswurm von einer Ordonnanz stolperte herein, den Kopf mit einem viel zu großen Helm bedeckt, der bei jeder Bewegung wackelte.

Hubert donnerte ihn an: „Heiligkreuzschwerenot, wie oft soll man der Bande denn einbläuen, daß ein Soldat nicht anklopfen darf? Marsch, nochmals hinaus!“

„Aber Hubert!“ flehte die Frau.

Hubert war ganz empört, seine Augen quollen. Der Mann führte den Befehl gewissenhaft aus, schloß die Thür hinter sich und trat dann, ohne anzuklopfen und ohne eine Miene zu verziehen, wieder ein, einen Zettel präsentierend.

„Was hast du da für einen Helm auf? He?“

Er nannte die Leute „du“; in dem schlesischen Regiment, wo er früher gedient, traktierte man die Polacken nie anders als mit „du“; hier am Rhein schluckten sie diese Silbe nur unwillig hinunter. Aber sie sollen sich schon daran gewöhnen!

Sein eigener Helm wäre „kaput“, stotterte der Füsilier.

„Und das ist mir noch nicht gemeldet?“

„Aber Hubert . . .“

Er warf von dem Papier aus, das er in der Hand hielt, einen streng verweisenden Blick nach ihr hin. Natürlich hält sie es mit ihren rheinischen Lotterbuben! Niemand hat eine Ahnung von einer Idee hier zu Lande, was eigentlich der altpreußische Pli bedeutet!

Der Inhalt des Zettels steigerte noch seinen Grimm; es war eine Notiz des Feldwebels, daß die Verabfolgung

der Effekten an den zur Compagnie versetzten Unteroffizier Funk heute nachmittag drei Uhr zu erfolgen hätte.

Zum Teufel, ist denn solche Eile? Kriegt er diesen Federfuchser denn nicht früh genug zu Gesicht! Es ist eine Chikane der Feldwebelin, er kennt das! Das Regiment hat ihm zum Trotz den windigen Kerl hereingeschoben!

„Der hat uns gerade noch gefehlt!" rief er höhnend, „der wird uns die Compagnie schon herausreißen!" Er schleuderte seiner Frau den Zettel hin. „Es ist gut!" fuhr er den Soldaten an, der sofort schallend Kehrt machte. Dann prüfte er ihr Antlitz.

Sie heuchelte eine kurze Ueberraschung, ward aber überrot; gleich faßte sie sich und brach in ein Lachen aus: „Du bist aber wirklich unbezahlbar, Hubert! Ich glaub', du bist jalous! Jalous auf et Fünkchen! Bist mir aber einer! Ich dächt', wir hätten einen Strich gemacht? Allo, du schlägst dir die Raupen aus dem Kopf, komm!"

Sie sprang auf und umschlang seinen Nacken mit ihren Armen. „Oehm, guckt zum Fenster hinaus!" rief sie schelmisch.

Der schmunzelte und hatte seine Freude, wie unter ihren kätzchenartigen Liebkosungen der Bär allmählich zahmer wurde und sein Antlitz sich aufheiterte. Sie verbarg dabei geschickt ihr Gesicht vor ihres Mannes Augen, er sollte nicht merken, wie verdutzt sie immer noch war. Tackerment, man wird sich doch nicht von einem Fünkchen aus dem Text bringen lassen! Laß ihn nur kommen! Sie fährt schon mit ihm ab! Sie fürchtet sich nicht!

„Die rheinischen Jungens taugen all' nichts!" brummte Hubert immer noch unter ihrer Umarmung.

„Oho!" knurrte der Onkel. Und der selbsteigene Scherz, daß er sich mit seinen fünfundfünfzig Jahren noch zu den rheinischen Jungens zählte, brachte die tausend Falten seines lederbraunen Schiffergesichtes in völlige Unordnung. Zuletzt stieß ihn der alte Junggeselle, der nicht hierher in solche Zärtlichkeiten gehörte, und er machte sich davon, nicht ohne der Lena ein Silberstück „für Extra" heimlich in die Hand zu drücken.

Während er in seinem breitwankenden Schifferschritt über den Platz dahinsegelte, wälzte er die Frage, ob die beiden Leutchen denn glücklich wären, in seinem grauen Kopf umher, wie er die neugeschnittene Prieme aus einer Backe in die andre warf. Hubert ist ein Preuß', preußisch Blut und rheinisch Blut paßt zwar nicht zu einander, aber sie ist brav und er ist brav — sie werden sich schon durchbeißen. Basta! Und damit kam die Prieme in der rechten Wange zur Ruhe.

Siebentes Kapitel.

Im Bann der Scharte.

Acht Tage waren vergangen, ohne daß sie Funk begegnet wäre; sie fürchtete sich so vor dieser ersten Begegnung, als wenn solche ihr ein schwüles Unheil bedeutete.

Sie hatte ihn seit jener Erstürmung der Köbesburg nicht wieder gesehen, denn er war, nachdem er

das Lazarett verlassen, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in seine Heimat beurlaubt worden. Plötzlich fällt er, wie vom Himmel herunter, in die Compagnie hinein — da sollte eins nicht erschrecken! Doch das Wiedersehen wird ganz alltäglich sein — sie fürchtete sich ja wahrhaftig vor ihm wie vor einem Popanz!

Die Gewitterangst lag ihr nun einmal in den Gliedern. Tags über saß sie wie angeschmiedet an der Nähmaschine, und es war gut, daß sie vom Regimentsschneider wegen der Ablieferung der Arbeit gedrängt wurde. Mit der Hast des Schaffens, mit dem rastlos schnarrenden Ticktack der Maschine suchte sie ihre thörichten Gedanken zu betäuben.

Doch er war da, er war überall! Das Ticktack war nicht laut genug, daß es auch nur seine Stimme übertönte. Er war den Rekruten zugeteilt worden, und der Zufall wollte es, daß seine Abteilung vor ihrer Wohnung exerzierte. Da hörte sie ihn fünf Stunden des Tages über kommandieren. Oftmals führte die Abteilung ihre Evolutionen bis dicht vor die Scharten aus, die dem Block als Fenster dienten. Sie kannte schon den Namen jedes einzelnen seiner Rekruten vom vielen Anrufen. Einmal, als es taute, hatte er die Leute auf dem abschüssigen und daher trockenen Pflaster, das sich längs der Kasematte hinzieht, aufgestellt. Davon ward es so dunkel vor dem offenen Fenster, daß sie mit der Arbeit aufhören mußte. Sie flüchtete sich, erschreckt von solcher Nähe, in die Kammer und machte sich dort zu schaffen, um ihn nicht zu sehen, denn er stand mit dem Gesicht der Scharte zugekehrt und kommandierte. War es seine Absicht?

Die scharfe Winterkälte belebte sein Antlitz, es schien, als wäre er gewachsen und als hätte seine Gestalt sich männlicher ausgelegt; der übermütig kecke Zug in seinem hübschen Gesicht war gewichen, seine Bewegungen waren gemessener geworden; überhaupt machte er einen solideren Eindruck, und der leichtfüßige Suitier von damals schien verschwunden.

Er hatte das Kommandieren noch nicht so heraus wie die andern, da er die meiste Zeit auf dem Bureau verbracht. Bald am Morgen ward er von dem fortwährenden und angestrengten Rufen und Schreien schon heiser, und am Nachmittag war seine Stimme nicht mehr zu erkennen. Er dauerte sie, und das Signal des Hornisten, der den „Schluß“ blies, begrüßte sie mit einer Art Erlösung für ihn. Auch verstand er noch nicht die Kniffe des richtigen Rekrutendrills; er faßte die Kerls viel zu sanft an. „Wir sind hier nicht in einer Mädchenpension!“ hörte sie den Lieutenant zu Funk sagen. Jener hatte auf den ehemaligen Federfuchser einen Tick, den er auch dem Hauptmann einzuflößen wußte.

Zwischen ihr und Hubert geschah des Unteroffiziers keine Erwähnung. Lena war auffallend freundlich und geduldig, anders als sonst — eine neue Methode. Während sie früher seinen Nörgeleien einen kindischen Trotz entgegensetzte, schien sie nun den Bär durch Streicheln und Zucker sänftigen zu wollen, und wenn er mit Dienstärger vollgeladen nach Hause kam, so lachte sie ihm die Falten von der Stirn. Es war der Schmeichelkatze im Augenblick nicht zu widerstehen, aber gleich war sein Argwohn wieder da: sie suchte ihn einzuschläfern! Holla, man muß wach bleiben!

Eines Nachmittags, da er eben mit der alten Mannschaft zum Turnen abrückte, passierte er die Scharten, als Funk gerade dicht vor denselben Griffe üben ließ. Das Blut wallte ihm zum Kopf, aber es kann doch keine Absicht von Funk sein! — der Raum ist eben beschränkt und der Lieutenant besteht darauf, daß die Abteilungen ihren Platz innehalten.

Jetzt glaubte er zu bemerken, wie einer der Unteroffiziere einem andern zunickte, mit einem bedeutsam grinsenden Hinweis, der die Anziehungskraft der Scharten auf Funk umfaßte. Es bäumte sich in Hubert auf. Und während er am Turngerüst stand und die Uebungen der Mannschaften leitete, fuhren die aufgeregten Gedanken hin und her, klirrend wie Degen, die sich kämpfend kreuzen.

Funk liebte sie! — deshalb hat er sich zur fünften Compagnie versetzen lassen! Sie hat ihn geliebt — sie liebt ihn noch — eine Jugendliebe ist zäh — jetzt geht der Tanz von neuem los — aber warte, ich werde nicht dabei stehen und die Flöte dazu blasen!

„Kerl, zum Donnerwetter, will Er wohl die rechte Hand richtig setzen beim Aufschwung!“ schoß er los. „Was? Grimassen schneiden, Himmelhund! Sofort hinauf aufs Reck! Er turnt so lang, bis Er wie ein fauler Apfel abfällt!“

Der Sergeant hat heute seinen besonders scharfen Tag, meinten die Soldaten, dampfend von der Anstrengung, so zwiebelte er sie.

Der Dienst der Alten hatte schon um halb vier Uhr aufgehört. Als Hubert in die Stube zu Lena trat, exerzierten die Rekruten noch. Lena hatte die Näh-

maschine näher heran an die Hauptscharte gerückt und die Gardine zurückgeschlagen, um besser zu sehen; denn die dicke, graue Schneeluft machte einen frühen Abend. Er hing das Koppel ans Geschütz, und das Faschinenmesser klapperte wie wütend gegen die Lafette.

„Was ist dir, Hubert?“

Sie wollte aufspringen und ihn freundlich bewillkommnen. Doch vor seiner aufgeregten Miene blieb sie wie erstarrt.

„Warum hast du die Nähmaschine gerückt?“ herrschte er sie an.

Verwundert sah sie zu ihm auf. Welche Frage! „Nun, man sieht nicht einmal hier etwas. Ich muß doch Licht haben zur Arbeit.“ Sie wußte, was er meinte, und fühlte die Röte über ihr Antlitz fluten.

„Die Gardine sogar zurückgeschlagen!“

„Hubert, was fällt dir ein?“ Sie wollte hell auflachen, aber die Töne erstickten ihr im Hals. „Wenn die Kanon' nicht da wär',“ sagte sie stotternd, „so thät' ich noch näher ans Licht rücken. Die nimmt den besten Platz weg.“

„So —!“ dehnte er.

Von draußen schallte ganz dicht an der Scharte Funks Stimme herein, die den langsamen Schritt kommandierte: „Eins — und — zwei, eins — und zwei!“

„Eins — und — zwei —“ äffte Hubert nach. „Und wenn ich mich und dich unglücklich machen sollte!“ rief er und schlug mit der flachen Hand auf das Kanonenrohr, daß das Metall laut erklang.

„Hubert — aber Hubert, du bist — Jesus Mariam, was ist dir!“ Sie war aufgesprungen und schlang ihre

Arme um seinen Hals. „Sei doch ruhig! Du bist närrisch! Was fällt dir ein?“ Mit Küssen und Liebkosungen suchte sie ihn zu beschwichtigen. „Eifersüchtig — he? Ich möcht' wissen, ich möcht' wirklich wissen, ob du Ursach' hast!“

Allmählich wurde ihre Stimme wieder fester, und nun wagte sie es, ihn sogar auszulachen. Er schien auch zur Erkenntnis gekommen zu sein, daß er keinen Grund zur Eifersucht hatte — diesmal noch nicht, heute noch nicht, und er schämte sich ein wenig des wilden Ausbruchs.

„Weil ich dich lieb hab', Lena, weil ich dich lieb hab' — verzeih mir!“ stammelte er.

„Und ich, Hubert, hab' ich dich nicht lieb? Komm, guck mir in die Augen!“ Sie richtete seinen Kopf empor und hielt seine Blicke mit den ihren fest: „Hier!“

Ihre Augen funkelten. Wie schön sie ist!

Und fast mit dem hilflosen Ton eines Kindes fragte er sie, Aug' in Auge: „Hast du etwas mit ihm gehabt? Hast du ihn geliebt?“

„So wahr ich selig werden will!“ rief sie. Aber die letzten Silben erstarben ihr auf den Lippen. Eine gewaltige Blutwelle schoß ihr vom Herzen empor, den Schwur erstickend, so heftig erschrak sie über die gotteslästerliche Lüge. Schnell fiel sie ihm abermals um den Hals, um diese neue Verwirrung zu verbergen, und ihre Lippen bedeckten seinen Mund mit heißen, zitternden Küssen.

Dergleichen hatte er noch nicht von ihr erfahren.

Achtes Kapitel.

Die Kriegsartikel.

„Na, wo steckst du denn, Len'? Man sieht und hört dich nit!"

Es war die Sett, die hereintrat, ein großes, in ein graues Wollentuch eingehülltes Paket auf dem Arm. Sie schlug das Tuch zurück, und das müde, gelbliche Gesichtchen ihres kleinen Buben kam zum Vorschein; behutsam setzte sie das Kind hin, gegen die Lafette gelehnt, als vermöchten seine dünnen, gebogenen Beinchen die Last des Oberkörpers nicht selbständig zu tragen. Die ganze Erscheinung des armen Würmchens redete deutlicher von dem Elend der Blaumüllers als die Klagen seiner Mutter. Sie selbst, o, sie selbst mit ihren kräftigen Knochen hält das Schicksal schon aus, und ihre breiten, massiven Schultern werden nicht so leicht zusammenbrechen!

Es ging ihnen nicht gut — das Elend der Kommißheirat in seiner hellsten Blüte! Sie hatten, wie die meisten anderen — Lena und Hubert nicht ausgenommen — in das hohle Nichts hineingeheiratet. Die paar Ersparnisse der Sett waren von den ersten Anschaffungen aufgezehrt worden, und man will doch nicht sofort mit dem Leben abschneiden! Sie hatte sich nicht einzurichten gewußt, gleich der Len', die sich z. B. ihre Hüte selbst zurechtstutzte; so waren auch die Putzmacherin und die Schneiderin in die Reihe der Gläubiger hinter dem Bäcker und Fleischer eingestellt worden. Sie suchte Beschäftigung, doch hatte sie nie das Stillsitzen ver-

tragen können — und gar der Hundelohn, der für die Plackerei gezahlt wird! Sie bewunderte die Len' mit ihrer Ausdauer an der Nähmaschine.

Anscheinend ging es ja mit den Huberts vorwärts. Wart, das schlägt auch noch um! Die Len' sitzt eines Tages im Elend, ehe sie sich's versieht, so gut wie die andern! Laßt nur erst die Kinder kommen und die Krankheiten!

Zuerst hatten sich bei den Blaumüllers Zwillinge eingestellt. Welche Mühe, bis man die ängstlich zarten Dingerchen so weit hochgepäppelt, daß sie selbständig zu atmen beginnen. Und das Heer der schrecklichen Plagen, Masern, Scharlach, Keuchhusten und so weiter. Dann sterben sie noch außerdem. Den Mann zwickte der Rheumatismus immer unleidlicher in den Beinen, eine Errungenschaft des Feldzugs; drei Monate mußte er in der Wilhelmsanstalt zu Wiesbaden verbringen; da er für die Front dennoch nicht genügend hergestellt war, gab man ihm die Montierungskammer; das war sein Verderb! Das halbmüßige Lungern unter den Brocken und das Brüten über den Listen und Büchern brachte ihn an die Schnapsflasche, mit der er sich, anfangs ganz heimlich, in der Stille der Kammerräume, hinter den verschwiegenen Repositorien der Mäntel und Röcke anfreundete. Unglücklicherweise zogen sie zu Mutter Kilo. Die Luft dieses Hauses, die stets vom Geruch des Branntweins wie gesättigt erschien, wirkte wie ein Gift, und die bequeme Gelegenheit, die ihn beim Ein- und Ausgehen verlocken mußte, zog den biederen Blaumüller immer tiefer herab. Die Hoffnung auf den Feldwebel war natürlich bald aufgeflogen; jetzt drückten

die Vorgesetzten immer noch ein Auge zu, wegen seiner bisher tadellosen Dienstführung, doch der Hauptmann drohte, nicht mehr mit ihm zu kapitulieren. Was dann, da er noch nicht berechtigt zur Zivilversorgung war?

Wo war die fröhliche Sett von Pifferaths hin? Wie triumphierend sie damals ihr Lied vom Heiraten gesungen — nur die einzige Seligkeit des schnellen Heiratens! Doch für die Lena hielt sie jetzt schon einen andern Refrain bereit.

„Komm her, Fränzchen," sagte Frau Hubert, dem Kleinen die Hand entgegenstreckend. „Wart, kriegst ein Zuckerchen!"

Das Kind verzog die Unterlippe zu einem Schippchen, aber es weinte nicht, sondern hielt sich nur kläglich an einem der eisernen Lafettenringe.

„Hier, Zuckerchen — wie geht es ihm denn?"

Die Sett zuckte ihre Schultern mit einem Seufzer: „Ich mein', besser, ich mein', es sieht nicht mehr ganz so milchsuppig aus. Der Stabsarzt versteht nichts. Die meinen all', sie hätten Rekruten vor sich. Jetzt hat ihn der Zanitätsrat in Behandlung."

Der Zanitätsrat war ein Oberlazarettgehilfe, dem die Wissenschaft zu Kopf gestiegen; er traktierte seine ärztlichen Vorgesetzten hinter deren Rücken als elende Pfuscher, gab sich selbst ein gewaltiges Air mit seinen lateinischen Worten und kurierte auf eigene Faust das Blaue vom Himmel herunter.

„Es ist das Knochenmark, der Zanitätsrat hat es allein richtig erkannt," erklärte Sett. „Eine Krankheit mit einem Namen so lang — ich kriegt schöne Angst! Es ist das Knochenmark, und die Knöchelchen haben

nicht die Nahrung. Jetzt hat er ihm Pillen gegeben, süß, die schmecken doch dem Kind — die vom Stabsarzt bracht' es gar nicht herunter. Ich mein', es säh' schon klarer aus den Augen."

Die Len' war so barmherzig, „ja" zu nicken.

„Nun, wie steht's? Was machst du, Len'? Hast du Hausarrest?"

„Zu schaffen — zu schaffen — guck den Berg!" Und die Hubert zeigte auf einen hohen Haufen fertig genähter Wäsche. Gleich senkte sie den Kopf wieder herab und setzte von neuem das Rad der Maschine in Bewegung.

„Kann mir's denken, Len', daß dir jetzt die Arbeit schmeckt."

„Wieso?"

„Na, wenn dir die Pousseure den ganzen Tag zum Fenster 'reingucken! Zapperment, et Fünkchen is aber auch beharrlich! Kein Aug' wendet er von dem Fenster!"

„Bleib mir mit den Dummereien vom Leib!" brauste die Lena auf, und das Räderwerk surrte wütend dazu. „Keinen Blick hat er von mir gekriegt und soll er nicht kriegen! Aus ist aus! Ich sitz' hier, weil ich hier sitzen muß, um zu arbeiten, und er steht da, weil er da stehen muß, um zu kommandieren! Ich bitt' ums Herrgotts Jesu willen einen Menschen, was können wir beide dafür!"

„Sie sagen, er hätt' sich expreß herein versetzen lassen — deinetwegen, Len'!"

„Kann er machen, wie er will!"

Die Stiche schnellten schwerer durch das Zeug, und das Gesicht der Näherin mußte sich tiefer herabsenken.

„Ist auch nicht wahr, daß er keinen Blick von dem Fenster wendet,“ murmelte sie in die Arbeit hinab.

„So, woher weißt du denn das?“ fragte die Sett, und ihre Miene verzog sich zu einem ironischen Grinsen.

Die Hubert schüttelte die Frage unwillig ab, errötete aber stark: „Laß mich in Ruh!“

„Was sagt denn Deiner, der Hubert?“ fing jene von neuem an; sie ließ so leicht nicht nach.

„Er sagt, daß, wenn die Klatschmäuler der Frau Basen nicht still sind, sie eins drauf kriegen — verstanden? Und nun laß mich in Ruh!“

Mit einem wütenden Tack-tack-tack beschleunigte sie den Gang des Räderwerks, und eine kurze Weile beherrschte das Surren den gewölbten Raum.

„Du hast einen guten Mann, Len'!“ hub die Sett wieder an. „Er thut nur schlimm, frißt aber aus der Hand.“

„Was soll die Bemerkung?“

„Weißt du was, Len', wenn ich du wär', ich thät' mich amüsieren!“

Das Antlitz der Versucherin verzerrte sich zu einem eigenartig lüsternen Ausdruck, und ihre grauen Augen funkelten fast unheimlich; häßlich grinsend zeigte sie ihre schlechtstehenden Zähne. Sie hatte nichts Teuflisches von Natur, nur das Elend und die Enttäuschung hatten sie bitter gemacht und sich an dem Verderben der andern weiden gelehrt. Sie warb Genossinnen für ihr Elend, so oder so. Nicht, daß sie gerade der Lena ein solches anwünschte, war doch hier wie dort und überall die Gewißheit, daß das Verderben kommen müßte, so sicher wie die Nacht herabsinkt. Gut, da es kommen

muß, so ist es Freundespflicht, jemand zum Trinken zu ermuntern, ehe das Getränk schal und ungenießbar wird. Sie selbst hatte den Trunk halb stehen lassen, die Lena sollte es nicht auch so machen!

„Du hast dich früher amüsiert, Len' — amüsier' dich weiter! Denk an deine Korassier! Ins Unglück plumpst du früh genug! Amüsier' dich, sag' ich dir — amüsier' dich tüchtig!"

„Aber ich weiß nicht, was du willst, Sett," platzte Frau Hubert lachend heraus. „Ich hab' es ja nicht 'mal nötig! Satt zu essen und zu trinken, ich hab' mein' Mann, ich hab' mein' Arbeit, warum soll ich nicht glücklich sein? Ich mein', du hätt'st am wenigsten Ursach', dich zu versündigen! Schäm' dich!"

Die Miene der Sett verzog sich zu einem ironisch überlegenen Schmunzeln — übrigens kam sie von dem eigentlichen Zweck ihres Besuches ab. Sie wollte die Lena nicht zu sehr reizen. Also begann sie zu jammern — die alte Litanei: gestern war die Dekade, und das Traktement ist schon heidi! Der Bäcker hat nicht länger pumpen wollen, und bei den Kilos sind sie schon zwei Termine von der Miete schuldig. Den Unteroffizier-unterstützungsfonds dürfen sie nicht mehr anzapfen, das letzte Mal hat man sie schon abgewiesen: erst soll der Blaumüller vom Schnapsen lassen! Dagegen ist kein Kraut gewachsen, es frißt an ihm wie eine Krankheit, wie ein böser Wurm!

„Amüsier' dich, Len' — amüsier' dich!"

Es klang so schrill und scharf; der kleine Franz zuckte erschrocken empor und blickte seiner Mutter angstvoll in die Augen. Die Lena wollte ihr den letzten

Vers der Litanei, der jedenfalls wieder auf eine Anleihe gestimmt war, ersparen. Das Mitleid überwältigte sie abermals; sie stand auf, trat an die Kommode, nahm die Glasglocke über dem Madonnenbildnis in die Höhe und zog unter dem Postament der Gebenedeiten ein Geldstück hervor, dasselbe, das ihr Onkel Balthes beim Abschied in die Hand gedrückt.

„Daß du Hubert nichts verrätst — und natürlich kriegt Deiner es nicht in die Hände!"

Die Sett verwahrte sich mit einer Miene, als würde sie den Thaler nicht anders, als an einer Kette heimlich um den Hals tragen. Doch aus ihren Augen brachen Thränen. „Len', du bist brav. Unser Herrgott verlohn' dir's!" stammelte sie.

Bald darauf trat Hubert ein. Er liebte nicht den Umgang seiner Frau mit Sett, er witterte die Versucherin in ihr; zudem wollte er mit Blaumüller, seinem früheren Freund, längst nichts mehr gemein haben: ein Skandal, daß man einem Säufer eine königliche Montierungskammer anvertraut! Es soll ihn nicht wundern, wenn eines Tages eine Katastrophe eintritt! Doch war er höflich gegen die Frau, so weit das seine gerade Natur, die alle Schliche und Masken verabscheute, fertig brachte. Er setzte sich also zu den beiden an den Kaffeetisch und begann in seinem Notizbuch zu stöbern.

Um fünf Uhr blies es zum Unterricht. Hubert sprang auf, es war der vierteljährige Termin, da den Mannschaften die Kriegsartikel vorgelesen werden sollten, und er hatte den Befehl, dies bei den alten Mannschaften auszuführen. Nicht lange nach ihm machte sich

auch die Sett auf, da ihr Kleiner, der stets schläfrig war, nach dem Bettchen verlangte. Die Len' begleitete sie bis zur Pforte, die dem Hubertschen Kasemattenblock benachbart war. Doch die Thür war verschlossen, und der Schlüssel stak nicht mehr.

„Du mußt hinten herum, durch den Korridor," sagte die Hubert.

Sie wollte sich am Beginn des Korridors verabschieden.

„Komm mit bis zum Thor," bat die Sett. „Es gibt ja immer noch zu schwatzen!" Da schämte sich die Len' insgeheim des Hausarrestes, den sie sich selber zulegte — seinetwegen! Wie hatte sie den Korridor gemieden, aus Furcht ihm zu begegnen! Bah, einmal muß sie ihn doch sehen, dann ist's gut! Sie faßt alles zu schwer auf!

Der schmale Korridor dehnte sich im bräunlichen Dämmerlicht der beiden trüb schmauchenden Hängelampen. Links, in den Zwischenräumen der Gewehrscharten, die nach dem Hofe der Kasematte hinschlugen, standen die Gewehre der Compagnie auf den Stützen gereiht. Rechts waren die braungestrichenen Thüren zu den Mannschaftsstuben, mit aufgenagelten Zetteln, die Korporalschaften bezeichnend. Bei der dritten Thür stieß die Sett ihre Gefährtin an, nach dem Zettel weisend; es war gerade unter der einen Lampe. Frau Hubert zuckte leicht zusammen. Auf dem Zettel stand in schöner, großer Rundschrift Funks Name als Korporalschaftsführer.

„Man meint, du fürchtest dich!" sagte die Sett, jene scharf ansehend.

„Fürchten? Vor wem? Vor dem da? Bah, bin ich denn furchtsam, he, Sett?"

Aber die Lena war doch froh, als sie aus dem Bereich des Namens war.

Es war still im Flur, nur aus der einen Stube dröhnte eine laute Stimme. Es war die Huberts, der die Kriegsartikel vorlas. Die beiden Frauen blieben stehen und horchten. Man konnte jedes Wort verstehen, so deutlich artikulierte die Stimme: „Wer vom Posten vor dem Feinde oder aus einer belagerten Festung fahnenflüchtig wird, oder wer zum Feinde übergeht, wird mit dem Tode bestraft."

Das „mit dem Tode" so unheimlich drohend betont.

Und weiter: „Wer sich einem Vorgesetzten thätlich widersetzt oder einen thätlichen Angriff auf ihn unternimmt, wird mit Festungshaft nicht unter drei Jahren bestraft. Ist die Thätlichkeit im Felde verübt und zwar während des Dienstes, so tritt die Todesstrafe ein."

„Mein Gott!" stieß Lena aus.

„Er ist wütig heut!" meinte die Sett. „Nun hör' einmal, er schießt sie all nieder, die armen Jungens!"

Innerlich durchschauerte es die Lena. Am Thor verabschiedeten sich die beiden, und Lena eilte zurück, den Korridor entlang. Schon hatte sie die Thür, hinter der ihr Mann immer noch die schrecklichen Drohungen erschallen ließ, passiert, da trat jemand hinter dem Gewölbepfeiler hervor.

„'nen Tag, Len'," flüsterte es.

Wie sie erschrak — sie meinte, die Kniee versagten ihr.

„Laß mich, Fünkchen, um Gottes willen, laß mich!"

Funk vertrat ihr den Weg: „Jetzt stehst du mir Red', Lena! Du wirst mir doch Guten Tag sagen! Ich

mein' doch, wenn jemand den Beleidigten zu spielen hätt', dann wär' ich's! Her die Hand!"

Sie wehrte sich. Hinter ihr schallte Huberts Stimme mit dem entsetzlichen Refrain.

„Lassen Sie mich, Herr Funk!"

„Was — Sie? Kein' Red', es bleibt bei dem Du; wenn du auch seine Frau bist, dem da seine!"

„Es gibt ein Unglück, wenn er uns sieht —," flehte sie. „Ich bitt' dich, laß alles aus sein, Fünkchen, bleib vom Fenster weg, sieh mich nicht an, kenn mich nicht!"

„Komödie spielen, he?"

Er bohrte seine von Leidenschaft flackernden Augen in die ihren. „Du siehst, wir können doch nicht voneinander, Lena, wir werden sogar durch Regimentsbefehl zusammengebracht. Wir gehören zusammen!" Seine höhnenden Worte trafen sie wie Schläge. Plötzlich klang durch seine Stimme ein bewegter Herzenston: „Einen alten Kamerad im Stich zu lassen, Len', meinst du, es wäre mir nicht ans Herz gegangen? Das Fünkchen ist doch nicht solch ein Schmetterling, als du glaubst! Schäm' dich, Len', schäm' dich! Aber ich wünsch' dir, daß du glücklich bist . . ."

„. . . wird mit Festung nicht unter zehn Jahren bestraft —" hallte Huberts Stimme in die Pause hinein. Bebend stand sie da, ihm willenlos die Hand gewährend.

Jetzt ließ er diese sinken, schlaff, ohne einen Druck: „Nun geh, Len'," sagte er, zur Seite tretend; „verzeih' mir, daß ich dich angefallen! Ich wünsch' dir alles Glück, Len'! Und gute Nacht!"

Leise hauchte er es ihr zu — ein so inniger Ton, den sie ihm nicht zugetraut.

Sie stürzte davon, riß die Thür zu ihrem Wohnungsblock auf und flüchtete bis zwischen die Wangen der Geschützlafette. Zum Ersticken flutete ihr Atem, und das Herz hämmerte hörbar. Wie ein hilfloses Kind, das eines Schutzes bedarf, kauerte sie sich auf den Steg zwischen den massiven eisenbeschlagenen Holzwänden.

Mein Gott! Mein Gott! Wo war ihr alter Trotz geblieben? So hatte sie sich das Wiedersehen nicht gedacht.

„Wir gehören zusammen," hatte er gesagt. Und die Sett meinte, das Schicksal will es so! — Nein, nein, nein! Ich hab' dem Hubert Treue gelobt vorm Altar!

Mechanisch tasteten ihre Hände nach einem Halt. Sie griff den eisernen Haken für den Kanonenwischer und hielt ihn krampfhaft fest. Ihre Stirn streifte das Bronzerohr, ein wenig erschrak sie vor der Kühle des Metalls; dann lehnte sie das Haupt daran, als wäre es ein wohliges Kissen.

Wie seltsam geheimnisvoll es aus dem Inneren des Rohres summte und flüsterte! Das Rohr besitzt eine Seele, hat Hubert sie gelehrt. Und aus dieser Seele flüsterte es ihr zu: „Amüsier' dich! Amüsier' dich!"

Schaudernd fuhr sie empor vor dem gespenstischen Klang.

Neuntes Kapitel.

Gute Nacht!

Es war dennoch etwas Wahres daran, daß Funk sich absichtlich zur fünften Compagnie hatte versetzen lassen. Eine kleine Ungehörigkeit, die ihm eines Morgens auf dem Bureau gegen den Herrn Zahlmeister entfuhr, war die Veranlassung gewesen, daß er überhaupt in die Front zurück sollte. „Sonst wird er mir zu übermütig, ein bißchen Rekrutendrillen wird ihm gut thun!“ meinte der Major. Aber Funk wußte es, daß es nicht für lange wäre. Er war beim Major wie beim Adjutanten gut angeschrieben, dazu hielt er sich für unentbehrlich auf dem Bureau, allein schon seiner herrlichen Schrift wegen, in der ihm keiner beim Regiment gleich kam.

Gut, wenn es denn sein muß, so will er auch seinen Spaß haben, dachte Funk. Die Schreiber stecken alle unter einer Decke. So wußte er es denn durchzusetzen, daß man ihn zur fünften Compagnie versetzte. Die Eitelkeit stach ihn. Man hatte ihn oft genug, nachdem er das Lazarett verlassen, gehänselt: „Fünkchen, du bist ein Kerl, läßt dir ruhig gefallen, daß man dir dein Mädchen vor der Nase wegstibitzt!“

Mit listigen, lüsternen Blicken gelobte er Rache. O, der Hubert besitzt sie noch nicht ganz! Wir wollen sehen!

Es war noch das Großmaul von früher, das sich so brüstete. Aber innerlich brannte die geheime Wunde, welche die Nachricht von ihrer Verlobung ihm versetzt.

Während die äußerliche Verletzung, die er bei der Erstürmung der Köbesburg davongetragen, langsam heilte, fraß die Herzenswunde um so heftiger um sich. Jetzt erst, in der Stille des Krankenlagers, ging ihm das Bewußtsein auf, daß sein Herz mit dem ihren leidenschaftlich verkettet war. Und er bohrte sich mit seinen Gedanken immer tiefer in diese Leidenschaft hinein.

Sie sollte für ihren Abfall büßen, und Hubert sollte sich nicht seines leichten Sieges freuen! Wohlan, hier ist die Gelegenheit zur Rache! Ich, das Fünkchen, bin auch noch da! Durch meine bloße Gegenwart will ich sie beide bis aufs Blut peinigen. . . .

Doch wie er in Lenas Bannkreis geriet, begannen die häßlichen Rachegedanken in helle Liebesflammen auszubrechen. Er war ein andrer geworden seit seiner Krankheit. Ein wildes, selbstherrisches Gelüste begann in ihm zu gären, daß er sie jenem entreißen, daß sie sein werden müßte. Sie hatten ein Anrecht eins aufs andre! Wie ihnen beiden, da sie noch Kinder waren, keine Mauer oder Hecke ein Hindernis bildete, so würden sie auch jetzt rücksichtslos durch den Segen des Priesters brechen. Nach dieser ersten Begegnung in dem dämmernden Kasemattenflur wußte er, wie es mit ihr stand. Wie ihre Hand in der seinen zitterte, wie die Worte über ihre Lippen bebten, wie sie in ihrer Angst davonstürzte, bis die Dunkelheit des Seitenflurs sie verschlang! Auch sie war eine andre geworden! Ja, in ihnen beiden war das Herz wach geworden. Wohlan denn! Das „Anavang" des Tanzsaales — doch jetzt klang der Ruf so unheilvoll drohend.

Die mannigfachen Verzweigungen des Dienstes

führten Hubert und Funk fort und fort zusammen. Jetzt standen sie in der Front nebeneinander beim Appell, jetzt einander gegenüber in dem beratenden Kreis der Unteroffiziere, den der Feldwebel nach dem Appell um sich versammelte. Heute revidierte Hubert als du jour die Stube des Funk, morgen umgekehrt der Funk die Korporalschaft des andern. Nur wegen der „Brocken“ gerieten sie aneinander. Funk nahm seinen Dienst genial, und er konnte sich nicht für den Sitz einer Schuppenkette begeistern oder über ein paar fehlende Schuhnägel in Verzweiflung geraten. Alle Augenblicke fand der Kapitän d'armes in der Funkschen Korporalschaft irgend eine Kleinigkeit, die nicht in Ordnung war. Er hätte das bei einem andern auch gemeldet, denn jede Lotterigkeit in Bezug auf das königliche Bekleidungsmaterial empörte ihn. Funk vergalt es ihm damit, daß er den Spott der andern Unteroffiziere gegen den unausstehlichen Nörgler reizte. Und er hatte die Lacher stets auf seiner Seite. Hubert war eben nicht beliebt: „Rheinisch Blut und preußisch Blut paßt nicht zusammen!“ Sie wären Gegner gewesen, auch wenn Lena nicht zwischen ihnen gestanden hätte.

Sie fühlten dunkel, daß sie eines Tages anders als mit Nörgeleien und Spottreden aufeinander platzen würden, um abzurechnen. An einem Mittag hatte die gesamte Compagnie Waffenappell. Funk verließ eben seine Stube und trat im Flur auf die Gewehrstütze zu, wo sein Gewehr stand. Zufällig kam Hubert von der andern Seite, um das seine zu nehmen, das sich jenseits der Scharte auf der entsprechenden Stütze befand. Funk nahm das Gewehr, schlug die Kammer

auf und prüfte blinzelnd das Innere des Laufes. Als er den Kopf erhob, sah er Hubert in derselben Weise beschäftigt. Und über das blanke Metall hinweg trafen sich ihre Blicke. Zuerst eine stutzende Ueberraschung auf beiden Seiten, dann maßen sich die Blicke feindlich, feindlich — wie sich die beiden Gewehrrohre mit ihren kleinen unheimlich schwarzen Mündungen, die der Zufall gegeneinander kehrte, zu messen schienen. Es war ein gemeinsamer Gedanke, der hinüber und herüber schlug, ein Blitz, der aus dem Dunkel der einen Wolke in das Dunkel der andern zuckte. Gleich schlossen sich die Kammern, laut und scharf hallte der Klang des Stahles durch den gewölbten Flur. Da blies es zum Antreten, jeder nahm sein Gewehr unter den Arm, und sie verloren sich in dem Gedränge der Soldaten, die auf den Hof eilten. —

Funk sah seine schöne Landsmännin nur selten. Hinter der Scharte, wo noch immer seine Abteilung exerzierte, regte sich keine Gardine, zeigte sich kein Schimmer ihres Gesichtes. Aber die Scharte hielt ihn wie behext, Augen und Gedanken, wie ein ohnmächtig Stückchen Eisen, das sich vergeblich gegen den unwiderstehlichen Zug eines Magneten wehrt. Und das Nichtsehen schürte noch die Glut in seinem Innern. Oft wünschte er, daß er von dem Platz erlöst würde, um die Qual des Harrens nicht mehr auszustehen; doch an den dienstlosen Sonntagen und an den Regentagen, wo in dem Exerzierhause und auf der Stube Griffe geübt wurden, peinigte ihn um so stärker die ungeheure Sehnsucht nach der Scharte.

Er begegnete ihr ein paarmal vor der Kasematte,

wo sie ihn förmlich grüßte. Eines Abends, da er Wachthabender auf Kasernenwache war, öffnete er auf das Rasseln des Klopfers das Thor. Sie stand da, ihr Mann hinter ihr. Es war gut, daß der Schnee so heftig daherstrich, ihrer beider Verwirrung verbergend. Ihr Gesicht war bis auf eine Oeffnung für die Augen durch einen Umhang verhüllt, doch diese Augen trafen ihn aus dem Dunkel wie eine gewaltige Flamme.

Die beiden Ankömmlinge prusteten, schüttelten die Schneedecke von den Kleidern und stampften mit den Füßen — ein Hundewetter! Sie kämen von Deutz, hieß es, wo sie Bekannte Namens Pifferaths besucht. Unterdes wäre des immer stärkeren Eisgangs ,wegen die Schiffbrücke ausgefahren worden, und sie mußten bei solchem Wetter den Heimweg über die Eisenbahnbrücke machen — puh!

„Ei, wie schön warm Sie es haben, Herr Unteroffizier!" rief Frau Hubert aus der Umhüllung, da sie die offene Thür der Wachtstube passierte. Es war das Beste, die Harmlose zu spielen! Und sie blieb vor der engen Pforte stehen, in dem wohlig warmen Hauch, der ihr von dort entgegenwehte. Drinnen leuchtete der kleine eiserne Rundofen in einer dunklen Rotglut, eine zarte Rosadämmerung in dem kleinen Raum verbreitend. Ueber den Rand der Pritsche vorgestreckt wärmten sich ein Paar dampfende Stiefel, deren Besitzer von hier aus nicht sichtbar war, an dem Feuer.

Fast wäre dem Wachthabenden eine Einladung entfahren, man möchte doch auch näher treten; da warfen sie ihm eine „Gute Nacht! Gute Wacht!" zu. Dann trappelten sie eilig durch den eiskalten Korridor, gegen

dessen Schartenfenster der Schnee hörbar schlug. Die Kasematte empfing sie mit gleichem Unbehagen. Der Ofen war längst ausgelöscht, und das mürrische Licht der schlechten Kerze huschte, gespenstische Schatten aufstöbernd, durch den unbehaglich kühlen Raum. Die Kanone, ihr lästiger Stubengenosse, machte sich breiter als je. Die Lena überfiel es mit einer Sehnsucht nach dem kleinen rosadämmernden Raum mit dem glühenden Oefchen.

Ei, sie will ja nichts „davon" wissen! Aus ist aus! Hat sie es heut abend mit all der Harmlosigkeit nicht brav gemacht? So kommen sie alle drei am besten darüber hinweg. Hubert fand das auch — als wenn dadurch der Popanz seiner Eifersucht am leichtesten gebannt würde. Die Begegnung da draußen dünkte ihm fast wie eine halbe Erlösung. Seine Frau ließ sich wirklich nichts zu schulden kommen. Sie hat es früher stark getrieben — das werden die besten Ehefrauen!

Funk hatte im Flur gestanden, immer noch hinhorchend auf den hellen Klang ihrer Stimme, bis diese im Knarren des umdrehenden Schlosses verschwand. Dann trat er in die Wachtstube und setzte sich vor den Tisch unter die Schirmlampe. Er legte nicht einmal den Helm ab, warf die Arme auf die Platte und stützte das Gesicht in die beiden Fäuste.

O, wie schal und wie häßlich das alles ist! Die Pritsche nahm die Hälfte des Raumes ein, vier Kerle schliefen darauf mit umgeschnalltem Faschinenmesser, den Kopf auf dem Tornister, den Helm neben sich, und ihr sägendes Schnarchen wetteiferte mit dem wütenden Fauchen der Glut in dem Ofen. Auf dem Tische lag

das fettig abgegriffene Wachtbuch und ein andres Buch, ein Schmöker, den wohl irgend ein Einjähriger vergessen haben mochte, neben einem Teller mit Wurstresten und einem klebrig schmutzigen Kartenspiel. Es roch nach Staub und abgestandenem Getränk und nassen Kleidern.

Der nackte Kommiß hatte ihn immer angeekelt. Warum hatte er denn kapituliert? Was sollte er sonst anfangen? Seine Kenntnisse waren nicht der Rede wert — sollte er abermals in die weite Welt auf Abenteuer ziehen? Nein, der Schlendrian wird ihn wie die andern nicht loslassen! Er wird von Jahr zu Jahr kapitulieren, weil ihm der Unterschlupf fehlt. Vielleicht wird er ein Weib nehmen und das Elend der Kommißheiraten noch vermehren helfen. Dann, wenn die Glieder anfangen zu knacken, wird er sich in irgend eine Zivilversorgung stopfen lassen. Teufel, was hat er sich für ein andres Bild von dem fröhlichen Soldatenstand gemacht!

Hatte er denn vordem nicht eine Rolle auf den Tanzböden gespielt? Hat er die schon aufgegeben? Was für ein erbärmlicher Kerl ist er doch! Er könnte so viel Mädchen haben, als er wollte — sitzt da und streckt seine Begierde nach der Frau eines Kameraden aus! Ehre ist das höchste Gut eines Soldaten, und er ist im Begriff, die Ehre eines Kameraden zu besudeln. . . .

Nur mit den Gedanken! Wer bezwingt das wilde Gewürm der Gedanken?

Da pochte die Schildwache an das kleine Fenster: das Signal für die Ronde. Er fuhr vom Tische auf und donnerte die schlafenden Kerle von der Pritsche in

die Höhe. Gleich hallte draußen das mörderische „Heraus!“ des Postens. Alles polterte in den Flur vor die Gewehrstütze.

„Acht—ung, präsentiert das — Gewehr!“ kommandierte der Unteroffizier. Klirrend wurde der Griff von der noch schlaftrunkenen Mannschaft ausgeführt.

Der Offizier, eine hagere Gestalt in hohen Stiefeln und glitzernd nassem Regenmantel, die Schärpe um die Taille geschnürt, schritt, den einen Zeigefinger zum Honneur an den Helm erhoben, die kleine Front ab und seine Augen musterten scharf Kopf für Kopf.

„Lassen Sie schultern!“ befahl er. „Ich bitte, Unteroffizier, warum hat die Mannschaft denn die Kragen auf? Was ist das für eine Lotterwirtschaft! Warum lassen Sie die Leute nicht lieber gleich in Schlafröcken ins Gewehr treten?“

Stummste Pause, in die das „Was!?“ der Ronde hineindröhnte.

Und in den ungeheuren Abgrund dieser Frage, auf die es keine Antwort gab, stürzte alles hinab, was vorhin von Gedanken Funks Brust durchwirbelt.

Zehntes Kapitel.

Kasemattenklatsch.

Der Kasemattenklatsch lechzte nach einem Skandal; da konnte nichts Freudigeres hereinplatzen als die Versetzung Funks zur fünften Compagnie. Gierig belauerte die Kasematte die drei Akteure des Lustspiels oder auch

Dramas — man wußte noch nicht, wie es sich entwickelte.

Man sah das Hubertsche Ehepaar mit scheelen Blicken an. Ihm, dem Dienstfex, hatte man ja immer Mangel an Kameradschaft vorgeworfen, da er sich von den Kneipereien der andern wie von jeder Art „Klüngel“ fern hielt; es hieß, er markierte den zukünftigen Feldwebel, wozu ihn freilich seine tüchtigen soldatischen Eigenschaften mehr wie andre befähigten. Am wenigsten gönnten die Damen ihr die Feldwebelin. So eine vom Kochlöffelorden! So ein Tanzbodenliebchen, für das sich die Garnison die Köpfe blutig geschlagen! Seit sie in die Kasematte eingezogen ist, spielt sie sogar die Klosterfrau und thut apart wie eine Offiziersdame. Sie hatte die Kasematte sehr enttäuscht — warum lieferte sie nicht sofort den Stoff zum Klatsch? Man mußte von ihr doch erwarten, daß sie sich von den Offizieren die Cour machen ließe, zum mindesten würden doch die Herren Einjährigen Glück bei ihr haben. Aber nichts davon, das pure Gegenteil! Sie saß züchtig wie eine Matrone hinter der Nähmaschine und arbeitete für die Regimentskammer, sich gegen den „Klüngel“ wie gegen eine böse Epidemie verschließend. Das verziehen sie ihr nicht. Die spitzige Frau Feldwebel Moldauer war sprühwütend auf sie, weil sie sich von vornherein gänzlich ihrer Bevormundung entzog, die sich sogar auf den andern Flügel der Kasematte bis in das Revier der sechsten Compagnie erstreckte. Was sie thun könnte, sollte geschehen, um zu verhindern, daß eine solche unerhörte Person ihre Nachfolgerin würde.

In der Kantine, bei Mutter Kilo, pflegte der

Tagesklatsch angerührt und zum Vertrieb gar gebacken zu werden. Das zweistöckige Haus zeigte nur drei Fenster Front. Im ersten Stock wohnte der Büchsenmacher des Bataillons mit seiner jungen Frau, zwei ruhige, ordentliche Leute; im zweiten hatten die Blaumüllers die eine kleine Vorderstube und ein hinteres Gelaß inne, das auf ein Gewinkel von schwarzen Schieferdächern sah; die zweifensterige Vorderstube bewohnte ein Einjähriger. Ein bemalter Streifen auf dem sonst unbeworfenen Rohbau trug die Aufschrift: „Spezereiwaren und Wirtschaft bei Peter J. Pfund.“ Um zu der Wirtschaft zu gelangen, mußte man den Laden passieren, wenn man nicht den Umweg durch den Flur und den engen feuchten Hof machen wollte, der im Sommer durch ein paar schwindsüchtige Oleanderbäume zum „Garten“ umgewandelt wurde. Die Auslage des Ladens verschmähte, bei der stehenden Kundschaft, jede kunstvoll aufgebauschte Reklame, nur ein paar Cigarrenkistchen, ein paar buntbeklebte Flaschen, ein Korb rotgoldiger Bücklinge und ein Krimskrams von Bürsten, Putzpulver, Pomadenschachteln, Nähgarn und dergleichen.

Mutter Kilo beherrschte mit ihrer gewaltigen, bei jeder Bewegung wackelnden Körpermasse, die jedenfalls das Gewicht für eine Riesendame abgegeben hätte, die Theke und den Laden. Von hier aus nahm sie den Klatsch groschen- und pfennigweise durch ihre Kunden ein, um ihn mit den Cigarren und Heringen ebenso wieder zu verabfolgen, auch goß sie ihn den Füsilieren mit dem hellbräunlichen Kaffeewasser in die kleinen Bunzlauer Töpfe.

Die Wirtschaft wurde ausschließlich von Herrn Pfund besorgt. Ueber dem Eingange zu dem Kneipraum hing ein schreiend buntes Madonnenbild mit einem Heiligenschein aus gepreßtem Gold, darunter glimmte in einem roten Glas ein ewiges Lämpchen, und es gab etliche Gotteslästerer unter den Gästen, die über diese Weihung des Raumes gelegentlich ihren Spott ausließen. Das Wirtszimmer schmückte eine für den niedrigen Raum jedenfalls viel zu große Büste des Kaisers aus jüngeren Jahren, mit einem braunvertrockneten Lorbeerkranz. Daneben hingen die Jugendbilder Napoleons III. und Eugenies, zwei lieblich und unschuldig aussehende Persönchen. Doch den Hauptschmuck gaben die drei Töchter ab, die „anderthalb Kilo“, wie sie genannt wurden. Sie hatten wochenweise abwechselnd du jour in der Küche, so daß stets nur zwei in der Wirtschaft anwesend waren. Sie beteiligten sich nur bei großer Drängnis an der Bedienung der Gäste; meist spielten sie die Prinzessinnen und saßen hübsch frisiert, in ihren weißen Latzenschürzen, mit einer zierlichen Arbeit beschäftigt, am Fenster wie die Bilder, während der Vater die Getränke aus dem Keller schaffte und in der Stube herumhinkte.

In dieser Arbeit hätte er sich von seinen Töchtern unterstützen lassen können, aber mit den „anderthalb Kilo“ hatte man Größeres vor; man hatte sich ihre Bildung ein schönes Stück Geld kosten lassen, und sie sollten nicht an den ersten besten Tressenrock verschleudert werden! So wurde auch äußerlich ihre Unantastbarkeit ängstlich aufrecht erhalten. Es waren drei hübsche und gesunde Blondinen mit starken Mozartzöpfen, achtzehn,

neunzehn und zwanzig Jahre alt. Oft fiel ihnen die Prinzessinnenrolle schwer, dann brach ihnen der helle Mutwille aus, und sie verließen das Glashaus, in dem sie von den vorsichtigen Eltern zur Schau gestellt wurden.

Die Pfunds hatten klein angefangen. Sie hatten sich beide auf der Mülheimer Heide kennen gelernt, wo sie ihr Gläschen „Klaren“ an die Soldaten auf dem Schießstand oder in den Pausen beim Exerzieren ausschenkten, heimlich, meist flüchtend vor den Adjutanten, die den „Fusel“ auf dem Platz nicht leiden sollten.

Den Feldzug 1866 machten sie bereits beide vereint als offizielle Marketender mit.

Er behauptete, bei Hühnerwasser einen Streifschuß am Fuße davongetragen zu haben, woher er immer noch hinkte; natürlich wurde er tüchtig mit dem mysteriösen Schuß gehänselt. Er hatte nicht gedient, doch sein Gesicht war durchaus militärisch, der vorschriftsmäßige Haarschnitt, der stramme Schnurrbart, das sorgfältig rasierte Kinn, und alle seine Gedanken trugen gleichsam zweierlei Tuch. 1870—71 hatten sie eine Marketenderei in dem Gefangenenlager auf Fort Alexander bei Koblenz gepachtet, wo sie mit den parlez-vous ein tüchtiges Stück Geld verdienten, das ihnen den Hauskauf in Köln und die Einrichtung der Wirtschaft ermöglichte.

„'n Tag, Herr Unteroffizier!“ nickte die starke Dame dem eintretenden Funk über die Theke zu.

„'n Tag, Mutter Kilo!“

Von den Stammgästen ließ sich sich gerne den Scherznamen gefallen.

„Nun, wie geht's, wie steht's? Fleißig ex'ziert? Ich hab' meinen Spaß, Sie strampeln zu sehen! Aber

ich mein', Sie thäten keinen Fortschritt machen, Herr Funk!"

Sie zielte auf die Scharte der Huberts, eine Anspielung, daß seine Bemühungen bei Frau Hubert nicht vorwärts rückten. Das eine Auge listig zudrückend, wandte sie den gedunsenen und stets in seiner vollen Röte prustenden Kopf nach dem Fenster, durch dessen Flaschen und Pakete sie genügend ihr direktes Visavis, die bewußte Scharte, die im Brennpunkt des Klatsches stand, beobachten konnte. Jetzt am Abend leuchtete das erhellte weiße Rouleau der kleinen quadratischen Oeffnung, während die schmalen Lichtstreifen der unverhangenen Gewehrscharten zu beiden Seiten langgezogene Reflexe über den gefrorenen Boden des Platzes sandten.

„Ich mein', Sie müßten strackser vorwärts machen, Herr Funk! — Was, zu wenig Butter für fünf Pfennig?" fuhr sie einen Füsilier an. „Legen Sie zehn an, dann kriegen Sie grad noch einmal so viel!" spottete sie. — „Kann Ihnen doch nicht schwer fallen, Herr Funk! — Was kriegen Sie da? Schachtel Wichs? — So!"

In der That machte der Skandal keine Fortschritte, er wollte nicht lichterloh brennen. Mutter Kilo hatte natürlich ihren besonderen Tick auf die Huberts. Der Mann mied das Lokal, und sie beging das Verbrechen, ihre Waren von einem benachbarten Konkurrenten zu beziehen. Und dann, daß sie so ganz den „Klüngel" verachtete!

Funk zwirbelte das Schnurrbärtchen. „Laßt mich nur gewähren!" sagte seine kecke Miene.

Aus dem Kneipraum schallten ihm verschiedene

Stimmen zum Willkomm entgegen: „He, Funk! Et Fünkchen! Der Herr Kabinettsrat! Prost, Funk!“

Neben der Thür schoß jemand empor. Es war ein langer Einjähriger mit einem feingekräuselten Tituskopf und einem zarten wolligen Flaum ums Kinn, der so diensteifrig vor dem Vorgesetzten aufschnellte und in steifer Haltung, die flachen Hände an der Hosennaht, dastand.

Funk nickte gnädig und wichtig ab.

„Bitte, bleiben Sie sitzen!“ äffte hinter dem Aufgesprungenen eine weibliche Stimme im angenommenen Gutturalton.

Alles lachte. Es war Fräulein Fina, die mit ihrem Einjährigen dort an einem Tische gesessen. Dieser war der Zimmermieter aus dem zweiten Stock, und es hieß, er würde die älteste von den „Anderthalb“ heiraten — er käme nimmer los! meinten seine Kameraden. Jedenfalls war er bis hinter die Ohren in das hübsche Ding verliebt. Eine brillante Partie, wenn die Eltern ihn nicht etwa wegen der Mesalliance enterbten, denn er war der Sohn eines Fabrikbesitzers aus dem Westfälischen. Die alten Kilos beobachteten das Reifen des Verhältnisses mit begreiflicher Spannung.

„Wenn ich Sie wäre, Herr Kuhn,“ sagte die Fina, „so thät' ich mich zu Kaisers Geburtstag als Rakete vermieten.“

Alles lachte, der Einjährige errötete bis in das Gekräusel seines Haares hinein.

Der Honoratiorentisch war dicht besetzt; über den lauten Stimmen der Zechenden surrte die Gasflamme in der Milchkugel mit einem wütenden Geräusch.

Es waren meist Avancierte der beiden Compagnieen, nur ein Zivilist darunter, der Büchsenmacher, ein semmelblondes, schmächtig aussehendes Kerlchen mit gewaltigen narbenbedeckten und geschwärzten Händen. Auf der einen Schmalseite saß der Wallmeister Pollmann; sein glänzend weißer Kranzbart und das seidig feine, silberne Haupthaar gaben eine effektvolle Umrahmung für das seltsam jugendlich blühende, doch auf Wangen und Nase mit feinen blauen Aederchen gezeichnete Gesicht. Er hatte sich halb nach der zweiten von den „Anderthalb", der Villa, herumgewandt, die etwas abseits gegen das Fenster hin saß und mit einem Kätzchen in ihrem Schoße spielte; seine verliebt blinzelnden wasserhellen Aeuglein schienen sich an der üppig prallen Erscheinung des Mädchens zu weiden, während er mit ihr schäkerte. Sie beachtete Funks Gruß nur ganz flüchtig, als er sich ihr gegenüber neben den Wallmeister setzte.

Gleich ging das Sticheln in Bezug auf die Hubert los.

„Na, Fünkchen, nachexerziert! Scheibenparad, he?" rief der Zanitätsrat über den Tisch.

„Warum sind Sie so rar, Herr Funk?" fiel die Fina von der Thür her ein. „Natürlich haben Sie keine Zeit!"

Er war doch erst gestern dagewesen, aber die Anspielungen mußten von allen Zäunen gebrochen werden!

„Sie machen erst noch Aufraum? Immer vorsichtig, daß die Mine nicht zu früh springt!" sagte der Wallmeister. „Ich meine doch, sackerlot nochmal, es gäbe hübsche Mädchen genug in Köln! Fräulein Bill, ich thät' das nicht dulden, hier vor Ihrem Fenster!"

Was geht es sie an! Schnippisch zuckte sie mit den runden Schultern. Gleich war die Prinzessin wieder da. Mag er doch poussieren — verheiratete Frauen, soviel wie er will! Es war die Eifersucht, die sie im geheimen peinigte. Sie hatte den hübschen, flotten Schreiber immer gern gesehen, und er hatte zu ihren eifrigen Tänzern gehört. Natürlich war er ja keine Partie! Vergeblich suchte Funk heute ihren Blick; der glitt immer wieder feindlich an seiner Person vorüber.

Windisch, der ehemalige Unteroffizierschüler, erhob seine krähende Stimme und rief vom Ende des Tisches durch den Lärm der Unterhaltung: „Na, ich weiß nicht — Schwerebrett noch eins! — was Sie da für Umstände machen, Funk!"

„O! Hoho!" wehrte der Büchsenmacher entrüstet. Sie ist doch die Frau eines Kameraden! Was sich diese Windhunde einbilden!

„Sie natürlich, Windisch, Sie marschierten mit Marsch-Marsch-Hurra! drauf los —" spottete der Sanitätsrat.

„Der Windisch vor! Der Windisch an die Tete! Platz für den Windisch!" hallte es durcheinander.

Es war köstlich, den grünen Kerl von seinen Erfolgen renommieren zu hören; es war keine Schürze vor ihm sicher, wenn er erzählte. In Wirklichkeit aber machte er gleich nach dem ersten Anlauf Linksum. Die ganze Welt mit seinem spitzen schnauzartigen Gesicht herausfordernd, saß er da, den Daumen nach seiner Gewohnheit zwischen dem dritten und vierten Knopf eingeklemmt.

„Minnie, bis' artig! — Was, du kratzt?" fuhr die

Bill empor. Und sie warf die Katze mit der aufgehobenen Schürze hinab. O, sie gab gewiß nicht acht auf die Unterhaltung!

„Prost, Funk!“ knurrte Blaumüller in den Schnurrbart. Er hatte nicht an dem Gerede teilgenommen, saß da vor seinem Glas Kölnisch Weiß und beobachtete, wie die wenigen Schaumblasen platzten. Er hatte den Anschluß heute noch nicht erreicht, immer wieder die Gewissensbisse, die ihm ein Halt zuriefen! Freilich hatten diese oft leichte Arbeit, denn Mutter Kilo versagte jetzt immer häufiger den Pump: erst sollten die Blaumüllers doch ihre Miete bezahlen!

Wo war der famose Kerl von ehemals? Dieselbe Frage wie bei der Sett. Er, der während des Feldzugs, wenn es noch so scharf herging, im Gefecht, auf den verzweifelt endlosen Märschen, im Regen und Schnee, in den schlammigen Biwaks, stets das Fähnlein seines unverwüstlichen Humors flattern ließ! Die sonst so blank dreinschauenden Soldatenaugen schienen erloschen, das Prachtstück seines Schnurrbarts, sein ehemaliger Stolz, hing häßlich und verwahrlost herab, auch in seinem Gang, in seinem ganzen Aeußern, bis auf den Glanz der Rockknöpfe, verfiel der sonst so stramme Soldat.

Es war nicht allein der Dämon des Trunks, der ihn so widerstandslos mit seinen Krallen hinabriß, wie die Kameraden meinten; es war nicht das häusliche Unglück, nicht die Krankheiten, der Tod von zwei Kindern, nicht die Schulden und das entsetzliche Proletariat, das sich unter seiner schmucken Uniform verbarg; nicht die Verzweiflung, daß es kein Anstemmen gegen dieses

Elend gäbe, auch nicht die Reue, daß sie sich beide in das Nichts gestürzt — vertrugen sie sich doch sehr gut und hatten sie doch getreulich Schulter an Schulter gegen das Verhängnis angekämpft!

Nein, etwas andres, das an dem Mark seiner Seele nagte und ihn Vergessenheit im Trunke suchen hieß. In dem Kammerbuch dort im Schuppen des Nachbarbastions, der die Montierungskammer der fünften und sechsten Compagnie gemeinsam beherbergte, fand sich eine Stelle unter den Zahlen, die eine Spur von Radierung aufwies.

Teufel des Teufels! Wie war er dahin gekommen? — Es ist lange her, und die Schmach dieser Stelle ist längst ausgeglichen, niemand ahnt davon; aber immer brennt und brennt die Spur des Schandflecks hier in der Brust, Ströme von Bier und Wein werden es nicht fertig bringen, sie auszulöschen!

„Prost, Funk!“ knurrte Blaumüller, und sein fahles Antlitz verzog sich zu einem müden Lächeln. Es war die Aufforderung an den jüngeren Kameraden, das Leben zu nehmen, solange es noch zu haben ist, die Moral der Sett, die in dem dämonischen „Amüsier' dich!“ gipfelte.

Funk schmeichelte es ungemein, als Held, dem man alle Erfolge zutraut, gefeiert zu werden. Triumphierend fuhren seine Blicke in dem Kreise umher — ob er ihnen allen wohl den Gefallen thut und den Skandal in Brand setzt? — Doch die andre Hauptfigur in dem Roman will nicht auftreten! Geduld! — Nein, nicht zu viel Geduld! Man muß sie zwingen!

Während er die feindlichen Blicke der Bill an sich

vorübergleiten ließ, flog ihn der Gedanke an, es mit der Eifersucht zu versuchen. Damals, als er beim Karussell in Deutz von der Lena überrascht worden war, hatte er die Wirkung solcher Eifersucht schon einmal kennen gelernt. Man muß sie ein zweites Mal reizen, diesmal mit stärkeren Mitteln! Wie wäre es, wenn er anfinge, der Bill den Hof zu machen — hier vor den Augen der Scharte? Die Bill wird nicht ewig die Spröde spielen, so feindlich sie mich auch heute behandelt! Genügt nicht schon allein die weibliche Eitelkeit, über die verhaßte Gegnerin dort drüben in der Kasematte obzusiegen? Anavang!

Es wurde die Feldwebelfrage der fünften Compagnie aufs Tapet gebracht. Moldauer würde definitiv am 1. Mai den Dienst quittieren, das war das Neueste. Wer wird dann Feldwebel werden? Der Name Hubert wurde von verschiedenen Stellen genannt, als wäre es selbstverständlich.

„Der? Auf keinen Fall der!“ riefen andre dagegen, und der Ton der Entrüstung und die funkelnden Augen gaben Kunde von der Abneigung, die man gegen den Genannten hegte.

„Sie werden es nicht hindern können,“ meinte der Zanitätsrat. „Oder wollen Sie etwa den Degen beanspruchen, Kleinert?“

Das galt einem älteren Unteroffizier, rauh von Bart und Manieren, der als ein vorzüglicher Exerziermeister bekannt war, doch mit Bildung und Orthographie auf gespanntem Fuße stand.

Die andern lachten.

„Na, ich meine doch, er hätte sich als Feldwebel

unmöglich gemacht," fiel der Büchsenmacher ein, an seinem semmelblonden Schnurrbärtchen kauend.

„Wieso?"

„Nun, wegen seiner Frau!"

Der Büchsenmacher hielt in übertriebener Aengstlichkeit auf Standesehre; er selbst hatte die Tochter eines wahrhaftigen Rechnungsrates zur Frau, und er sah hochmütig auf die Mesalliancen der andern herab, die sich ihre Weiber vom Spülstein holten.

„Oho! Wie das denn?" rief der Wallmeister, der selbst eine ehemalige Köchin zur Frau hatte. „Freilich ist sie keine Gräfin, ich bitt' Sie! Es kann nicht jeder eine Geheimratsche zur Frau haben!"

Er hatte es dem Büchsenmacher gegeben, wie er meinte; sein rotes Gesicht prustete über den billigen Trumpf.

„Sie kompromittiert ihn als Feldwebel!" krähte Windisch. Er hatte das wunderschöne Wort vorhin in der Zeitung gelesen, und er brüstete sich so gern mit Fremdwörtern.

„O — hoho! Famos! Windisch auf den Tisch! Wie heißt es doch? Wie nannten Sie das Dings?" johlte es durcheinander.

„Kom — pro — mit — tiert," accentuierte Windisch, und höhnisch blinzelte er sie alle an, daß sie dieses landläufigste Wort nicht einmal zu kennen schienen. Glaubte er wirklich, sie kennten das nicht?

„Kom — pro — kom — pro — sehr gut!" rief Kleinert spöttisch, der sich wahrhaftig auf seine Rauheit wie auf seine mangelnde Bildung etwas zu gut that.

„Du brichst dir die Zunge, Kleinert!"

„Kompro — es ist zum Totlachen."

Funk hatte bisher nur zugehört; er hatte das Kätzchen, das Bill vorhin vom Schoße geschleudert, aufgenommen und spielte damit. Plötzlich fuhr er auf: „Man wird auch einen von euch fragen," spottete er, mit den Fingerspitzen sein niedliches Schnurrbärtchen fassend; „wenn es befohlen wird, so wird er's, und wenn ein andrer Feldwebel wird, so wird er's halt nicht!"

Nach diesem Orakelspruch untersuchte er dem Tiere die Klauen; das wehrte sich. „Fräulein Bill, sehen Sie nur die Krallen, Sie hätten gehörig was abkriegen können!" wandte er sich über den Tisch an das Mädchen — und ihre Blicke trafen sich.

Funk spielte sich immer noch, jetzt, wo er längst wieder auf das Niveau des Frontdienstes erniedrigt war, auf den konnexionsreichen Allwisser auf. Oft meinte man, wenn man ihn hörte, er hätte das gewichtigste Wort am grünen Tisch dort oben beim Bataillonskommando mitzureden.

„Sie bekämen es dann gut unter dem Hubert als Feldwebel, Fünkchen," warf ihm der Zanitätsrat hin.

„Sie könnten sich dann Oel in die Knochen gießen!" ergänzte der Wallmeister.

„Eine Frau Feldwebel — à la bonheur, da greif' ich auch zu!" krähte Windisch, frech grinsend.

Da erschien die Mutter Kilo an der Thüröffnung, dieselbe mit ihren wackelnden Massen ausfüllend: „Herr Blaumüller, Sie werden verlangt!" rief sie.

Dieser zuckte aus seinen brütenden Gedanken empor: „Was gibt's denn?"

Seine Frau wäre da, er möchte eiligst kommen, dem Fränzchen ginge es nicht gut. Auch Herr Arnick, wenn's gefällig wäre!

Blaumüller erhob sich, grüßte dumpf über die Anwesenden hinweg und nahm, ohne ein Wort zu sagen, seine Koppel von der Wand; dann flüsterte er dem Zanitätsrat ein Wort zu und eilte hinaus.

„Der arme Kerl," sagte der Wallmeister, „er kommt nicht aus dem Pech heraus!"

Der Zanitätsrat setzte eine wichtige, stabsärztliche Miene auf. „Ein kitzliger Fall, das mit dem Fränzchen, aber ich krieg' ihn schon klein!"

Nachdem er sein Bier bedächtig ausgeschlürft, erhob er sich — o, es hat ja keine Eile — er bringt den Fall sofort in Ordnung!

Vier Tage darauf saß der Oberlazarettgehilfe Arnick im Arrest — „weil er unbefugterweise selbständige ärztliche Anordnungen innerhalb des Reviers getroffen". Er hatte den „kitzligen Fall" gründlich „klein gekriegt", denn das arme Fränzchen war unter seiner Behandlung gestorben.

Elftes Kapitel.

Darum!

Es war ein sonnenfroher Märztag; man glaubte selbst hier in der Kasematte den Veilchenduft zu spüren, der von den grasbewachsenen Flächen des Bastionswalles herüberwehte. Die Lena hielt es nicht in der Enge ihrer Wohnung; die Schartenmauern kamen ihr

heute noch einmal so gefängnismäßig dick vor, und das Gewölbe schien noch schwerer herabzudrücken. Oede und einsam dehnte sich draußen der Appellplatz, seit die Rekruten dort nicht mehr exerzierten.

Zuerst meinte sie das Aufhören des Exerzierens als eine Erlösung von einer ungeheuren Qual zu empfinden: ihn nicht fort und fort dort vor der Scharte kommandieren zu hören! Nun befiel sie die Einsamkeit fast wie eine Sehnsucht.

Die Compagnieen waren zum Nachmittagsdienst ausgerückt, selten dröhnte ein nägelbeschlagener Schritt auf den Fliesen des Korridors. Nur fort und fort klingelte von drüben die helle Thürschelle bei Mutter Kilo. Es gab gewisse Stunden des Tages, wo das Klingeln Lenas thörichtes Herz in Wallung erhielt — wenn er jeden Augenblick mit dem Getön heraustreten konnte. Er, der von Villa kam! Wie hatte er richtig berechnet, indem er sich an das Mädchen machte und sich vor Lenas Augen anscheinend immer erfolgreicher um dasselbe bemühte. Natürlich triumphierte die Kasematte auch über diese hübsche Wendung des Skandals.

Lena hatte nun schon monatelang an der Nähmaschine gearbeitet, tagaus, tagein das verzweifelnd eintönige Schnarren der Räder und das harte nervöse Ticktick der Nadel in dem spröden Zeug. War es fast nicht das Schicksal ihrer Mutter? Doch hatte sie recht hübsches Geld damit verdient; Schulden waren abgetragen und manches Stück für die junge Wirtschaft erworben worden. Heute sehnte sie sich nach einer freien Stunde.

Als sie die Kasematte verließ, sah sie das Fenster bei Blaumüllers geöffnet. Die Sett saß mit herabgebeugtem Kopf daran, und die zappelnde Bewegung ihrer Oberarme deuteten auf die strickende Beschäftigung. Seit ihr Fränzchen tot war, strickte sie. Der Verdienst war so gering, daß er fast einem Almosen gleich kam, aber ihre rauhen Hände waren zu andern Arbeiten ungeschickt — übrigens war es so schwer, lohnende Beschäftigung zu erhalten. Sie saß also da vom Morgen zum Abend und strickte, mit dem feinen Geräusch der Nadeln das Brüten ihrer Gedanken begleitend.

Die Lena jammerte der Anblick des wie vom Kummer niedergebeugten Kopfes. „Das arme Tier ...“ und sie lenkte ihre Schritte nach dem Pfundschen Hause, um auch jene aus dem entsetzlichen Einerlei herauszureißen und sie mit auf einen Spaziergang über die Wälle zu nehmen. Dort drüben bei Kilos sah man sie über den Platz schreiten, die rote Gardine der Glasthür schob sich zurück, und der hübsche Blondkopf der Villa lugte mit einem triumphierenden Lächeln hinter der Scheibe hervor.

Die Sett wollte sich anfangs nicht losreißen lassen: sie sitzt hier am Fenster und strickt, weiter verlangt sie nichts! Unendlich trostlos klang das. Mit dem Fränzchen war jeder Sonnenstrahl aus der Wohnung wie aus ihrem Herzen entschwunden. Sie ist am liebsten allein mit ihren Gedanken! Und die Thränen standen ihr dabei in den Augen.

„Komm, sei gescheit, Sett, du mußt mit bei dem Wetter!“

Sett wollte die Drängerin los sein: „Ich hab'

nix anzuzieh'n, Len' — da, nun weißt du's — nun laß mich in Ruh!"

Alles, was von besseren Kleidungsstücken und Hausgeräten den Blaumüllers noch verblieben, war ins Leihhaus gewandert. Die Stube war trostlos kahl, ein unbedeckter tannener Küchentisch, ein paar Stühle, ein Schrank, die beiden Betten, eiserne Kasernenbetten mit blauweiß gewürfeltem Leinenzeug. (Ein Kapitändarmes darf sich diesen Eingriff in das königliche Eigentum schon erlauben!) Doch immer noch hübsche und saubere Gardinen an dem Fenster — die Straße brauchte doch nichts von dem Elend hier innen zu wissen! Und an den Wänden, im Kontrast zu der traurigen Oede, die lustig zechenden Gruppen der üblichen Reservebilder.

„Wir machen zusammen eine Tour über den Wall — komm, Sett, laß die Gedanken!"

Endlich bequemte diese sich mitzukommen: „Wenn du dich nicht schämst, mit mir zu geh'n, Len'."

Sie stiegen die Wallrampe, die am Flügel der Kasematte ausmündete, in die Höhe bis zum niederen Wallgang. Dort an der einen Traverse wurde gearbeitet. Die Sträflinge waren beschäftigt, auf gelegten Bohlen Erde für die Neu-Ummantelung des Mauerwerks herbeizuschaffen. Wie gewöhnlich thaten sie sich nicht weh bei der Arbeit, und im langsamen Schneckengang schlichen die Schubkarren mit den laut girrenden Rädern. Oft hielt die Kolonne, um zu rasten, doch war kein Wort der Unterhaltung gestattet, nur die Blicke der Sträflinge, die sich miteinander verständigten, vorsichtig, damit die Posten nichts merkten, die mit Gewehr bei Fuß und gelockerter Patronentasche, das

Seitengewehr aufgepflanzt, jede ihrer Bewegungen scharf belauerten.

Der Wallmeister kam sofort herzugeeilt, als er der Frauen ansichtig wurde. Ein hübsches Gesicht anzureden, dazu hat er immer Zeit!

„'n Tag, Frau Hubert“ — und nebenbei: „Wie geht es Ihnen, Frau Blaumüller? — Sie sehen immer wohler aus, Frau Hubert!“

Er meinte „hübscher“ — das andre war nicht richtig. In der Kasemattenluft war im Gegenteil die Farbe ihrer Wangen verblaßt, wenn sie auch bei der sitzenden Lebensweise stärker wurde.

„Ach Sie!“ wehrte die Lena, „Sie müssen immer Komplimente machen!“

Mit einem lüsternen Blinzeln betrachtete der alte Feinschmecker ihr Gesicht, dem das bordeauxrote Kapothütchen entzückend stand. Und er hatte doch selbst ein hübsches Weibchen zu Hause sitzen! Aber es war nur die alte Gewohnheit des Herumliebelns; sein Frauchen ergötzte sich selbst darüber — von Eifersucht war bei ihr keine Rede!

„Ein Spaziergang, he? Ein Prachtwetter! Gestatten Sie, daß ich Sie einen Moment begleite? Hier ist keine Passage für Zivilisten, aber mit Ihnen macht man eine Ausnahme — eigentlich müßt' ich Zoll fordern.“ . . .

Und mit einer ausgelassenen Schelmenmiene wischte er sich über die dicken Lippen.

„Was macht Ihre Frau?“ fragte Frau Hubert lachend, wie um ihn abzukühlen.

„Gut, sehr gut! Frisch und munter!“

Von Abkühlung keine Spur. That er doch nicht minder verliebt gegen sein junges Weib.

Plötzlich polterte er los: „Nicht den kostbaren Boden da verlabbert! Sie da! Hören Sie, zum Donnerwetter!“ Und er hob den Meterstab mit dem Silberbeschlag, der sein steter Begleiter war, drohend gegen einen der Sträflinge, dessen Karren beinahe umgekippt wäre. Es war einer der schweren Verbrecher, worauf die rote Litze am Oberarm der blauen Tuchjacke hinwies. Der Mann ließ die Hebel des Karrens sinken und sandte einen feindlich funkelnden Blick unter den finster gerunzelten Brauen nach dem Wallmeister hin.

„Wollen Sie sofort den Karren aufnehmen!“ donnerte ihn von rückwärts der Unteroffizier an. Einen Fluch zwischen den Zähnen zermalmend, packte jener die Hebel und schob den Karren heftig vorwärts, daß die Räder häßlich kreischten.

„Da könnt' man Angst kriegen,“ meinte die Lena; die Sett sagte immer noch kein Wort. „Jesses Mariam, die Gesichter!“

„Fressen aus der Hand,“ antwortete der Wallmeister.

„Ich mein', wenn ich an denen ihrer Stelle fortlaufen wollte, ich brächte es leicht fertig!“

„So—o, Frau Hubert? Sie thäten wohl die Kugel, die Ihnen die Patrouille nachschickt, einfach mit der Hand auffangen und in die Tasche stecken, wie?“

„Ah, schießen denn die, wenn sich einer ans Laufen gibt?“ Ihr schauderte vor einer solchen Möglichkeit.

„Was denn? Bleierne Bonbons kriegen sie zu schmecken. Haben Sie denn nicht gehört, neulich erst ist beim Bayenturm einer der Sträflinge, der durchbrennen wollte, totgeschossen worden."

„Jesses Mariam Joseph!"

„Was muß einer gethan haben, damit er hierher kommt?" warf Sett trocken ein.

„Eine Kleinigkeit, liebe Frau Blaumüller — zum Beispiel einen Vorgesetzten scheel ansehen — oder ihm auf die Hühneraugen treten — Spaß bei Seite, der da," er wies auf den mit der roten Litze Gezeichneten, „ist beim Exerzieren seinem Unteroffizier mit dem Bajonett auf den Leib gegangen. Zehn Jahr hat er gekriegt. Im Krieg hätte man kürzesten Prozeß gemacht — einfach an die Wand gestellt und erschossen."

Die Lena öffnete Mund und Augen. Sie gedachte der Kriegsartikel, die Hubert damals am Abend in der Kasematte vorlas.

Kein Zeichen des Schrecks oder Mitleids auf Setts verhärmtem Gesicht. Doch ihre Augen begannen aufzuleben. Es war sehr interessant! Sie wollte hören, was der und jener begangen. Der Wallmeister wußte das ja doch nicht; er ist ja kein Gefangenenaufseher!

Sie ließ aber nicht nach. Eine so seltsame Neugierde reizte sie, immer weiter zu fragen, als suchte sie nach einem ganz bestimmten Verbrechen und dessen Folgen.

„Nun, der da mit dem Bart! Was? Der Bart ist sogar schon grau?"

Von dem wußte zufällig der Wallmeister. „Der da? Ein früherer Sergeant. Ich glaube, er hat sich

einen Unterschleif im Dienst zu schulden kommen lassen. Ich weiß nicht, wie viel Jahre er hat. Dazu degradiert."

Warum zuckte die Sett zusammen? Ihr blasses Gesicht ward noch fahler. „Komm, Len'," flüsterte sie mit beklommener Stimme, ihre Begleiterin am Rock zupfend.

Der Wallmeister empfahl sich mit einigen scherzhaften Galanterieen. Jetzt, da sie die Geschützrampe emporgestiegen, warf er ihnen sogar eine Kußhand nach.

„Der alte Geck!" brummte die Sett.

„Wart, ich sag's Ihrer Frau!" rief die Len' lachend hinab. Und dann, zu ihrer Begleiterin gewendet: „Ich glaub', der Hubert wär' auch im stande, mit dem Bajonett auf jemand loszugehen!"

Die Sett schüttelte den Kopf: „Geh weg! Er frißt aus der Hand wie die da! Man muß ihn nur zu fassen verstehen!"

Warum pochte sie immer auf Huberts Harmlosigkeit? Wollte sie Lena in Sicherheit lullen?

Sie schritten über den festen, wohlgepflegten Grasteppich der Brustwehrkrone dahin. Tief unter ihnen stürzte der Wallgraben ab, auf jener Seite von dem schrägen Mauerwerk der Contreeskarpe begrenzt. Das Unterholz des Glacis war schon von einem feinen, grünen Hauch überzogen, während die Stämme noch winterschwarz und kahl emporragten. Die Bepflanzung zeigte von der Armierung des Krieges her einen fächerförmigen Aushau für die Schußwirkung, und durch denselben sah man weit hinaus ins Land: über die Aecker mit ihren frischgestürzten, in der Sonne schimmernden Erdschollen, über das beginnende Grün der Gärten,

wo es von Arbeitern wimmelte; weit hinten, vor der düsteren Masse eines Forts, blinkten Waffen exerzierender Soldaten. Doch rückwärts streiften die Blicke über die Bäume hinweg nach dem Rhein, der in gewaltiger Helle dort vorüberflutete. Und die sonnige Fröhlichkeit dieser Helle schien mit den Augen auch das Herz in der Brust zu weiten. Ein Dampfer rauschte mit blau-braunem Dampf daher, das Wasser in wellige und funkelnde Aufregung versetzend; fern wehten Schiffs-wimpel und durch das Gitterwerk der Eisenbahnbrücke rollte mit dumpfem Donner ein Zug.

Zur Rechten breitete sich das heilige Köln, das Meer der spitzgiebeligen Dächer vom Licht überstrahlt, hin und wieder durch die feucht-dunklen Schluchten der engen Gassen unterbrochen, summend und tönend von geschäftigem Leben, hier das helle Ping-ping eines Schmiedehammers, dort ein militärisches Trompeten-signal, Rasseln von Wagen und Kindergeschrei. Und über diesem Meer, wie Schiffe auf der Flut, die ragenden Türme: zunächst der barocke Helm von St. Pantaleon, die gotische Nadelspitze von St. Gereon, und weiter nach dem Rhein zu das majestätische St. Martin, das ehrwürdige und phantastische Maria im Kapitol, dann Maria im Elend, der Rathausturm und die burgartigen Pfeiler der festen Brücke. Doch alle die Kolosse schienen zu winzigem Spielwerk zusammenzuschrumpfen vor der gigantischen Majestät des Domes. Noch waren die beiden Türme von Gerüsten umsponnen, die in der Entfernung wie ein kostbares und kunstvolles Filigran wirkten, durch das man die Helme der Turmriesen schimmern sah. Das Hebewerk war im Gange, und

ein kleines Klötzchen, in Wirklichkeit ein ungeheurer Steinblock, wurde an einem Fädchen in die Höhe gezogen.

Ja, der Anblick brachte auf andre Gedanken! „Man versauert da unten in der Kasematte," sagte die Lena. Es war sonst nicht ihre Gewohnheit zu klagen. Nur eine flüchtige Sehnsucht an die vergangenen Tage, da sie mit freieren Flügeln umherflatterte.

„Wenn ich du wäre, ich thät' mich nicht so placken Tag für Tag!" versetzte die Sett. Aber das „Amüsier' dich!" blieb ihr diesmal doch in der Kehle stecken. Wenn sie noch einmal anzufangen hätte, vielleicht hielte sie es dann auch mit dem Placken. Man kommt weiter — ist ihr die Len' nicht ein Beispiel?

Natürlich brachte sie es nicht über sich, Funks nicht zu erwähnen. Es war mit diesem anders gekommen, als sie erwartet hatte. Funk machte der Billa die Cour, das war so alltäglich — ein Ehebruch wäre interessanter gewesen! Sie hatte etwas wie blutige Gewaltthat in der Luft gewittert.

„Ich thät' mich aber doch gut mit dem Fünkchen halten, Len'," warf sie hin. „Er könnt' euch doch helfen!"

„Wieso?"

„Wegen eurem Feldwebel. Ja, er kann euch schon dazu helfen!"

„Der?! Wir brauchen niemand — Hubert hat den Feldwebel in der Tasche!"

„Oho! Bist du das gewiß? Die ganze Kasematte meint das Gegenteil."

Lena stutzte. Hubert war der älteste Unteroffizier

der Compagnie, nie bestraft, überaus tüchtig im Dienst und gut nach oben angeschrieben. Es war so selbstverständlich, daß er nicht übergangen würde.

„Bah, die Kasematte macht ihn doch nicht dazu, Sett!"

„Freilich nicht, es hängt am Bureau. Gerade deshalb kann euch der Funk helfen. Er sagt selber, es läg' an ihm, ob ihr Feldwebel werd't oder nicht."

„Nun hör 'mal, so ein Großmaul! Sie werden ihn auch fragen!"

„Ich weiß nicht, aber alle meinen sie, so ein Schreiber kann viel ausrichten! Er sagt ja selbst, er hat den Major samt dem Adjutanten in der Tasche. Er tritt am ersten April wieder ins Bureau zurück."

„So—o?"

Auch Lena wäre selbst im stande gewesen, die Macht eines Schreibers zu überschätzen. Diese Herren thun doch so wichtig — etwas muß doch daran sein! Aber sie, die Huberts, sollten jenem den Feldwebel zu verdanken haben? „Dummheit!" rief sie höhnend. „Und nun laß mich damit in Ruh!"

„Wer nicht hören will, muß fühlen! Schad', wenn euch der Feldwebel durch die Lappen geht!"

„Unmöglich!"

Damit gingen sie zu einem andern Gesprächsthema über. Sie waren am Ende des Kurtinenwalles angelangt, von wo aus das Nachbarbastion mit seinen Facen und Flanken vorragte. Dieses war nicht mit einer Kasematte abgeschlossen; in der Mitte des Hofes stand der mit Dachpappe bedeckte und völlig schwarz geteerte Holzschuppen, der die Montierungskammern der fünften

und sechsten Compagnie barg. Zwei Palissaden- und Vorratsschuppen stießen daran. Jenseit der Wallstraße, nach dem linken Kurtinenpunkt zu, stand ein Friedenspulvermagazin, leicht in Holz gebaut, mit Zinkläden und Blitzableiter, von einem Posten bewacht.

Dumpf prallende, taktmäßige Schläge hallten ihnen entgegen; jetzt hörten sie auch Gesang, der die Schläge begleitete.

„Es ist der Hubert, der Mäntel ausklopfen läßt. Sie müssen das Wetter benutzen," erläuterte die Lena.

Bald sahen sie auch den Sergeanten, der mitten unter den kräftig schlagenden Soldaten stand.

„Was nützet mi—i—ir
Ein schöner Ga—a—arten,
Wenn andre drin spazieren gehn,
Und pflücken mir die Röslein ab!"

so ging der Gesang. Plötzlich schallte Huberts Stimme dazwischen: „Ruhe! Still mit dem Gröhlen!"

Eine Stimme klang trotzdem noch nach — nochmals „Ruhe!" barsch und grob. Dann war nur der eintönige Taktschlag der klopfenden Peitschen auf dem straff gehaltenen Tuch.

„Warum hast du denn aufhören lassen zu singen?" fragte Lena ihren Mann, als sie näher traten. Mürrisch zuckte der die Schultern, kaum daß er die beiden begrüßt hatte.

„Du willst weiter?" fragte er, da sich die Frauen wieder zum Gehen anschickten.

„Nach dem Glacis."

„Bleib, ich hab' dir noch etwas zu sagen!"

Es klang so unfreundlich, als ob er seine Soldaten

vor sich hätte. Die Sett murmelte: da müsse sie gehen, sonst würde man noch am hellen Nachmittag aufgefressen!

Auch der Flügel des Montierungsschuppens, wo Blaumüllers Reich war, hatte geöffnete Läden, mithin war ihr Mann dort, und sie wollte nach ihm sehen. Vielleicht trafen sich beide Frauen nachher wieder.

„Komm!“ sagte Hubert, und er schritt Lena voraus nach der Mitteltraverse hin. Was ist ihm nur — sie war so erschrocken. Er hielt beim Gehen das Gesicht nach dem Wall gekehrt, als hätte er etwas zu verbergen. Jenseit der Traverse angekommen, dort, wo sie den Blicken der Soldaten entzogen waren, schmiß er sich ins Gras an die Böschung, schmiß sich hin und schlug die Hände vors Gesicht. Die breite Brust dehnte sich und sank dann wieder mit einem keuchenden Seufzer zusammen, der auch einen Fluch bedeuten konnte.

„Um Gottes willen, Wilhelm, was ist?“

Eine Eifersucht? — Sie ist sich nicht der geringsten Schuld bewußt! Ihre Kniee bebten unter ihr vor Schreck. — Vielleicht der Klatsch, der ihm eine infame Lüge versetzt?

„Aus! Alles aus!“ rief er.

Er hob die Hände vom Gesicht und schüttelte die geballten Fäuste vor sich in die Luft. „Elf Jahre gedient und alles umsonst! Darum all die Plackerei! Darum all die Knochen geschunden im Dienst! Darum sich geduckt und gekrümmt — zu Befehl! zu Befehl! — zu Befehl! Darum!“

Sie griff nach seinen Fäusten. „Was ist geschehen, Wilhelm? Sag's doch! Sprich dich doch um Gottes willen aus!“

Mit einem Funkeln des Hasses in den Augen warf er ihr das Wort ins Gesicht: „Warum? — Warum?“

Höhnend klang es, und nochmals: „Warum?“ Damit riß er ihr seine Fäuste aus den Händen — sie torkelte einige Schritte zurück.

„Warum denn?“ stammelte sie blaß vor Schreck.

„Kannst du dir das nicht selbst sagen? he?“ zischelte er.

Dann stützte er das Haupt in die Fäuste und wiegte es aufgeregt hin und her, als könnte er das noch nicht fassen.

Lena war auf die Kniee vor ihn hingestürzt: „Wilhelm — lieber Wilhelm!“

Sie tastete ihm, um Aufschluß flehend, über Gesicht und Hände.

Allmählich ward er ruhiger und begann dumpfen Tones ihr alles zu erklären. Der Hauptmann war also dagewesen mit einem Vorwand, die „Brocken“ betreffend, sonst pflegte er sich hier nie blicken zu lassen. Er erschien aber nur deswegen, um ihm das zu sagen. Zuerst ein paar Umschweife, dann kam er auf Moldauers Abgang zu sprechen: „Sie hatten sich wohl Hoffnung gemacht, Feldwebel zu werden, lieber Hubert? Leider muß ich Sie bitten, sich weiter keinen Illusionen hinzugeben. Es thut mir herzlich leid, Ihnen dies zu sagen. Wie es scheint, werden Sie oben für die Stellung nicht gewünscht. —“

Und da Hubert, starr vor Ueberraschung, wider den üblichen Respekt — der Teufel hole allen Respekt! — die Frage ausstößt: „Warum?“ — was kriegt er da zur Antwort?

„Sie haben, wie es scheint, mein lieber Hubert, ein gutes Los mit Ihrer Frau gezogen, sie soll brav und fleißig sein, aber . . . denken Sie nur an die Geschichten vom vorigen Jahr, wo Ihrer Frau Gemahlin wegen“ (welch ein Hohn, dieser Titel, den er ihr nach dem Jargon der sogenannt Gebildeten gibt!) „die Garnison sich in den Haaren lag.“

„Man hat mir doch damals den Konsens nicht verweigert, Herr Hauptmann —“ wagte er zu erwidern.

„Ja, als Unteroffizier, solange Sie in der Front stehen — wie gesagt, lieber Hubert, mir ist es fatal genug, ich vermag kein Verbrechen drin zu sehen, und wenn es mich nur allein anginge — — wie gesagt, Sie haben ja ein gutes Los gezogen, und das Vergangene müßte längst ad acta gelegt sein — aber die Zeit ist zu kurz her — man meint, als Frau Feldwebel ginge es doch nicht . . .“

„Armer Wilhelm! —“ schluchzend sank ihr Haupt auf seine Kniee, „laß mich geh'n! Ich bring' dir Unglück! Du hättest mich nicht heiraten sollen! Laß mich wieder geh'n!“

„Teufel, was für einen Unsinn schwatzest du!“ rief er auffahrend. Es war mehr ein Zorn gegen seine eigenen unseligen Gedanken. Ein Mitleid erfaßte ihn: „Komm, was schwatzest du da! Steh auf! Hör auf zu weinen! Steh auf, setz dich hierher neben mich! — Du weißt, ich hab' dich lieb, Lena! Steh auf! — Weiß Gott, daß ich dich liebe! Mag alles andre zum Teufel fahren! Ich heiratete dich, weil ich dich liebte. Damit genug! Nur das, weiter nichts! Möge alles andre zum Teufel fahren, der Feldwebel, alles — komm!“

Seine Stimme klang plötzlich so lieb und weich — als wenn er ein Kind zu beruhigen hätte, dem man ein Spielzeug zerbrochen.

„Du armes Ding, du hattest dich so darauf gefreut. Nun warte, du sollst nichts zu büßen haben! Zum Steinklopfen und Gassenkehren sind wir doch noch zu gut! Komm her, du armes Ding!“

Er nahm ihren Kopf in den Schoß und streichelte ihn mit seinen rauhen Händen. Ihr Körper erschütterte vom heftigen Schluchzen.

„Wilhelm —“ stammelte sie, „Du sollst seh'n, ich vergelt' dir's!“

Wahrhaftig, wie ein liebes Kind, das gelobt, fortan artig zu sein: „Du sollst seh'n, ich will dich lieb haben . . .“

Plötzlich erschrak sie vor der Offenheit dessen, was sie eben im Begriff war ihm zu bekennen: doch nicht, daß sie erst von jetzt ab sich Mühe geben wollte, ihn zu lieben und ihm treu zu sein? Lauerte unter diesem Bekenntnis nicht das andre, daß sie ihn bisher nicht geliebt?

Sie will ihn lieb haben! — wie sich der starke Mann an das flüchtige Wort von Frauenlippen klammerte! Als wäre es der Halt, der ihm noch einzig geblieben, jetzt, da alle seine Illusionen und Hoffnungen vor ihm in den Abgrund stürzten.

Zwölftes Kapitel.

Der Schandfleck.

Die Sett fand die Thür zu der Montierungskammer beigelehnt. Der besondere scharfe Geruch, der solchen Räumen eigen ist, ein Gemisch aus Juchten und Kampfer, schlug ihr entgegen. Es war still, das angehäufte Tuchmaterial pflegte ohnedies jeden Laut zu dämpfen. War der Kapitän d'armes nicht da?

Die Räume waren ihr heimisch, hatte sie doch in früheren Jahren ganze Nachmittage hier verbracht. An der einen Seite, neben dem Eingang, hatte Blaumüller sogar eine kleine Laube aus Latten für sie und die Kinder zurechtschlagen lassen. Dort pflegte sie mit ihrer Handarbeit zu sitzen, während die Kleinen sich wie die Hündchen im hohen Grase kugelten und über dem eckigen Hügelwerk des Bastionwalles mit seinen von üppigem Grün bestandenem Flächen und Böschungen das Gesumme der Bienen und der schrille Gesang der Grillen erzitterte. Köstliche Stunden des stillen, friedlichen Genügens!

Jetzt war die Laube zerfallen und das Rankenwerk, das sie damals beschattete, aus Mangel an Pflege eingegangen. Und verstummt für immer all die fröhlichen Kinderlaute!

Blaumüller lag die Ordnung nicht im Blut, wie dort drüben seinem Kameraden Hubert, der aus seiner Kammer ein Museum von augenerquickender Sauberkeit und Accuratesse hergestellt hatte. Immerhin machten die Räume einen schmucken Eindruck, freilich war das

Setts Verdienst. Sie wußte hier Bescheid wie in ihrer Wohnung: welches zum Beispiel der Bestand und die Güte der lagernden Garnituren, und wann die und die Stücke zur Ausgabe gelangt waren.

Sie war selbst stolz auf die Ordnung, die hier herrschte. Auf Stellagen, Naht auf Naht genau deckend, waren die Röcke, Hosen, Mäntel und Hemden gestapelt, so daß die Stempel sichtbar blieben. Da ragten die weiß gleißenden Pyramiden der Kochkessel, dort die Berge von rotbraunen Tornistern; an der Decke entlang, mit der offenbaren Absicht, eine dekorative Wirkung wie in einem Zeughaus zu erzielen, standen die Helme mit dem schimmernden Messingbeschlag gereiht; darunter zogen die Patronentaschen einen glänzend schwarzen Saum. Aus den grellbunten Faschinenmessertroddeln waren graziöse Festons gebildet, und mit der Vorahnung kommender Lustbarkeit baumelten dort die Feldflaschen.

Auch eine komische Ecke war vorhanden: das Gestell mit den ausrangierten Stiefeln, denn die preußische Sparsamkeit kennt nichts absolut Unbrauchbares. So standen sie denn da, schief und vertreten, mit den aufgerissenen Mäulern ihrer Sohlen; wie herabgekommene Taugenichtse, die sich über die spießbürgerliche Unversehrtheit ihrer Kollegen höhnisch aufhielten. Wie hatten die Kinder sich über die Grimassen dieser Mäuler erlustigt! Die Mutter hatte ihnen köstliche Geschichten improvisiert, wie die Sohlen sich gegenseitig anschrieen und anschimpften und ihre Erlebnisse auf dem Exerzierplatz erzählten.

Ach, das herzerquickende Lachen, das einst diese Räume belebte, als das kleine possierliche Volk noch

hinter den Stapeln Versteck spielte und sich in den Kleiderhaufen wälzte ...

Mit den Soldaten, die hier beim Putzen und Ordnen beschäftigt waren, standen die Kinder auf „gut Freund“, besonders mit dem einen, dem Matthäus, dem Aschenbrödel der Compagnie, der wegen seines Lötkolbens von einer Nase und seiner ungeschickten Gliedmaßen in der Front keine Figur machte und zumeist, wenn er nicht in der Küche Kartoffeln schälte oder Scheiben klebte, zur Kammer abkommandiert wurde, wo er versteckt blieb und den Augen der hohen Vorgesetzten kein Aergernis gab. Ein braver Kerl, überaus tüchtig zu einer Kindermagd, freilich für einen Soldaten verpfuscht. Hier war es, wo er nicht gehänselt und von brutalen Händen gestupft wurde, und er vergalt das den Blaumüllers durch treuherzige Anhänglichkeit. In seinen Freistunden meldete er sich bei der Sett zu allerlei häuslichen Verrichtungen; am liebsten wartete er die Kinder. So gehörte er fast mit zur Familie.

Die Stille fiel der Sett auf. Horchend stand sie in der Thür, plötzlich sprang eine braungetigerte Katze von dem einen Kleidergerüst mit dem dumpfen Tapfen ihrer elastischen Pfoten herab und stand vor ihr, den Schweif in die Höhe gereckt, die Miene zum Miauen verzogen.

„Ah, du bist's, Mamsell! Na, bist du denn allein?“

Mamsell hatte einen wichtigen Posten hier in der Kammer, wo es von Mäusen wimmelte; oft konnte man das scharrende Getrippel unter den Dielen des Fußbodens hören, ein wildes Heer in Miniatur. Das

Tier war mit einem ausgeschlagenen Auge herzugelaufen, doch die Soldaten hatten es, wie jämmerlich es auch zugerichtet war, wieder hochgebracht. Nun that es sich ein Gutes an den schönen Braten des reichen Jagdreviers, und es hatte die rundliche Behäbigkeit eines Gourmands angenommen.

Blaumüller schlief. In der hintern Abteilung fand die Sett ihn vor dem Tische sitzen, den Kopf auf die gekreuzten Arme herabgesenkt. Hat er sich heimlich wieder einen Rausch angetrunken? Doch auf dem Tische befand sich weder Flasche noch Glas. Nun, er respektierte ja die Heiligkeit dieses Dienstraumes, und er pflegte die Flasche zwischen den Kleiderstapeln, unter einen Helm oder in einen Tornister zu verstecken, wo er dann in aller Heimlichkeit das Teufelsgetränk herabgurgelte. Früher hatte sie ihm wohl die Häßlichkeit solch heimlichen Lasters vorgehalten; sie hatte weder Thränen noch Vorwürfe gespart und ihn in der Glühhitze langer Gardinenpredigten zu erweichen gesucht. Umsonst!

Es war nicht Krakeelwasser, das er trank, er verhielt sich still und trug gleichsam seinen Rausch mit einer duldenden Ergebenheit. In der ersten Zeit brach, noch ehe der Rausch verflogen war, ein Zorn gegen sich selbst heraus; später ergab er sich in das Verhängnis. Nie ward er dabei roh gegen seine Frau, nie zuckte eine Brutalität ihm in den Fäusten. Zuletzt begann sie selbst ihn zu bemitleiden: es war eine entsetzliche, unheilvolle Krankheit, die ihn behexte — vergeblich, dagegen anzukämpfen! Das schwüle Bewußtsein, daß irgend ein Schicksal über kurz oder lang herabfahren und sie beide gänzlich zerschmettern würde.

Der Tisch, auf dem des Sergeanten Kopf lag, stand gegen die Wand gerückt zur Seite des kleinen viereckigen Fensters, dessen Laden halb aufgeschlagen war. An der Wand hefteten ein paar Holzschnitte aus Journalen, sowie eine deutsche Maßtabelle und ein Kalender. Auf dem Tische lagen die Kammerbücher offen, ein ehemaliges Salbentöpfchen diente als Tintenfaß, der Deckel eines Kochkessels enthielt Schreibutensilien, unter die sich auch eine scharfe Patrone zufällig hinverloren.

Blaumüller mußte geraucht haben. Eine Cigarre war vom Rande des Tisches herabgefallen, und sie hatte dort unten ein Stück Pappe angekohlt — es roch brenzlich.

„Herr, du mein!“ — wie sie erschrak! Welch ein Unglück hätte damit angerichtet werden können! Dort in der Ecke, gegen die Holzwand, welche die beiden Kammern trennte, lag ein Haufen Werg, der als Putzmaterial diente, allerlei Papier trieb sich umher, die ganze Bude würde in Flammen aufgehen wie eine Streichholzdose.

„Karl, wach auf!“

Sie rüttelte ihn unwillig an den Schultern. Er murmelte etwas in seiner Schlaftrunkenheit, langsam hob er das Gesicht, das die Abdrücke der Rockfalten, auf denen es gelegen, zeigte. Schwülen Auges blickte er sie an.

„Hundert — und — sieben — und — sechzig — Paar,“ stammelte er. Im Schlaf hatten ihn sogar die Zahlen des Kammerbuches beschäftigt.

„Ein andermal wirst du dich in acht nehmen,

Karl! Sieh 'mal her, was du angerichtet hast!" Und ihn immer noch rüttelnd, deutete sie nach der Cigarre dort unten auf dem angekohlten Papier.

Er starrte mit wüstem Blick hinab, begriff nicht, was sie meinte.

„Nun da, siehst du nicht? Hättest eine schöne Feuersbrunst anrichten können!"

Er schien selbst nicht zu wissen, wie das Ding dorthin gekommen. Er pflegte in der Kammer nicht zu rauchen, weil es zu gefährlich war. Plötzlich fuhr er aus seinem Stieren auf, eine Wildheit blitzte aus seinen Augen: „Und wenn meinetwegen, hol' mich der Teufel, die ganze Kabuse abgebrannt wäre!"

„Karl!" — Entsetzt taumelte sie zurück. Nur ein ganz kurzer, zuckender Verdacht: hat er die Cigarre absichtlich dorthin geschleudert? Sofort erschrak sie vor der teuflischen Unseligkeit solchen Verdachtes — nein, Gott im Himmel, was ist denn wieder geschehen, das ihn zu solch schrecklichem Ausruf preßt!

Mechanisch bückte sie sich und hob die Cigarre behutsam auf, als wäre die jetzt, wo sie längst erloschen, noch im Stande, Unheil anzurichten.

Er stemmte den Kopf auf die Fäuste beider Hände und stierte vor sich hin in das aufgeschlagene Buch. So konnte er sitzen und stieren ganze Stunden lang, wie hypnotisiert durch den Schandfleck dort, wo sein Radiermesser in verhängnisvoller Stunde gearbeitet. Immer die Frage, die hohl vor ihm stand: wie ist er dazu gekommen?

Sie wußte davon. In einer Stunde, da das betrunkene Elend über ihn kam, hatte er ihr das Be-

kenntnis gemacht, und er hatte dabei geschluchzt wie ein Kind. Und da war ihr das Mitleid mit der Reue, die ihn marterte, wahrhaftig größer als der Schreck über das Geschehene selbst: „Armer Mann, komm, mach dir keine Gedanken mehr, jetzt, wo es vorüber ist! Es war ja nicht so schlimm! Wenn ich etwas fortnehme und hab' die sichere Absicht, es wieder hinzulegen, dann ist es doch nicht das, was du meinst. Komm, faß nur Mut!" Sie wagte das entsetzliche Wort nicht auszusprechen. Sie nannte es „das". Und es durchschauerte sie jedesmal dabei.

Aber der Schandfleck brannte und brannte ihnen beiden auf der Seele, alle Gedanken vergiftend und alle Kraft zum Aufraffen lähmend.

Wieder war es „das" — ein Rückfall — ein andres „das" — eines zieht das folgende nach sich, der Teufel will es so! Sie ahnte es gleich; nun, da sie ihn so die Zahlen in dem Buch anstieren sah, war sie ihrer Sache gewiß.

„Um Gottes willen, was hast du gethan?" schrie sie, seinen Nacken mit ihren Armen umschlingend.

Er wiegte den Kopf: „Die Musterung ..." murmelte er dumpf vor sich hin.

Die Nachricht hatte er von Funk, der weiß alles, was auf dem Bureau vorgeht. Im Vertrauen hatte der es ihm zugeraunt, denn der Termin der Musterung durfte erst kurze Zeit vorher veröffentlicht werden. Gleich nach Kaisers Geburtstag sollte sie also stattfinden.

Musterung! Lumpenparade! Der Schrecken aller Kapitän d'armes, das jüngste Gericht, an dem sie Rechenschaft zu geben haben über jeden unnütz verbrauchten

Knopf und jeden verschleuderten Schuhnagel. Der große Popanz kommt, der Intendant! Kein Kammerwinkel und keine radierte Stelle, die seinen bebrillten Bureaukratenaugen verborgen bleibt!

„Es sind nur noch vierzehn Tage," murmelte Blaumüller, „sonst hätt' ich's noch ausrangiert, niemand hätte davon gemerkt. . . . Der Teufel mußte sein Spiel haben, er hat es expreß angeordnet!" Er schlug mit beiden Händen auf das Buch, daß die Gegenstände auf dem Tisch klapperten.

Sie ließ die Arme von seinem Nacken fahren, als wenn ein Schauder ihr sie herabriß. Ihre Glieder bebten, allerlei Farben flogen ihr vor den Augen und durch diese Farben sah sie eine Vision: ihr Karl, der mit einer Sträflingsjacke angethan einen Karren voll Erde die Rampe hinaufschiebt. Sein Bart ist ergraut von der ungeheuren Scham, und drohend hebt der Wallmeister den Stab gegen ihn, daß er die kostbare Erde nicht vergeudet.

„Hast recht, Sett," stöhnte er, den Kopf wieder zwischen den Fäusten, „hast recht, daß du die Hände von mir abziehst! Ich bin nicht wert, daß du mich anrührst!"

„Karl, red' nit so —" Abermals fiel sie ihm jammernd um den Hals. „Ich kann dich nicht so reden hören! Hier kommst du her! Ein Unsinn wie damals! Du erkriegst dich auch diesmal wieder! Hier, zeig mir alles — sag mir alles — ich muß alles wissen — ich helf' dir — hier komm her! — Wo ist's? Wo steht's? Hier —"

Sie faßte die eine Buchecke und schüttelte die Blätter

mit krampfender Zorngebärde — als wenn darin, zwischen diesen Blättern, der Versucher steckte, der ihren armen Mann immer wieder ins Verderben stößt. Etwas von der alten, resoluten Sett kam über sie. „Allong, gebeicht!“ rief sie. „Her mit der Beicht! Nix verschwiegen! Was, du schämst dich? Nix da! Von Schämen wird nichts geschafft!“

„Es wäre nicht gescheh'n,“ stotterte er, „aber das Begräbnis —“

Sie fuhr mit der einen Hand nach den Augen, die andre wehrte ihm flehend. Sie weiß, o sie weiß! Das Begräbnis hat viel gekostet, es hat die Not voll gemacht. Aber nicht diese Entweihung! Nicht das Andenken an den armen toten Liebling in die unsägliche Pein dieser Stunde hereingezogen!

Dann, mit dem Ohr nach seinen Lippen hingebeugt, lauschte sie seinem Flüstern, als wäre es eine schreckliche Beichte, die geleistet wurde.

Mit den Stiefeln begann es also, sie weiß, da hinten die Maulaufsperrer. Sie sind nicht eine Prise Salz wert, aber es fand sich ein Angebot vom Trödler, der eines Tages auf seine Trunkenheit und seine Verlegenheit drückte. Der Hauptmann hatte sie fortwerfen wollen — und er, er hat noch ein Stück Geld damit gemacht — dies Geld — dies freilich hat er eingesteckt . . .

„Gepumpt!“ verbesserte sie scharf. „Und du wolltest es abliefern; gleich wird es wieder beschafft!“

Da erzählte er ihr eine lange, sehr verwickelte Geschichte von den Mänteln der Einjährigen. Er wendete solche Mühe auf, ihr das Manöver, das er damit an-

gestellt, klar zu machen. Sie hörte nur das eine heraus, daß auch hier „gepumpt“ war und daß auch dies Geld beschafft werden mußte. Dann die Stiefelsohlen. Ueber einer solchen Trivialität muß er zu Fall kommen! Aber da verging ihr das Beschönigen und Entschuldigen. Er hatte das Geld zum Beschaffen der Sohlen bar erhalten und — und —

Seine Augen bohrten sich auf einen Punkt dort in dem Kochkesseldeckel. Nun fuhr er mit der Hand hinein und wühlte darin. „Hier!“ schrie er und hielt die Patrone mit der Faust dicht vor die Augen. „Ich bin nicht wert, den Rock da zu tragen! Es wär' sogar schad' um die Patrone da!“

„Mariam — Joseph!“ Sie wand ihm das entsetzliche Ding von einer Patrone aus der Hand und schleuderte es auf den Tisch. „Bist du verrückt — bist ganz und gar und völlig toll!“

Aber durch all den Schreck bebte die Vorahnung, daß etwas dergleichen kommen mußte. Hinter ihnen ließ Mamsell ein klägliches Miauen vernehmen; Sett zuckte zusammen — „wenn uns jemand hört . . .“

Draußen auf dem Wall ging der lärmende Taktschlag der Klopfpeitschen, jetzt wieder begleitet von dem Gesang des Liedes:

Was nützt mi—i—ir
Ein schönes Mä—ä—ädchen —

Was soll geschehen? Da sitzen und heulen und sich mit Patronen drohen? Allong, Kopf hoch! Jetzt gilt es, das Geld zu beschaffen und für das Geld die paar „Brocken“, daß der große Popanz in vierzehn Tagen nichts merkt!

Sie tastete mit ihren Gedanken hin und her nach einer Hilfe. Morgen ist der elfte und Löhnungstag. Was hilft das, ist doch das Traktement schon zum voraus fort, da der Bäcker Beschlag darauf gelegt hat, sonst klagt er — das wäre das Allerschlimmste!

Hier hilft auch kein Krummliegen und die Pfennige aus der Ecke zusammenkratzen! Die Summe ist zu groß. — Die Len' abermals anpumpen? Das würde sich nicht lohnen, denn die Huberts haben selbst nichts übrig.

Plötzlich stieß sie auf die Rettung: — die Pifferaths! Natürlich die!

Es sind gute Menschen, die müssen, die werden helfen! Sie wollte sich sofort nachher aufmachen — Eile, höchste Eile! Kopf hoch unterdes! In zwei Stunden ist sie zurück, dann wird alles gut. Ob er inzwischen nichts zu schaffen hat?

Die Kerle, die er vorhin mit Sachen fortgeschickt, müssen gleich kommen; er will anfangen, für die Musterung reinigen zu lassen.

„Gut! Kopf hoch, sag' ich dir!"

Sie eilte also nach Deutz zu den Pifferaths. Sie lief fast durch die Straßen und hatte nicht eher Ruhe, als bis sie an den Rhein gelangte und Deutz jenseit des Wassers liegen sah — als könnte das unterdes fortgeschwommen sein. Wie ein Fieber glühte es in ihr. Während des Laufens flogen wieder Farben an ihren Augen vorüber und sie sah wieder die Vision: ihren Mann, der in der Sträflingsjacke Schubkarren fährt. Oft wandte sie sich um, als liefe jemand hinter ihr her. Es ist die Schande, welche die Krallen nach ihr ausstreckt! Während sie nun dastand und wartete,

bis die ausgefahrene Brücke wieder geschlossen war, meinte sie deutlich zu verspüren, wie jemand Unsichtbares sie von der Seite nach dem Wasser hindrängte, das strudelnd an den vordersten der Brückenpontons vorbeischoß.

Bei Pifferaths waren die Läden der Fenster geschlossen. Sie klingelte. Nach längerer Zeit öffnete ein Mädchen: die Herrschaft wäre verreist, sie hätte ihren Aeltesten, der von Asien zurückgekehrt, in Marseille abgeholt und sei noch unterwegs.

„Wann — wann sind sie denn wieder zurück?“

„Vielleicht bald, vielleicht in vierzehn Tagen — ist Ihnen nicht gut? Wollen Sie eintreten und sich ein wenig erholen? Sie sind so gelaufen!“

Die Sett dankte — dankte für alles; ja, sie ist nur so gelaufen, weiter nichts! Da rannte sie auch schon wieder. Kopfschüttelnd sah die Magd ihre wie irrsinnig erregte Gestalt um die Ecke stürmen.

Als sie wieder ans Wasser kam, flutete der Abendschein mit ungeheurer Blendung darüber hin. Die Häuser des Rheinquais, die Türme, die Schiffe, alles wie von dem Widerschein einer gewaltigen Feuersbrunst blutrot beleuchtet. Die Helle schlug ihr so in die Augen, und sie torkelte wie in einem plötzlichen Schwindel; jetzt faßte ihre Hand nach dem Geländer — und das kurze Zucken eines Wunsches, daß sie doch an einer andern Stelle getorkelt wäre, dort, wo kein Geländer sie vor dem Hinabfallen geschützt hätte . . .

Sie eilte weiter über die Brücke, damit sie aus der unheimlichen Blendung die Dämmerung der Gassen drüben erreichte! Aber die blutrote Helle verfolgte sie

auch dorthin — als wenn ihre Gedanken keinen Schutz im Dunklen finden sollten. Wieder war eine gespenstische Vision da: sie sah eine Cigarre herabfallen auf den Haufen Werg an der Holzwand, sie sah den Rauch aufsteigen, deutlich spürte sie den brenzlichen Geruch. Immer und immer wieder fiel das glimmende Ding herab und kräuselte der Rauch empor. . . .

Dreizehntes Kapitel.

Kaisers Geburtstag.

Hubert wollte seine Frau nichts büßen lassen, er wollte die Zähne zusammenbeißen und seinen Grimm hinabschlucken. Er liebt sie — die Leidenschaft hat ihn damals übermannt, und er hat sie geheiratet. Er möchte um alles in der Welt nicht von ihr lassen!

Aber dennoch las sie auf Schritt und Tritt den Vorwurf in seinen Mienen. Sie sah, wie er litt, wie er sich unter den Trümmern seiner Hoffnungen vor Schmerzen krümmte. Sie hatte sich und ihm gelobt, daß sie es ihm vergelten wollte — mußte ihn aber nicht jedes liebe Wort von ihr, jeder Versuch einer Zärtlichkeit, durch die immer die Absicht zu schimmern schien, an das Bewußte erinnern?

Auch sie traf der Zusammenbruch ihrer gemeinsamen Hoffnungen wie ein schwerer Schlag. All ihr Ehrgeiz zielte dahin — hatte sie ihn denn nicht gerade des Feldwebels wegen geheiratet?

Doch das war nur die Enttäuschung eines Kindes,

dem ein Spielzeug zerbricht, noch ehe es in seinen Händen ist, gegen das, was ihm der Zusammenbruch bedeutete. Sein Vater war Feldwebel gewesen wie sein Großvater, es war die Tradition der Familie. Schon als Knabe, da er noch mit dem hölzernen Säbel spielte, sah er in diesem schon den zukünftigen Feldwebeldegen. Ist doch diese Charge der Gipfel des Glanzes und des Ansehens, der dem Sohn eines Subalternbeamten zu erreichen möglich ist.

Es war nicht allein der persönliche Ehrgeiz, der nach dem Degen zielte. War doch die preußische Pflichttreue ein Bestandteil seines Blutes. Er fühlte, daß er das Muster eines tüchtigen Feldwebels abgeben würde. Die Compagnie war in seinen Augen verlottert — wohlan, so ist er dazu berufen, wieder Schneid hineinzubringen! Man muß wissen, was ein umsichtiger und energischer Feldwebel für die Compagnie bedeutet; man muß die Macht kennen, die er über den inneren Betrieb ausübt. Die sprichwörtliche Bezeichnung, daß er die Mutter der Compagnie sei, trifft nicht ganz zu, dafür ist er zu gefürchtet, denn er sieht alles, er hört, er weiß alles, er spürt nach jedem Keim eines dienstwidrigen Gedankens in den Köpfen. Weh dem, der es mit ihm verdirbt! Er genießt bei der Masse den Respekt des Oberpriesters, der den Zorn Seiner Gottheit des Hauptmanns zu erregen oder zu besänftigen vermag. Unter Umständen setzt er sich auf den Thron der Gottheit selbst.

Nein, sie sollte es nicht entgelten! Aber der bittere Grimm lauerte unter jedem seiner Blicke und jeder Bewegung. Jetzt löste er die Flagge der Ehrenzeichen

aus den Oesen auf seiner Brust und schleuderte das Ding auf den Tisch, daß die Medaillen klirrten — kein Wort, aber das Hinschleudern redete viel deutlicher: „Aus! Alles aus!“

Warum er nicht ausgeht und sich zerstreut, statt dort in der Ecke zu sitzen und die Kanone anzustarren?

Daß sie mit den Fingern auf ihn weisen! Er schämt sich so! O, er schämt sich so!

Es kommt ein Brief von seinem Vater, worin dieser anfragt, warum sein Sohn nicht schreibt. Wahrscheinlich sei es doch mit dem Feldwebel bald so weit, jeden Tag warte er, der Alte, auf die Ernennung.

Die Thränen funkeln Hubert in den Augen, als er das Schreiben über den Tisch nach ihr hingleiten läßt. Und er wollte sie doch nicht büßen lassen....

Einmal nimmt er, da er nach Hause kommt, den Kehrbesen, der gerade neben der Thür steht: „Mein Degen — das ist fortan mein Degen!“ ruft er höhnisch. „Die Zivilversorgung!“ und er lacht grimmig auf.

Nun ja, man wird einen Kasernenwärter aus ihm machen! „Ich werde mich famos ausnehmen, wenn ich erst im Flur und auf dem Hof den Schmutz zusammenkehre.“ ...

Seine ganze Wut stürzte sich auf Funk, ihn, der die schöne Helena damals so ins Gerede gebracht und den Paris des Garnisonkrieges gespielt. Zu einer Eifersucht war keine Veranlassung, augenblicklich nicht. Fast wünschte er insgeheim, daß sich solch ein Anlaß fände, damit er die Wut an dem Schreiber auslassen könnte — blutig — mit dem Bajonett, mit dem Faschinen-

messer — mochte er auch auf die Festung spazieren! Schiebkarren fahren oder den Flur fegen, es kommt fast auf eins heraus!

Sie begann zu zittern unter dieser verhaltenen Wut. Was sollte sie thun, um ihr Gelöbnis einzulösen? Hier erinnert ihn alles an das Vergangene. Fort — also fort! Aber sind sie einstweilen nicht wie angeschmiedet? Jedenfalls würde er zum Herbst nicht kapitulieren — was dann? An ihrer Tapferkeit soll es nicht fehlen — sie wird den Besen handhaben für ihn, wenn es sein muß!

Immer wieder fiel ihr ein, was die Sett dort auf dem Wall über Funk gesagt: daß er es in der Hand hätte, ob sie Feldwebel würden oder nicht. Ein kleiner Renommist steckte von jeher in ihm. Damals als simpler Füsilier that er schon so groß, als müßte noch das ganze Regiment einst nach seiner Pfeife tanzen. Später hieß es, seine Gewandtheit verschaffte ihm großen Einfluß auf dem Bureau, und der Adjutant bevorzugte ihn. Da spreizte er sich auch, als ob er wirklich das Bataillon führte. Und jetzt sollte er ihnen nach seinem Belieben den Feldwebel zuwenden oder vorenthalten können, jetzt, da er selbst gestürzt? Aber er tritt doch, wie die Welt behauptet, vom ersten April in seine Machtstellung zurück. Ob nicht dennoch ein Wort von ihm, das er dann an gewichtiger Stelle einwirft . . .

Wie gesagt, sie hätte zu andrer Zeit darüber gelacht — nun begann sie sich an den Strohhalm zu klammern. Zum mindesten ist er es, der Einblick hat in das Gewebe der allerlei Intriguen, die solche Er-

nennung umspinnen; er wird wenigstens wissen, was zu thun ist, um solche Gewebe zu zerreißen. Warum soll man ihn nicht um Rat fragen? Ihr Stolz sollte ihr das verbieten? Ah, er ist doch ihr Landsmann, und jetzt handelt es sich um ihre Existenz! Alles andre muß schweigen vor dieser Gefahr! —

Kaisers Geburtstag war vor der Thür. Die beiden Nachbarcompagnieen veranstalteten auch diesmal wie in früheren Jahren ihr gemeinsames Ballfest. Die sechste Compagnie hatte das Lokal vereinbart, es war die Köbesburg, die der Besitzer nach der Erstürmung in neuem Glanze hatte erstehen lassen.

Hubert lagen im Verein mit Blaumüller die Arrangements des Festes und die Ausschmückung des Saales ob. Blaumüller war unpraktisch und zu derlei nicht brauchbar; er machte gerade in der letzten Zeit den Eindruck, als ob er innerlich zusammenbrechen wollte, und es hieß allgemein, die nächste Musterung würde ihm wohl den Garaus machen. So nahm denn Hubert die Sache allein in die Hand, während Blaumüller in Gesellschaft von Herrn Blatz immer sorgfältigere Proben an dem den Mannschaften zu verschenkenden Bier und dem Bowlenwein der Chargierten anstellte.

Der Grimm kochte Hubert im Busen — hier war der Ort, wo im Sommer vorigen Jahres sein Geschick sich erfüllte! Aber darum sollte die Dekoration des Saales nicht schlechter ausfallen, und in seiner Peinlichkeit sah er scharf darauf, daß die Guirlanden hübsch und voll gebunden würden. Das geschieht doch zu Ehren Seiner Majestät! Persönliche Gefühle müssen da-

gegen schweigen! Hier ist Dienst wie ein andrer Dienst! Und Dienst ist ihm unter allen Umständen heilig!

Frau Hubert hatte nicht übel Lust, dem Feste fern zu bleiben. Was soll sie da? Eine lächelnde Miene aufsetzen, wo ihr Herz zerspringen will? Hüpfen und tanzen, da sie am liebsten in der Kasematte auf der Lafette gesessen und mit ihren Thränen das Bronzerohr benetzt hätte, wie sie in diesen Tagen oft genug gethan.

Hubert aber empörte sich: „Kaisers Geburtstag ist Kaisers Geburtstag! Morgen mag meinetwegen die Welt in Fetzen gehn! Heute sind wir lustig!"

Seine Augen funkelten wie in wirklicher Begeisterung, aber die Worte hatten einen so grimmigen Klang.

Als das Ehepaar die Köbesburg betrat, fiel Frau Hubert der gelbliche Lichterdunst des festlich erhellten Saales und das Geschwirr der drängenden Tanzpaare unter den tiefhängenden Guirlanden, die einen welken Laubgeruch verbreiteten, und das grelle Geschmetter der Musik wie eine schwüle Last aufs Herz, und sie meinte, der Atem verginge ihr — war es doch hier, wo sie auf der Höhe ihrer Triumphe gestanden!

Aber keine Zeit, solchen Betrachtungen nachzuhangen! Sofort war sie umringt und umworben. Ihre Erscheinung machte Aufsehen, sie sah reizend aus — sie trug ein wirkliches Ballkleid von duftigem rosa Tarlatan, ein Geschenk von Frau Pifferath, für deren verstorbene Tochter es gefertigt worden war, ohne daß diese es getragen; dazu der unverwüstliche Schmuck

ihrer glänzenden Braunaugen und die blühende Jugendfülle ihr prächtigen Gestalt.

Frau Feldwebel Moldauer wollte vor Neid platzen in ihrem abgehetzten Seidenfähnchen, mit dem immer wieder ihre spillrige Gestalt Parade machte. Sie scheute sich wohl, ihre eckigen und gelben Schultern auszustellen, und natürlich erklärte sie es für eine Schande, wie die Lena die üppigen Reize ihres Nackens vor den lüsternen Augen der Lieutenants leuchten ließ. Auch die andern Damen sahen die Lena mit scheelen Augen an. Mutter Kilo, die mit zwei ihrer Mädchen erschienen war, ging vor Aerger immer mehr in die Breite: „Man meint, sie hätt' genug poussiert — paß auf," stieß sie ihren Mann an, „sie bringt noch ein Duell zu stande zwischen den Herrn Lieutenants! Nun sieh einmal, die sind all geck!"

Da führte eben Funk ihre Bill zum Platz zurück. Niemand verstand eine Verbeugung zu machen wie er. Das hübsche lebhafte Gesicht des Mädchens glühte vor Freude und Glück, als sie zum Dank mit schelmischen Augen ihren besten Pensionsknix ausführte.

„Kommen Sie, Herr Funk, nehmen Sie ein Glas Wein!" sagte Frau Kilo verbindlich. Er war keine Spur von einer Partie für eine von den Prinzessinnen — aber man konnte damit die Hochmutspuppe da drüben ärgern!

„Nun, wie ist's, Herr Funk, tanzen Sie denn nicht mit Ihrem Altschatz?" fragte sie schnippisch.

„Mit wem?"

„Nun, mit der da!"

Ein verächtliches Wackeln ihrer Schulterhügel nach

der Lena hin, deren helles Lachen aus einem Kreis von Offizieren herübergellte.

„Gleich nachher," erwiderte er ganz trocken. Er wollte den Harmlosen spielen, doch seine Augen verrieten ihn; fort und fort suchten sie Lenas Gestalt. Ihr Erscheinen hatte sein Blut in Wallung versetzt, und die alte Leidenschaft fachte in hellen Flammen auf.

Gott, o Gott, wie schön sie ist, wie begehrenswert — wie umklammernswert! Hölle und Teufel, sie gehört ihm doch, und die wilde Lust zischelte in ihm auf.

Zuerst, fast all die Wochen über, glaubte er den unseligen Bann zu besiegen. Seine Bemühung um Villa war anfangs nur ein Manöver gewesen, um Lenas Eifersucht zu stacheln und ihm die Geliebte dann um so sicherer in die Arme zu führen. Fast hätte ihn das Mädchen, das lebhaft und reizvoll war und vor Liebe offenbar verglühte, von der Leidenschaft kurieren können. Nun, da er die andre wiedersah, ward er dieses Selbstbetruges inne. Das arme Ding von einem Villchen dauerte ihn. Aber der Schwerenöter von ehemals, der die Weiberherzen wie die Nüsse aufknackte, um sie dann fortzuwerfen, war wieder da. „Anavang!"

Lena schien ihn nicht zu sehen, zum mindesten nicht zu beachten. Sie war so beschäftigt! Mit allen Offizieren zu tanzen, mit allen anzustoßen, jedem aus der geschniegelten, lorgnettenbewaffneten Schar ein hübsches Wort zu erwidern — letzteres ward natürlich immer köstlich befunden. Sie feierte offenbar einen neuen Triumph an diesem Abend. Frau Moldauer schrumpfte vor Neid immer nichtiger zusammen dort am Galatisch,

wo sie während des Tanzes die Bowlenterrine und die Gläser bewachte. Natürlich, ihr Mann nimmt den Abschied, da gilt sie schon jetzt nichts mehr — die Zitrone ist ausgepreßt, fort damit auf den Kehricht!

Als wenn die schöne Helena wieder aufgelebt! Fast wollte der alte Uebermut wieder über sie kommen. Ihre Blicke flogen so herausfordernd in die Runde: Seht doch her! Wagt ihr es, eine andre zur Feldwebelin zu begehren als die schöne Helena?

Der Herr Major, der unausstehliche Bärbeißer, erschien. „Bitte sich nicht stören zu lassen!" rief er vom Eingang her mit seiner rostigen Stimme. Es wehte wie ein kalter Dienstwind herein. Und über sein Gesicht glitt eine ungeduldige Grimasse, da bei seiner Ankunft der Tanz stockte und ein fast erschreckendes Zusammenzucken durch all die Fröhlichkeit fuhr. Hinter seinem Rücken freilich spottete man über den Polterer, der sich daheim unter dem Pantoffel seiner Frau duckte und in steter Angst vor dem „blauen Brief" schwebte, der all seine Herrlichkeiten mit dem „a. D.-Besen" hinwegfegen würde.

„Nicht stören lassen!" rief er gereizter, alle Muskeln des Gesichts wetterleuchtend. Er kam sich ungeheuer groß vor.

Aber selbst die Musik klang wie gelähmt.

Zuletzt fuhr er zwei Paare, die ihm zunächst standen, zornig an: „Was soll das heißen? Wollt ihr wohl tanzen! Sofort getanzt!"

Die armen kleinen Dienstmädchen zitterten am Arm ihrer Füsiliere, die gleich darauf mit ihnen auf den Befehl des gestrengen Herrn losfegten.

Der Herr Major verwunderte sich, daß es nicht lustig zuginge. Warum nicht? Ob er stört? So will er sofort wieder gehen!

Die beiden Hauptleute thaten verzweifelt. Nun, so will er selbst das Beispiel geben, und er suchte im Saal nach einer Tänzerin umher. Jedenfalls nimmt er eine der Feldwebelfrauen, wie sichs geziemt. Aber siehe da, die schöne Helena stach ihm in die Augen. „Was ist das für ein allerliebster Käfer?" fragte er seinen Adjutanten mit einem Anflug von Vertraulichkeit, der ihm durchaus nicht stand.

„Frau Sergeant Hubert, Herr Major!"

„Ah — charmant!" Er hatte so viel von ihr gehört.

Gleich darauf wurde er der schönen Helena von dem eleganten, sporenklirrenden Adjutanten vorgestellt. Und er walzte mit ihr los; anfangs mit einer gewissen steifen Grandezza, aber siehe da, wie er das schöne Weib dort in seinen Armen fühlte und sein Blick über ihre marmornen Schultern hinabglitt, stach auch ihn der Courmacher. Und man sah ihn seiner Tänzerin mit lüstern lächelnder Miene zuflüstern.

Sofort erwachte mit diesem Kompliment, das der große Mann ihr hinwarf, der Gedanke, daß sie ihn im Garn festhalten, daß sie ihn nur weiter anbeißen lassen und ihm den Feldwebel dann einfach abpressen müßte. Jetzt oder nie galt es alles aufzubieten!

Da flog die Thür auf, und wieder ging ein Zucken durch den Saal. Am Eingang stand alles starr und steif wie die Säulen. Und durch diese Säulen trippelte eine niedliche, backfischartig bewegliche Dame herein,

ein lachendes rosa Kindergesichtchen mit einer Stirn voll zierlicher Löckchen; nur in der Nähe und nachdem sich das Gesichtchen aus dem koketten spanischen Seidenshawl geschält, durfte man an seine dreißig Jahre glauben. Hinter seiner jungen Gattin folgte Seine Excellenz, höflich und jovial trotz der hervorquellenden Dienstaugen, die Hände in den viel zu weiten Waschledernen zum Salut bis in die Höhe des drahtartig gesteiften grauen Schnurrbarts erhoben.

Die Herrschaften waren überaus liebenswürdig und gnädig, sie nahmen an dem Galatisch Platz, nippten von der Avanciertenbowle, streuten bei ihrem Rundgang allerlei hübsche bonbonartige Bemerkungen aus; sie, die niedliche Excellenz, betrachtete mit der goldenen Lorgnette, die an einem feinen Kettchen von gleichem Metall hing, Guirlanden, Waffendekorationen, die echauffirten Tanzpaare, alles ganz genau, fand alles reizend, selbst die Gruppe da, die einen Betrunkenen maskierte. Drei Mann hatten Mühe, dem Kerl den Mund zu halten, daß er nicht mit seinem Gesang vor den Excellenzen losgröhlte.

Doch es war kein Zug in dem Tanz. „Es schläft alles ein!“ polterte der Major hinter dem Rücken der hohen Vorgesetzten. „Lieber Bolzdorf, animieren Sie ein bißchen!“ raunte er dem Adjutanten zu. „Trinken wollen die Kerle, aber etwas dafür leisten . . .“

„Zu Befehl, Herr Oberstwachtmeister!“ Und mit dem Gerassel seiner gewaltig großen Sporen glitt der Adjutant durch den Saal, zum Tanz auffordernd. „Was, Sie da, Funk! Hier an der Säule! Zum Schwere-

brett, was soll das heißen? Sind Sie festgeklebt? Sofort werden Sie da drüben die Frau Hubert engagieren, damit Leben in die Bude kommt!"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!"

Gleich darauf schoß Funk mit der Lena durch den Saal. Seine Hand hielt ihre Taille fest umspannt, sie überließ sich willenlos seiner Führung, hoch flutete ihr Busen, und er fühlte das Pochen ihres Pulses, das Beben ihrer Gestalt. Es war ihr so überraschend gekommen, ein Ueberfall, auf den sie nicht vorbereitet gewesen. Sie weiß nicht mehr, wie es geschah, alles andre schien hinter dem ungeheuren Schreck zu verblassen, der sie so plötzlich befallen.

Ihr Kopf ward ihr so seltsam schwer von dem Sturm der Gedanken — eine fast unwiderstehliche Neigung, ihn anzulehnen an die Schulter ihres Tänzers. Vor ihren Augen wirbelte es, Lichterkreise umwogten sie, zu glänzenden Reifen ausgedehnt — die Gesichter, die Tische mit den Zechenden, die Guirlanden, die Excellenzen mit dem Schwarm der Offiziere, alles verschwand vor der einen Seligkeit, in seinen Armen dahinzufliegen.

„Genug — genug, Fünkchen!" stammelte sie atemlos.

Nein, er wollte sie nicht lassen! Ob er sie je ein zweites Mal halten würde . . .

Da schnitt die Musik ab. Außer Atem standen sie beide. Die Excellenzen kamen gerade auf ihrem Rundgange an ihnen vorüber, und das Kindergesichtchen betrachtete das hübsche, nun in der Erregung doppelt hübsche Weib durch die goldene Lorgnette und sagte

wieder: „Reizend!“ Es nickte noch nachträglich, als wäre das „Reizend!“ wirklich aus dem Herzen gekommen.

Da erst erwachte die Lena. Ein paar Redensarten wechselte sie noch mit ihrem Tänzer, plötzlich erinnerte sie sich des Feldwebels. „Sag, Fünkchen“ — und das „Du“ war wie ein Zwang, aus dem sie sich vergeblich befreit hätte — „sag, Fünkchen, ist es wahr, du hätt'st den Feldwebel für uns in der Tasche? Du bist mir einer!“

Er fühlte sich als Renommist ertappt. Aber sofort faßte er sich, gab sich ein wichtiges Air und sagte schmunzelnd: „Natürlich hab' ich den Feldwebel für euch in der Tasche. Du thätst gut, dich mit mir zu halten.“ Und seine Augen bohrten sich leidenschaftlich in die ihren.

Nicht sofort wußte sie, was er meinen konnte. Mit krampfhafter Anstrengung hielt sie den Strohhalm fest: „Im Ernst — sag, mach kein Spaß!“

Ihre Augen flehten ihn an. Ist sie denn wirklich so einfältig, das zu glauben? dachte er. Und er nickte sehr bestimmt.

Da tauchte Huberts Gesicht in der Lücke zwischen zwei Köpfen hervor. Er beobachtete sie beide. Sichtbar bebte sie zusammen. „Jetzt ist nicht die Zeit, darüber zu sprechen,“ flüsterte sie verstört.

„Wann denn, Lena? Morgen?“

Es war, als ob damit ihr Urteil gesprochen würde, und sie schauerte vor dem Wort.

„Wo denn?“ drängte er.

Keine Antwort. Nur das Stürmen ihres Herzens.

„Morgen sieben Uhr am Pulvermagazin, du weißt — wir reden darüber ...“

Da war sie auch schon im Gewühl verschwunden.

Vierzehntes Kapitel.

Matthäus.

Die Sett saß am geöffneten Fenster und stierte hinaus. Auf dem steinernen Außensims brannten Illuminationslämpchen in Blechschalen. Blaumüller hatte sie nach Hause gebracht, jedenfalls waren sie irgendwo bei der Beleuchtung der Kasematte überflüssig geworden.

„Was, auch noch illuminieren?!“ schrie sie ihn höhnend an. „Hahaha! Blaumüllers illuminieren!“

Damit ihr Elend so recht ans Licht gesetzt werde!

„Alles eins!“ knurrte er. „Nun grad illuminieren wir!“

Gleich besann sie sich. Das tote Fränzchen würde es schon verzeihen — es war kein Geld zum Petroleum da, so hatte sie wenigstens Beleuchtung für den Abend und brauchte nicht mit der Dunkelheit ins Bett zu kriechen, wie sie es gestern abend gethan. Sie hatte Scheu vor der Finsternis, da schwirren so unheimliche Gedanken umher. . . .

Das also war ihr Kaisers Geburtstag! Sie saß in der Blendung des grellen Scheines, der die Gegenstände im Zimmer mit scharfer Deutlichkeit beleuchtete. Durch den Qualm und die heißvibrierende Luft über

den Flammen schaute sie alles da draußen wie durch einen Nebel: die fortlaufende Perlenschnur von Lichtern, die den Cordonstein der Kasematte säumte, die ölig schimmernden Flächen der Transparente an deren Fenstern und die gewaltig züngelnde Feuerglut am Haupteingang, wo die Pechkandelaber von den beiden Waffenpyramiden loderten. Dort staute sich eine gewaltige Menge von Zuschauern, deren Schatten riesengroß von den Flammen an den gegenüberliegenden Häusern hinangeworfen wurden.

Die Luft war von allerlei Tönen erfüllt, nahe und ferne Tanzmusik schallte herüber, oft, wenn sich der Wind erhob, konnte man das Gestampfe der tanzenden Paare aus einem benachbarten Saale unterscheiden. Johlende, krähende Stimmen von betrunkenen Soldaten hallten aus den Gassen, hie und da erhob sich ein wüster Lärm. Jenseit der schwarzen Masse des Bastionswalles stieg von Zeit zu Zeit eine Rakete auf, eine Fülle von roten, blauen und gelben Sternen über das Firmament ausschüttend.

Und sie saß und starrte und horchte; krampfhaft schärfte sie ihre Augen und Ohren zu dieser mechanischen Vorrichtung, immer von der Angst des eigenen Nachdenkens besessen. Am liebsten hätte sie den Ball auf der Köbesburg mitgemacht, im Rasen des Tanzes die schwülen Gedanken von der Seele geschleudert; aber schämte sie sich denn nicht, auch nur schon über die Straße zu gehen in ihren Lumpen? Nur spät am Abend pflegte sie, in ihr Tuch gehüllt, die wenigen Besorgungen zu machen; das Elend hielt sie wie in einem Gefängnis an die Stube gefesselt.

Wenn ein Windstoß kam, so wehte ihr die heiße Glut der aufgefachten Talgflammen vom Fenstersims ins Gesicht, und dann waren die Gedanken wieder da, pochten ihr durch die Adern, schossen ihr mit glühenden Wellen zum Kopf empor — einmal sprang sie vor Entsetzen auf und schlug die Hände gegen die Augen; aber auch unter den Händen, ja in den inneren Höhlungen der Augen lohte es. Denn sie sah die Feuersbrunst deutlich — deutlich — der lange, schwarze Schuppen im Bastionshof stand in Flammen — riesengroß leckten die feurigen Zungen himmelan — sie hörte das Knistern und Prasseln des wütenden Elementes. . . .

Die Pifferaths waren nicht zurückgekehrt; immer noch hatte sie gehofft und gehofft, die beiden Leutchen würden vor der Musterung zurück sein — der rettende Balken entglitt damit ihren verzweifelnden Händen. Auch anderwärts hatte sie nach einem Ausweg umhergetastet — Strohhalme, nichts als Strohhalme! Das Geld war nicht zu beschaffen — das „Geliehene" nicht zu ersetzen — der große Popanz wird den Fall sofort entdecken und als das bloßlegen, was er ist! Die Schande sitzt schon da und lauert, bald wird sie mit Fingern nach ihnen weisen — kein Entrinnen, kein Ausweg — das mußte kommen — einmal, so oder so wird das Schicksal über ihnen zusammenbrechen! Wohlan, so muß man dem Schicksal nachhelfen. . . .

Sie wäre auf solche Entsetzlichkeit gewiß nicht verfallen! Aber der Teufel muß, während Blaumüller schlief, die Cigarre vom Tische herabgeschoben haben, um ihr, der Sett, den Weg des Verbrechens zu weisen; der höllische Versucher selbst hat das Papier hingelegt,

und er, er war es, der den Sprung ihres Blickes von dem verkohlten Papier nach dem Haufen Werg hinübergeleitet.

Seitdem war sie dem scheußlichen Plan verfallen.

Wie wird es werden? Der Brand wird in der Nacht ausbrechen, es wird Feuerlärm geschlagen, und man wird von allen Seiten herbeieilen, um zu löschen. Aber die Kabuse brennt ja wie eine Streichholzschachtel; ehe man die Spritzenschläuche darauf richtet, ist sie schon den Flammen verfallen. Die Bücher, die Bestände werden bald zerstört sein, und mit ihnen ausgelöscht für immer der Schandfleck, der ihnen beiden an der Seele fraß. — Was dann? Man wird sofort Verdacht auf die Blaumüllers werfen — aber niemand vermag einen Beweis zu bringen. Ebenso kann die Unvorsichtigkeit eines Arbeiters, der mit der Pfeife dort hantierte, das Unglück angerichtet haben — kann man zumeist nachweisen, wie ein Brand entsteht? Oft ist es ein ganz dummer Zufall. Zerbrecht euch doch die Köpfe über alle Möglichkeiten! Untersucht, solange ihr wollt! Kein Mensch in der Welt wird das Geheimnis des Brandes hier in dem geheimen Winkel ihrer Seele aufzuspüren wissen! Wohlan denn, ans Werk! Ist das Verbrechen so groß? Die paar Brocken, die Stiefel mit den großen Mäulern — es kostet den Popanzen dort oben einen Federstrich, so ist der Schaden ersetzt!

Aber der Schuppen birgt auch die andre Kammer — die Flammenglut wird bald die Holzwand, welche die beiden Nachbarräume trennt, durchfressen haben — das Feuer kann auch ebensogut dort wie hier entstanden sein. Man wird also Hubert mit in den Verdacht einziehen.

Ja, die Laune des Windes kann es fügen, daß gerade auf seinem Flügel das Feuer zuerst bemerkt wird. Und vor solcher Möglichkeit stutzte sie immer wieder — pfui, welch eine feige Erbärmlichkeit, den andern, den Kameraden ihres Mannes, ihre eigene Freundin in den häßlichen Verdacht hinabzureißen!

Welch ein Ungeheuer ist sie! Sie schauderte vor sich selbst. Lieber in den Rhein laufen, dann ist alles aus! Nein, nichts ist aus, als ihr erbärmliches, elendes Stückchen Leben! Sie hat sich nur davongedrückt, um ihn, ihren Mann, der Schande zu überlassen; und selbst, wenn sie beide gemeinsam ins Wasser gingen oder einen andern Tod suchten — bleibt nicht der Fleck bestehen? — Leuchtet er nicht um so deutlicher auf ihrem Andenken?

Jetzt hatte sie sich vor der Flut von Fragen, die auf sie losstürmte, bis in den einen Winkel des Zimmers geflüchtet, wo sie sich auf einen Schemel hinkauerte. Laut hallte ihr Stöhnen durch den Raum — heiliger Gott im Himmel, gibt's denn keinen Ausweg?

An der Wand hing der Schlüssel zu der Montierungskammer, ein plumpes Ding mit einer ledernen Marke daran. Lose hing er an dem langen Nagel, und sein Schatten fiel auf die helle Wand, unmäßig verlängert. Der Schatten bewegte sich in dem unruhigen Flackerschein der Lampen; es sah aus, als wäre es der Schlüssel selbst, der sich regte, hin und her baumelte, ungeduldig, unwillig, wie man so lange zaudern könne. Es war so gespenstisch. Sie riß die Augen auf, ob das baumelnde Ding nicht zur Ruhe käme durch ihr Stieren. Nun sprang sie empor, wie von einer Wut erfaßt

stürzte auf den Schlüssel los, um ihn anzuschreien, daß er sie in Ruhe lassen soll —

„Ich will — ich will — ich will keine Brandstifterin werden! Mutter Gottes im Himmel und alle Heiligen, steht mir bei! Bin ich denn nicht recht bei Sinnen? Macht mich all das Grübeln nicht noch verrückt? — Bin ich es nicht schon?“

Ja, mit der konvulsivischen Gebärde einer Wahnsinnigen streckte sie die Hand nach dem Schlüssel aus — was will sie? — ihn herabnehmen? — hineilen — die Kabuse in Brand stecken — ein Ende — nur ein Ende von all den Marterqualen!

Da dröhnte ein schwerer Tritt auf der Treppe, jemand tappte im Dunklen herauf. Doch nicht schon Blaumüller? Nein, sein Kommen war anders. Oft, wenn sie im Bette wachend lag, hörte sie, wie er sich betrunken heraufquälte, wie er stolperte, stürzte, nach der Thürklinke faßte, keuchend ins Zimmer hereinprallte.

Es waren nägelbeschlagene Kommißsohlen, deutlich hörte sie das Knirschen des Eisens auf dem Treppensand. Jetzt klopfte es an die Thür, sie ließ die Hand sinken —

„Herein!“

„'n Abend, Frau Schersant!“

Matthäus sagte Schersant statt Sergeant. Er war es. Was wollte der gute Kerl? Sie that verwundert, ihn zu dieser Stunde kommen zu sehen.

„Ich wollte nach den Lampen seh'n, Frau Schersant,“ stotterte er verlegen. „Die Gardine flog so im Wind, und ich hatte Angst, sie thät' anbrennen.“

Es war nicht deswegen, daß er gekommen war. Seine treuen Blauaugen in dem schmalen, gelblichen Gesicht baten sie, daß sie ihm wegen dieser Ausflucht nicht böse sein sollte.

Er war mit der Sonntagsgarnitur bekleidet und hatte das Faschinenmesser umgeschnallt; jetzt nahm er sich den Helm vom Kopf, sein sonst so widerspenstiges Haar war fest angestrichen und glänzte von Pomade. Er hatte heute am Festtag etwas auf seine Erscheinung verwandt.

„Sind Sie denn nicht drüben auf der Köbesburg?“ fragte sie, immer noch verwundert.

„Ich war dort, Frau Schersant.“

„Und es war nicht schön? Es gefiel Ihnen nicht?“

„Doch!“ nickte er und fuhr mit dem Aermel über das blanke Messing des Helmes.

„Tanzen Sie denn nicht, Matthäus?“

Die Frage kam ihm komisch vor. Er ward rot und zuckte mit den etwas noch vorn gebogenen Schultern.

„Na, Mädchen gibt es doch genug.“

Es that ihr so wohl, ihn jetzt da zu wissen, eine Menschenstimme, die ihr antwortete, statt der Gespenster ihrer Gedanken.

„Ich trink' nicht, ich rauch' nicht,“ sagte er ausweichend, „ich muß morgen um Fünf heraus, da geht man am besten bald in die Klappe.“

„Wieso denn um Fünf?“

„Bin doch zur Küche kommandiert, die andern wollen sich ausschlafen.“

Es war so selbstverständlich, daß Matthäus gerade an solchen Tagen in die Küche kommandiert wurde, damit die andern, die über Nacht getanzt und getrunken, sich ausschlafen könnten. Aber es war kein Ton der Klage in seiner Antwort — er ist es von Kind an so gewohnt, in alle Ecken geschoben zu werden. Er ist eine Waise, eine Mutter starb bei seiner Geburt im Krankenhaus, seinen Vater kannte er nicht — er hat immer und überall fürlieb nehmen müssen.

Sie wußte auch, weshalb er so früh die Köbesburg verlassen: die andern uzen und narren ihn, verleiden ihm jeden Schluck Bier mit ihren Neckereien, es ist schon besser für ihn, daß er in die Klappe geht!

Das aber ahnte sie nicht, weshalb er so spät am Abend heraufgetapft. Es hatte seinem braven Herzen keine Ruhe gelassen, sie an diesem Abend einsam und allein zu Hause zu wissen, sie, die immer gut und lieb mit ihm gewesen, die allein ihn verstand, ihm seine Ungeschicklichkeit nicht mit grausamen Neckereien vergalt, der er freiwillig, weil er es gern that, seine kleinen Dienste zur Verfügung stellte — der geheime Trieb, jemand, der ihm wohl will, mit Herz und Hand nach seinen Kräften dienend anzuhangen. Ja, es hatte ihm weh gethan, sie dort oben am Fenster sitzen zu sehen, während alle andern auf der Köbesburg juchzten und tollten. Um ihretwillen war er heraufgestiegen.

„Ist noch 'was zu besorgen, Frau Schersant?" fragte er, sich verlegen in der Stube umsehend. „Vielleicht Wasser zu holen?" Und er öffnete die Kammer, um nachzusehen. Der Eimer war voll. „Aber Kohlen für morgen früh?" Zögernd wies er nach dem leeren

Kohlenkasten. Und er trat näher, tappte mit der Hand über die Rundung des eisernen Ofens, der war eiskalt. Er nickte verständnisvoll für sich. Am Morgen hatte er schon einmal gefragt, ob er Kohlen holen soll.

„Nein!“ war die fast schroffe Antwort.

„Auch Petroleum ist nicht mehr da.“

„Nein!“

Später: Ob er Brot holen soll?

Wieder: „Nein!“ Diesmal so scharf, als schnitte sie ihm mit dem Messer alle weiteren Fragen ab.

Er verstand dies „Nein“. O, er ist nicht so dumm, wie sie ihn alle machen wollen! „Wir essen kein Brot, wir brennen kein Oel, weil wir kein Geld dazu haben —“ das bedeutet ihr „Nein“. Donnerwetter! (Fluchen hat er erst bei den Soldaten gelernt.) Donnerwetter, was ist denn das für eine Entsetzlichkeit! Ich, der Matthäus, habe doch mein warmes Bett und mein Kommißbrot und mein Traktement, und sie dort oben muß hungern und frieren!

Der Gedanke peinigte ihn während des ganzen Abends drüben im fröhlichen Gewühl der Köbesburg — und — und deshalb ist er gekommen!

„Setzen Sie sich doch, Matthäus, und erzählen Sie mir, wie es dort war,“ sagte Frau Blaumüller, um seine Aufmerksamkeit von dem leeren Kohlenkasten abzulenken.

Mit linkischer Bewegung ließ er sich auf dem Stuhle neben dem Ofen nieder, den Helm setzte er vor sich zwischen die großen Füße. Er verzweifelte daran, wie er das, was er vorhatte, fertig brächte. Und er erzählte, wie es in der Köbesburg zuging, vom Major,

von Seiner Excellenz und dessen hübscher junger Frau, die wie seine Tochter erscheint; von Frau Hubert und welches Furore die machte, auch von Funk, und daß der mit Frau Hubert getanzt.

„Ah —“ fuhr sie heraus; zerstreut hatte sie zugehört. Ein Schauder überfiel sie, wenn sie an vorhin dachte, wo sie im Begriff war, hinzueilen und ein königliches Gebäude anzuzünden — heute an Kaisers Geburtstag!

Es ärgerte ihn, daß er so weit von seinem Vorhaben abschweifte. Jetzt wußte er nichts mehr zu erzählen, und da, während sie sich gerade über den Fenstersims beugte und sich an dem einen Talglichte zu schaffen machte, nahm er sich Mut und platzte heraus.

„Frau Schersant,“ stotterte er, „Sie dürfen mir nicht bös sein, daß ich Ihnen damit komme. Hier ...“

Er hob sich auf der einen Seite und griff tief in die Tasche, aus der er ein schmutziges Lederbeutelchen hervorzerrte. „Ich wollte es schon längst thun und Ihnen das bißchen zum — zum Aufbewahren bringen ...“

Sein Gesicht strahlte vor Freude und Genugthuung, wie schlau er sich dennoch herausgezogen.

Sie starrte ihn verwundert an.

„Es ist nicht viel. Sie wissen, geschickt krieg' ich nichts, von nirgends her, und vom Traktement bleibt nichts übrig. Aber Sie haben mir doch öfter ein paar Groschen zugesteckt. Ich hab's verwahrt. Ich rauch' nicht, ich trink' nicht, ich weiß nicht, was ich damit soll. Hier, nehmen Sie es doch zum — Aufbewahren.“

Er war glührot ob der Heuchelei. „Bitte, Frau Schersant — dem Herrn Schersant aber nichts davon zu sagen.“

Immer noch hielt er das Beutelchen nach ihr hin. Ein paar Augenblicke lang zuckte es ihr in den Fingern, zuzugreifen. Sofort schämte sie sich. Der Strohhalm war wieder gar zu erbärmlich! Es konnte höchstens ein Thaler sein, den er sich zusammengespart! So weit also sind sie gesunken, daß der ärmste aller Füsiliere kommen muß, um ihnen die paar kümmerlichen Groschen die er sich am Munde abgespart, als Almosen anzubieten!

Eine Wut schoß ihr heraus: „Was soll das heißen, Matthäus? Sind Sie verrückt? Ich brauch' Ihr Geld nicht! Was nehmen Sie sich heraus? Schaffen Sie sich einen eisernen Spind an, um Ihre Schätze aufzubewahren, oder tragen Sie sie zum Bankier Oppenheim! Sofort stecken Sie das Ding weg!“

Es war ein so harter, herrischer Ton, den er sonst nie an ihr gekannt. Er fuhr zusammen, ängstlich zwinkerten seine Augen, und er suchte so schnell als möglich das Säckchen einzustecken, fand aber in seiner Verwirrung die Tasche nicht gleich.

„Seien Sie — nicht — bös!“ stammelte er kläglich.

Und er erhob sich und schritt, ohne ein Wort zu sagen, nach der Thür, sah sich nicht einmal um. Eine Thräne perlte über seine hagere Wange hernieder, die wollte er wenigstens verstecken. So tappte er mit seinen plumpen Stiefeln die Treppe hinunter und begab sich

auf seine Stube, wo er sich beim Schein des Transparentes, das noch brannte, zu Bett legte.

Ihm war so unaussprechlich weh hier in der Brust. Sie wollten sein Geld nicht einmal! Zu Brot und Kohlen und Petroleum hätte es doch gereicht — aber selbst sein Geld taugt nichts, wie nichts an ihm taugt! Er ist so erbärmlich überflüssig überall!

Ende des ersten Bandes.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Vierzehnter Jahrgang. Band 18.

Die schöne Helena.

Roman in zwei Bänden

von

Alexander Baron von Roberts.

Zweiter Band.



Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1898.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Schlüssel.

Blaumüller war erst beim Morgengrauen erschienen; zwei Kameraden, selbst der Unterstützung bedürftig, hatten die schwere, völlig besinnungslose Masse mit viel Lärm und Gelächter und komischen Flüchen die Treppe heraufgewälzt. „Es ist nun einmal Kaisers Geburtstag, Frau Blaumüller!" lallten sie und verlangten noch Kaffee „zum Niederschlagen". Murrend torkelten sie wieder die Treppe hinab — „daß man für die richtige Ablieferung des Frachtstückes nicht einmal eine Tasse Kaffee vorgesetzt kriegt!"

Der Betrunkene war wie ein Sack auf das Bett gesunken; wie ein Sack lag er da den ganzen Tag über, ohne zu erwachen. Immer wieder stand seine Frau vor dem Bett und stierte ihn an und horchte auf das An- und Abschwellen seines schwülen Atems. Doch kein Ausdruck des Abscheues oder des Unwillens in ihrem fahlen, übernächtigten Antlitz. Die Krankheit hatte einfach ihren höchsten Stand erreicht, es war die Krisis — eine Wendung muß und wird kommen! Immer noch entschuldigte sie ihn wegen des Vergehens, wie

eine schwache Mutter, die ihren Liebling gegen die grausame Schulstrenge in Schutz nimmt. Ja, sie freute sich fast über seinen wüsten Schlaf — so ist er doch wenigstens nicht so wehrlos gegen die eigenen Gedanken!

Gegen Mittag schickte der Hauptmann nach ihm. Sie ließ sagen, daß ihr Mann sich nicht wohl befände; die Ordonnanz hatte Mühe, ein Grinsen zu unterdrücken — man kennt schon das Unwohlsein des Sergeanten in der Kaserne! Gleich fiel ihr ein, und sie war so militärisch geschult, daß es eine solche Entschuldigung nicht gäbe. Sie rief der Ordonnanz die Treppe hinab nach, ihr Mann solle krank gemeldet werden! Mochten sie denken, was sie wollten!

Eine Weile darauf erschien der Zanitätsrat, zappelig wie immer, wie vom Wind hereingeweht. Wie es geht? Was sie macht? Wie sie gestern den Tag verbracht? Er selbst hat so viel zu thun und muß sogleich wieder eilen! Die Erinnerung an Fränzchens Tod, den er doch verschuldet, störte ihn nicht in seiner Unbefangenheit; im Gegenteil, er trug es Blaumüllers immer noch nach, daß sie damals in der letzten Stunde den Stabsarzt gerufen — wenn sie bei seiner Behandlung geblieben, so wäre das Unglück nicht eingetroffen.

„Nun, unser Patient?“

Er sei vom Arzt geschickt, um die Krankheit dienstlich zu untersuchen, meldete er feierlich. Er setzte den Kneifer auf und trat ans Lager; obgleich er genau wußte, um was es sich handelte, und sich nachher ins Fäustchen lachte, begann er den Fall mit dem wichtigsten Air, die Augen weit aufgerissen, nach der peinlichen

Doktorschablone zu untersuchen. Er befühlte den Puls mit emporgehobener Nase, tastete an dem Körper herum, stieß ein paar bedeutungsvolle „Hm, hm!“ heraus und preßte die bartlosen Lippen wichtig zusammen.

„Ein — hundert — sechs — und siebzig —“ murmelte der Kranke im Schlaf.

Frau Blaumüller erschrak: es sind die Stiefel, die er im Schlafe zählt!

„Er phantasiert,“ sagte der Sanitätsrat wichtig. Diesmal konnte er ein leichtes ironisches Lächeln seiner Mundwinkel nicht unterdrücken. Gleich fiel er wieder in seine Rolle und, den Kneifer von der Nase schüttelnd, warf er die beiden schönen lateinischen Worte hin: „Temulentia strenua.“

Einen Augenblick stutzte sie vor dem Latein.

„Wir werden ihm, wenn er aufwacht, eine Tasse schwarzen Kaffee zu trinken geben,“ sagte jener, nach seiner Mütze und dem Cigarrenstummel greifend, der an der Tischkante einen senkrechten Qualmfaden emporsandte. „Kalte Umschläge auf die Stirn können nichts schaden!“

Da ward ihr erst die Komödie offenbar. Wetter nochmal! Sie hat keine Lust zu scherzen! „Betrunken ist er! Betrunken! Machen Sie doch keine Faxen!“ rief sie zornig.

Er hob Schultern und Augenbrauen: „Nennen Sie es, wie Sie wollen! Wir nennen es: Temulentia strenua — ich werde akuten Magenkatarrh in den Rapport schreiben — wünsche gute Besserung! Morgen!“ Und fort flatterte er, die Treppe hinab.

„Welch ein entsetzlicher Komödiant!“ rief sie laut für sich.

Später am Nachmittag stellte sich Unteroffizier Kleinert ein. Sein borstiges, rotgedrungenes Gesicht platzte fast vor übermütiger Fröhlichkeit. Lachend stolperte er in die Stube, sein Schritt war nicht ganz fest. Er hätte einfach nicht geschlafen, einfach durchgekneipt. Das sei das Beste — einen Rausch mit dem andern totschlagen!

„Holla, alter Junge!“ Er rüttelte Blaumüller an den Schultern. Der wälzte sich mit einem ungeheuren Seufzer nach der Wandseite hin. „Das war Ihnen eine Kneiperei, Frau Blaumüller! Alle Hagel nochmal! Aber wie kann man sich nur ins Bett legen wie ein Mädchen? Heda! ’rraus!“ Er ahmte den langschnarrenden Herausruf der Wachtposten nach.

„Lassen Sie ihn doch schlafen!“ wehrte sie unwirsch.

Er rückte endlich mit dem Zweck seines Kommens heraus. Er solle Blaumüller vertreten. Die Sonntagssachen seien auf der Kammer abzugeben, und er wolle den Schlüssel holen. Am Mittag sei die Nachricht gekommen, daß am 26. die Musterung beginne. „Natürlich haben sie alle den Koller bekommen, der Feldwebel ist aus dem Häuschen, der Angstmeier, der Hauptmann, steht auf dem Kopf. Blaumüller wird sich freuen, wenn er aufwacht.“

Und während er den Kammerschlüssel in der Hand hin und her drehte, erzählte er ihr von gestern, kam dann auf frühere Räusche zu sprechen — o, er hatte einmal zwei Tage und zwei Nächte an einem zu verschlafen

gehabt. „Wenn Ihr Mann gescheit ist, so verschnarcht er die ganze Schinderei!"

Sie war so erschrocken. Die Musterung vor der Thür — jetzt ist es Zeit! Kein Zaudern mehr — heut muß es geschehen! Es ist alles günstig für die Ausführung. Blaumüller liegt dienstlich krank gemeldet zu Bett, ein Verdacht kann nicht auf ihn fallen; ein andrer, sein Stellvertreter, hat in der Kammer mit den Mannschaften zu thun, und die stecken alle noch halb im Rausch; heute oder nie kann man den Zufall hereinziehen, der aus der Pfeife eines der Soldaten einen Funken abspringen läßt in das Werg hinein. Wer will es nachweisen? Wohlan denn!

Die Kniee bebten ihr eine Weile so heftig, daß sie sich niederlassen mußte. Und so saß sie auf einem Schemel an die Wand hingedrückt, die Hände schlaff im Schoß, den Kopf mit stierenden Augen vorgebeugt, und wartete. Nichts als das schwüle Atmen des Betrunkenen und das fiebernde Pochen ihres eigenen Herzens. Jetzt befiel sie ein Schüttelfrost und ihre Glieder flogen so heftig, daß sie meinte, sie müßte vom Stuhl herunterfallen. Sie hatte aufstehen und sich ein Tuch holen wollen, aber sie fühlte sich wie gelähmt, nicht so viel Energie, um sich zu erheben. Sie wünschte, diese Lähmung hielte an, oder sie fiele wirklich schwerkrank vom Stuhle, oder es käme sonst etwas, oder es träte jemand dazwischen, alles, das sie verhindern müßte, die That auszuführen. Schon genug, daß er dort im Bette aufwachte, sie mit seinen Augen ansähe und sie, wenn sie sich entfernte, fragen würde, wohin sie wollte.

Sie hätte dann nicht den Mut, hinzugehen und das Verbrechen auszuführen. Doch er schlief so fest und sie kannte solchen Schlaf.

Es waren Stunden vergangen und die Dämmerung brach herein. Man muß die Nacht abwarten, damit man sicher ist, nicht gesehen oder gar an der Stelle ertappt zu werden! Auch da schien noch äußerste Vorsicht geboten, denn es war Mondschein, der Wind hatte die schwere Wolkendecke von gestern aufgerollt, immer weißer und deutlicher zeichnete sich das lang ausgestreckte Rechteck des Fensters auf der Diele.

Plötzlich — jetzt erst fiel ihr ein, daß der Schlüssel ja nicht zurück war. Also konnte das nicht einmal geschehen! Wie in einem ungeheuren Jubel der Erlösung sprang sie auf. Gott im Himmel sei gedankt, er hat's nicht gewollt, daß es geschah! Eine seltsame Rührung kam über sie und sie ließ ihre Thränen stürzen.

Kleinert hatte es einfach vergessen, den Schlüssel zurückzubringen; er saß wohl drüben bei Mutter Kilo und hatte es beim Bier verbummelt: — auch morgen ist ja noch Zeit genug.

Der Schlüssel kam immer noch nicht. Ihre Angst steigerte sich — — wenn er dennoch gebracht würde!

Wenn unten eine Thür ging oder sich ein Tritt auf der Treppe hören ließ, so zuckte sie zusammen. Von dem Schlüssel wird es also abhängen, ob es geschehen soll! Heiligste Mutter Gottes, führe mich nicht in Versuchung!

Die fünfte Compagnie blies gerade das Ende des Unterrichts, es mochte sieben Uhr sein, da stolperte man

die Treppe herauf. Das „Herein!“ erstickte ihr in der Kehle.

„Eine schöne Empfehlung von Herrn Unteroffizier Kleinert und da wäre der Schlüssel,“ sagte der eintretende Soldat. Und er konnte, während er wieder hinabstolperte, nicht begreifen, warum die Frau ihm den Schlüssel so gewaltsam aus der Hand gerissen, warum sie ihm mit so schreckhaften Augen ins Gesicht gestiert.

Nun ist alles vorbei! — Es ist keine Rettung vor der That! Es muß geschehen! Der Teufel will es!

Sonderbar; nun, da die That unwiderruflich feststand, verflog all die Aufregung dieser Stunden — eiseskühl überlegte sie. Es ist also besser, gleich hinzueilen. Eben noch hatte der Soldat sie zu Hause angetroffen, mithin konnte sie dies „zu Hause“ bezeugen lassen. Auch war es nicht gut, wenn sie später auf ihrem Gang gesehen würde.

Sie schlug ihr Tuch um Kopf und Schultern und schlich hinab, ohne noch einen Blick auf das Bett zu werfen. Jetzt will sie nicht mehr gehindert werden! Niemand begegnete ihr, als sie das Haus verließ; es ging alles gut. Sie nahm nicht den direkten Weg an dem Wall der Kurtine entlang nach dem Nachbarbastion, aus Furcht, dort etwa getroffen zu werden. Auf einem Umweg durch ein paar Gassen erreichte sie erst das letztere.

An der Ecke des Plankenzaunes stand sie nun und wartete, ehe sie die Wallstraße überschritt. Der Posten, der seiner Instruktion gemäß um das Pulverhaus patrouillierte, mußte erst um die Ecke sein; später,

wenn sie die Wallstraße passiert, war ihm die Sicht auf den Montierungsschuppen durch einen andern, einen Palissadenschuppen, verdeckt.

Eine verräterische Helle übergoß den Wall, die Schuppen und das Innere des Hofes; die tiefdunklen Rasenflächen zeichneten sich scharf ab neben den grell beleuchteten. Die Dächer der Schuppen schimmerten weiß wie von frischgefallenem Schnee; die Lattenwände des Palissadenschuppens, die neu geteert waren, glänzten wie Metall, und dort über dem Pulvermagazin funkelten zweien Sternen gleich, die vergoldeten Spitzen der Blitzableiter.

Doch gerade die Helle war gut. Da würde der Posten nichts bemerken, solange die Flamme nicht zum Dach herausschlüge. Noch günstiger war der Wind, der allerlei Rumor und Geräusch vollführte. Mit Säuseln und Flüstern strich er über das Gräserwerk der Wallkrone, jenseit derselben hörte man ihn mit einer dumpfen Wut zwischen den Mauern des Grabens dahersausen; dort verfing er sich heulend in einer offenen Hohltraverse, hier machte er zwischen den Palissadenstapeln eine unheimliche Musik; ein Laden des Montierungsschuppens klapperte, irgendwo girrte ein losgerissenes Stück Dachblech.

Jetzt schnell über die Straße hingehuscht — gleich verschlang sie die tiefschwarze Nacht, die in der engen Gasse zwischen den beiden Schuppen lagerte. Eiskalt hauchte ihr hier der Wind wie in einem Schlot entgegen, uud als gälte es gegen eine körperliche Macht anzukämpfen, drang sie mühsam gegen die Thüre der

Montierungskammer vor, die am Ende der schmalen Gasse im Mondschein leuchtete. Hochatmend, wie nach einer großen Anstrengung, stand sie vor der Thür, die Augen stier auf die winzige schwarze Oeffnung des Schlüsselloches gerichtet.

Auch da drinnen im Schuppen rumorten allerlei gespenstische Laute — wohl der Wind, der sich durch ein paar Spalten der leichtgezimmerten Holzwände hindurchzwängte — doch klang es wie menschliches Stöhnen und Seufzen — jetzt winselte es deutlich. Und es schien ihr, als wäre das Schlüsselloch der Mund, der ihr all die unheimlichen Laute zuraunte — ja, sie fühlte den Hauch dieses Raunens.

Jetzt wurden von der Wallstraße her Tritte hörbar. Sofort flüchtete sie um die Ecke des Schuppens, hinter dem zerfallenen Lattenwerk der Laube Schutz suchend. Und dort hielt sie und lauschte. Es war die Ablösung für den Posten. „Halt — Ablösung vor!“ dröhnte es laut, mit dem dumpfen Klirren der salutierenden Gewehre. Gleich darauf schallten die Tritte wieder näher, von dienstwidrigem Geplauder begleitet.

Sie wartete, bis die Tritte völlig in der Ferne verschwunden waren. Vor ihr lag die Oede des vom bleichen Mondlicht bedeckten Bastionshofes. Und sie gedachte der sonnigen Sommertage, da das summende Bienenvolk über dem würzig duftenden Blumenwerk wogte und das herzerquickende Jauchzen ihres kleinen Knaben dort im hohen Grase das Echo der Wallhügel zu so fröhlichem Leben weckte. Doch es ist jetzt keine Zeit für Thränen und Rückwärtsgedanken!

Sie hatte sich wie körperlich losgerissen von diesen wehmütigen Erinnerungen; jetzt hatte sie das Schloß geöffnet und stand im Innern des Schuppens. Das heftige Girren des schadhaften Dachbleches deckte das Geräusch der Thür.

Hier innen dämmerte es bläulich; der eine Laden war nicht befestigt, langsam, leise ächzend schwankte er auf und zu, die Dämmerung abwechselnd vertiefend und erhellend. Ueberall von den Wänden schimmerten die Lichtkanten der Metallbeschläge; sie konnte alles ganz deutlich unterscheiden, selbst die Täfelchen an den Kleiderstapeln. Vorsichtig, auf den Fußspitzen, tastete sie weiter, jetzt hielt sie wieder — an der einen Wand raschelte und knisterte es — ein ganz seltsamer Gedanke durchrieselte sie wie ein Schauer: ob vielleicht das Schicksal ihr zuvorgekommen, ob es barmherzig gewesen, und der Zufall in Gestalt eines glühenden Tabakkornes, das der Pfeife eines Soldaten heute nachmittag entfallen, das Werk statt ihrer vollführt hatte? Mit gierigem Atemzug roch sie — es war doch Brenzliches in der Luft!

Dann hörte sie feine Pfötchen unter den hohlen Dielen trippeln, ein dünnes Pfeifen ließ sich vernehmen — ah, es waren ja nur die Mäuse, die das Rascheln und Knistern soeben verursacht!

Dort auf dem Tische leuchtete das große weiße Viereck des aufgeschlagenen Kammerbuches; in der Ecke, an der Trennungswand schimmerten die Werghaufen. Schon hatte sie das Buch ergriffen, um es auf den Haufen hinzulegen, damit es am ersten von den Flammen erfaßt würde — gleich ließ sie es wieder auf den Tisch

gleiten: wenn die That nur halb gelänge und das Werg nicht helles Feuer finge, so könnte man das Buch dort finden! — Ah, die Flammen werden sich schon dehnen und recken und das Buch ergreifen, sie werden es mit ihren gierigen Armen schon ersticken — nur Geduld — bald ist der entsetzliche Schandfleck mit dem Rauch verflogen!

Ihre zitternde Hand wühlte in der Tasche nach der Streichholzdose, die sie doch gewiß vorhin eingesteckt — oder nur wollen? — nein, da ist sie!

Plötzlich heulte ein Windstoß daher, und der Laden schlug donnernd in den Rahmen, es war, als zitterte der ganze Schuppen. Alle Lichtkanten ausgelöscht, nichts als die grabdunkle Nacht; sie selbst bebte an allen Gliedern, aus weit aufgerissenen Augen stierte sie in das entsetzliche Dunkel hinein.

Plötzlich glühte etwas auf dem Tisch, dort an der Stelle, wo das Buch lag. Ein runder, matt phosphorisch schillernder Punkt, der sie anglotzt. Ist es der Schandfleck im Buch, der zu einem Auge geworden? — Ist sie bei Sinnen? — Heilige Mutter Gottes, was ist denn das für ein Auge?

Licht! Licht!

Sie riß die Schachtel auf und strich mit zitternder Hand ein Hölzchen an, zwei — drei — endlich zischelte die blaue Flamme. Auf dem Kammerbuch stand Mamsell, die Pfoten lang aufgestemmt, mit gekrümmtem Buckel, das Maul zum Miauen geöffnet, und ihr einziges Auge stierte sie an, grünlich, mit dem ovalen dunklen Schlitz der Pupille.

„Was, du hier, Mamsell?“

Sie will keinen Zeugen! Sie braucht keinen Zeugen! Selbst nicht die Katze da! Eine Wut ergriff sie gegen das Tier: „Willst du fort — Biest!“ kreischte sie.

Und das Tier hatte bis dahin nur Schmeichelnamen von ihr gehört; war es doch Fränzchens Liebling gewesen.

Jetzt löschte die Flamme wieder aus, und das glimmende Stengelchen fiel zu Boden. Gleich in der Dunkelheit war das phosphorisch leuchtende Auge wieder da, das sie so gespenstisch anstierte.

Teufel, will das dumme Tier sie an ihrem Vorhaben hindern? Weg damit! In einem blinden Zornanfall fuhr sie gegen den leuchtenden Punkt, packte die Katze mit den Händen und schleuderte sie mit aller Macht weithin auf den Boden.

Ein jämmerliches Klagegeschrei gellte durch den Raum. Eine kurze Weile stand sie regungslos da, wie gelähmt von den entsetzlichen Tönen. Das Tier wird noch die ganze Gegend alarmieren mit seinem Geschrei — hätte sie es doch gleich erwürgt!

Auf! Es ist keine Zeit zu verlieren!

Rasch zündete sie ein neues Streichhölzchen an, fiel in die Kniee, wühlte in dem Werg — jetzt knisterte das fettige Zeug — flackernder Schein der aufzischelnden Flamme huschte durch den Raum — aus einer Ecke hinter einem der Kleiderstapel her kam das Winseln der verwundeten Katze.

Ein Entsetzen durchschauerte sie, sie taumelte empor, wankend und tastend wie ein Schwertrunkener stürzte sie davon.

Sechzehntes Kapitel.

Weißt du noch, damals?

Wird sie kommen? Mit keinem Blick, mit keinem Zucken einer Miene hatte Lena ja gesagt, als sie dort auf der Köbesburg vor seinem Drängen davonhuschte. Funk hatte sich längst vor Acht auf dem Kurtinenweg zwischen den beiden Bastionen eingefunden, um sie hier zu erwarten, denn das Pulvermagazin, das er ursprünglich als Ort des Rendezvous vorgeschlagen, war des Postens wegen und zumal bei der Mondhelle doch nicht geheuer. Aufgeregt eilte er droben auf dem Wallgang hin und her, zwischen den schwarzen Ahornstämmen, die den hinteren Wallrand bestanden, nach ihr ausspähend. Wenn sie kommt, so bedeutet das Triumph für ihn — es bedeutet Rache — aber das Gefühl der Rache würde gewiß von dem leidenschaftlichen Jauchzen seines Herzens übertönt werden!

Soll sie gehen? Den ganzen Tag schwankte sie mit dem Entschluß. Es muß sein — sie will Klarheit haben, ob der Feldwebel zu retten oder nicht! Und wenn wirklich das Fünkchen der Zauberkünstler ist, für den er sich ausgibt, so soll er diesmal sein Meisterstück loslassen! Man muß ihn überzaubern! Der Zweck heiligt das Mittel! Bah, was für ein Verbrechen!

Dann dachte sie wieder an die alten Zeiten und die jüngsten Qualen, die ihr Herz in dem Banne seiner verhängnisvollen Nähe erduldet, und ihr ward bange.

Bah, sie fürchtet sich doch nicht etwa vor ihm — oder gar vor sich selber? Die schöne Helena!

Hubert hatte sich den Tag über mürrisch herumgedrückt im Kampfe mit seinem körperlichen Jammer, den er nicht zugestehen wollte; man sah es ihm an, wie seine Gedanken in dem grauen Elend wühlten. Aber kein Wort der Verwünschung oder der Klage heute. Sie war sanft gegen ihn, er wehrte stumm ihre Annäherung ab. Sie konnte es zuletzt nicht mehr ansehen. „Wart', ich helf' dir!" rief sie in sich hinein und beschloß hinzugehen.

Sie schützte eine Besorgung vor. Er werde sich derweilen schlafen legen, knurrte er — schlafen sei das Beste — es gäbe freilich noch Besseres . . .

Sie hielt vor dem Spiegel, um ihr bordeauxbraunes Kapothütchen, das sie so reizend kleidete, zurechtzusetzen. Was, sie will doch keine Eroberung machen? Deswegen geht sie doch nicht hin! Weg damit! Gleich nahm sie das Hütchen vom Kopf und legte eine duftig weiße Wollenkapuze an, die ihr dunkles Gesicht erst recht verlockend umrahmte. Was konnte sie für ihr Aussehen? —

Endlich sah Funk sie kommen; sie schien wie in Hast und Angst, gleich einem aufgescheuchten Vogel daherzufliegen. Er stürzte die Böschung herab auf den hellbeschienenen Weg.

„Um Gottes willen, ich hab' Sie nur aus Zufall getroffen —" rief sie ihm atemlos entgegen. „Er schlägt mich tot!"

„Nun, nun, er wird nicht gleich — zum Tot-

schlagen gehören zwei: einer, der still hält — Schönen guten Abend übrigens!" Und in seiner gewandten Schwerenötermanier machte er ein halb ironisches Kompliment. — „Ich dächt', wir sagten uns zum wenigsten guten Abend, Len'! Du bist gelaufen?"

„Um Gottes willen — du! Nicht du, ich bitt' dich!" flehte sie, und sie schrak fast zurück vor dem lüstern verliebten Lächeln, mit dem er sich an ihrem vom Monde erleuchteten Gesichtchen weidete.

„Mir recht!" warf er nachlässig hin. „Also ‚Sie' und ‚gnädige Frau'. Darf ich Ihnen den Arm reichen, Frau Sergeant?"

„Ich mein', was wir zu sagen hätten, das ginge auch ohne einzuhenkeln," wehrte sie. „Puh, die Beleuchtung! Warum hast du die Extralamp' da droben anzünden lassen?"

Der Scherz kam etwas gezwungen heraus.

„Man könnt' eine Stecknadel finden," fuhr sie fort. Und sie wies auf den Weg vor ihnen, der weiß erglänzte.

„Na, die Mauer da hat doch keine Augen — seit wann bist du denn so ängstlich?"

„Komm, wir wollen da hinauf!"

Sie wies auf den Wallgang, wo man sich hinter den dicken Ahornstämmen verbergen könnte, wenn jemand käme.

„Mir recht!"

Gleich beim Betreten des nur mannsbreiten Pfades stolperte sie, er reichte ihr die Hand, um sie heraufzuziehen.

„Vorspann! Jüh!“ rief er laut.

„Pscht! Mach doch kein so Spektakel!“ Wieder war die Angst von vorhin da. „Wenn es jemand hört!“

Oben hielt er ihre Hand noch in der seinen — und seine Augen, seine gefährlichen Augen, die sich in die ihren zu bohren versuchten. Sie riß sich los und stürmte mit ein paar Schritten die Böschung zur Geschützbank hinan, von wo sie über die Wallkrone schaute. „Jömmich, wie schön!“ rief sie.

Das Vorland verschwamm in einem magischen, silbern glänzenden Dämmerlicht; hie und da gleißten die Flächen von Schieferdächern herüber; dort wälzte sich die weiße Schlange eines Lokomotivdampfes durch den Silberdunst, doch das Wehen des Windes, der über die Ebene hinfegte, verschlang das Geräusch der Räder. Die schwarzen Baummassen der Glacispflanzung bewegten sich schwankend, mit ungeheurem Rauschen.

Er stand neben ihr. „Jömmich, du hast recht!“ sagte er ironisch nickend. Ganz leise legte er den Arm um ihre Taille.

Plötzlich fuhr sie herum: „Wenn du die Dummereien nicht läßt, Fünkchen, so — so —“

Sie stand da, die flache Hand drohend ausgestreckt, wie zu einer Ohrfeige ausholend, und ihre Augen blitzten ihn an. „Du weißt, ich mach' kurzen Prozeß, du wärst der erste nicht!“

Er lachte, reckte sein Antlitz dicht bis zu dem ihren: „Hier, man muß gegen Damen gefällig sein! Hau zu!“

Sie lachte ebenfalls und ließ die Hand sinken.

Gleich aber ward sie sich wieder bewußt, weshalb sie gekommen.

„Ich hab' nit viel Zeit. Lassen wir den Schnickschnack! Komm, reden wir wie zwei Landsleut'!"

„Wie es der gnädigen Frau gefällig! Hast du Nachricht von Haus?"

„Na überhaupt, nix mehr von der Duzerei. Was fällt Ihnen ein?"

„Ach so! Wie die gnädige Frau befehlen! Ich mein', das Duzen fiel Ihnen schwerer als dir das Siezen. Aber mir recht! Also Sie!"

„Ich hatte gestern einen Brief aus Poll," begann sie, als sie auf dem Wallgang dahinschlenderten. „Weißt du — wissen Sie schon, Herr Funk, daß Benders Milla tot ist? Sie hat doch vor einem Jahr geheiratet, und ihre Schwester, die Stien, starb doch erst vorigen Herbst."

„O —" Ein wirklicher Ton des Beileids entfuhr ihm, denn Benders Milla war ihr gemeinsamer Spielkamerad gewesen.

Damit waren sie wieder im Bann der Heimat. Zuerst, wie es ihrer Mutter ginge?

„O, passabel," und Lena seufzte — sie hatte zu Kaisers Geburtstag kommen sollen, aber es war besser, sie blieb weg — seinetwegen!

Sie sprach von Hubert nur mit „er". Wie es denn seinen Eltern ginge?

„O, gut," doch zuckte er mit der Schulter, und das „Gut" kam so klein heraus. Nach einer Pause berichtete er, daß sie ihr Haus verkauft und von Poll weggezogen wären. Sie hatte schon davon gehört.

Und er begann nun, ihr sein Herz auszuschütten. Seine Familie ginge immer mehr zurück — „ich hätte wohl was andres thun sollen, als Soldat spielen!" Es war eine Anklage gegen sich selbst, daß er so ohnmächtig war, den Verfall der Familie aufzuhalten.

Eine Pause. Dann, um den düsteren Ton zu bannen, der gewiß nicht hierher gehörte, brachte er etwas Lustiges aufs Tapet. „Weißt du schon, der alte Toujours-Neres hat geheiratet."

„Nicht möglich!" rief sie mit aufgehelltem Antlitz. Er war der Pächter der Poller Ponte, ein drolliger, knorriger Kauz, der das Wetter für die Umgegend machte und seiner französischen Brocken wegen, die er aus der rheinischen Franzosenzeit bewahrte, den obigen Beinamen trug. Der häßliche, eingehutzelte Mann hatte wahrhaftig ein junges, neunzehnjähriges Ding geheiratet.

„Sie fuhr jeden Tag zweimal mit der Ponte — daher!" erläuterte Funk.

Beide lachten sie — wie war es möglich! Gott, was hatten sie den zappeligen Kerl, der gleich vor Zorn sprühte, gehänselt und bis aufs Blut gepeinigt. Hundertmal hatte er ihnen gedroht, die nichtsnutzige Brut in den Rhein zu werfen. Und das gab den Ausgang zu andern Erinnerungen. „Weißt du noch, damals — weißt du noch, da und da . . ." Das vertrauliche „Du" schlüpfte immer wieder in das Gespräch. Sie überboten sich in der Aufführung all der Streiche und Abenteuer, die sie beide Wildfange zusammen ausgeführt.

„Ach ja, damals . . .“ entfuhr es ihr plötzlich mit einem tiefen Seufzer. Sie waren an dem Ende der Kurtine angelangt. Unten lag in der bleichen Helle der Bastionshof mit seinen Schuppen. Der Anblick der letzteren schien die junge Frau plötzlich in den häßlichen Alltag zurückzureißen; dort war auch die Traverse, an deren Böschung Hubert ihr den Zusammensturz ihrer Hoffnungen mitgeteilt. Gerade jetzt zog ein Wolkenballen über den Mond hin, dunkelgrau, mit hellen Rändern, ein fahler, unheimlich gefärbter Schatten verzehrte die Lichtflächen, und all der fröhliche Glanz, der aus ihrer gemeinsamen Kinderzeit heraufleuchtete, schien plötzlich wie mit brutaler Hand hinweggewischt.

Es schauerte sie, als empfände sie jetzt erst das durchdringende Wehen des Windes. „Es ist kalt hier oben, komm!“

Die Schultern enger in das Tuch schmiegend, lenkte sie ihre Schritte nach der Wallrampe, die in den Bastionshof hinableitete. Leise schüttelte sie den Kopf, wie in einem Unwillen, daß sie die kostbare Zeit mit solchen Lappalien vergeudet hatten. Setzt man sich deswegen der Gefahr aus, von „ihm“ totgeschlagen zu werden, um von Kindereien zu plaudern? Weshalb ist sie denn gekommen?

„Funk,“ sagte sie, als sie unten angekommen waren — nicht „Fünkchen“ wie vorhin — „Funk, du weißt, worum es sich handelt. Gestern auf dem Ball war die Red' vom Feldwebel. Jetzt mach' Ernst und sag', was du weißt und was du meinst, daß zu machen ist.“

Er kniff das rechte Auge ein und zwirbelte an der

Spitze seines Schnurrbärtchens. „Hm!“ machte er. „Ihr thätet gern Feldwebel spielen — lassen wir 'mal sehn, was zu machen ist!“ Er wollte sein großthuerisches Air aufsetzen, das gelang ihm nicht, und der langverhaltene Grimm fuhr heraus: „Zuerst laß ich mich in Stücke hauen — lieg' drei Monate im Lazarett — und als ich herauskomm', wer ist heidi? — Natürlich die Len'! Na wart'!“

Sie senkte den Kopf und sagte nichts.

„Und da soll ich helfen, wo ihr in der Patsche sitzt! Teufel nochmal, jetzt bin ich fieß! Tacferment nochmal, helft euch doch selber!“

„Hätt'st mich doch nicht heiraten können,“ warf sie gedämpft hin. „Was hätt' es genützt?“ Dann den Kopf trotzig in die Höhe werfend: „Du weißt ja noch nicht 'mal, ob ich dich genommen hätt', wenn du mich gefragt.“

„Heiraten — heiraten —“ höhnte er. „Als ob ihr die Seligkeit mit Eßlöffeln freßt! Und doch nichts als Schinderei und Hungerleiderei. Nachher schreit ihr! Sag', bist du denn glücklich?“

„Wer sagt dir, daß ich nicht glücklich?“ brauste sie auf.

„Du wirst mir doch das nicht weismachen! Ich brauch' dich nur anzuseh'n. Guck' mir doch frei in die Augen!“

„Ich will nicht! Was geht es dich an, ob ich glücklich oder nicht!“ Feindlich drohten die Runzeln zwischen ihren Brauen, sie war stehen geblieben und stapfte mit dem Fuß auf den Boden. „Weißt du was,

deswegen bin ich nicht hergemacht, um dir Red' zu stehn. Ich will wissen, ob du mir helfen willst wegen dem Feldwebel, oder ob du's nicht willst! Dann sag's strack heraus!"

„Aha, Vögelchen — nun ist das Fünkchen gut genug! Wenn ich euch nun einen Strich machen thät' — ich hätt' gute Lust dazu!"

„Du bist mein Landsmann — das thust du nicht," lenkte sie ein.

„Ja wart', so billig geb' ich den Titel nicht her! Was krieg' ich, wenn ich helf?"

Er biß sich in die Unterlippe, lüstern funkelten seine Augen.

„Was? Was du kriegst?"

Eine Röte schoß über ihr Antlitz, sie hatte von dergleichen gehört: Weiber, die sich für ihren Mann mit ihrer Ehre opfern ...

„Pfui, schäm' dich!" rief sie nach einer Pause. „Ich geh'! Ich brauch' deine Hilfe nicht!"

Und sie wandte sich nach dem Schuppen hin.

„Len'! — Lena!" rief er ihr nach. Gleich war er wieder an ihrer Seite.

„Schrei nicht so!" herrschte sie ihn an. „Laß mich!" Und mit wütender Gebärde hüllte sie die Schultern ins Tuch.

Wenn sie jetzt ginge, so würde sich keine zweite so günstige Gelegenheit mehr erhaschen lassen — wohlan denn! Das Blut kochte in ihm auf.

„Komm, Len'!" flüsterte er an ihrer Seite. „Du hast recht, wir wollen als Landsleut' zusammenhalten.

Ich will dir helfen, was ich kann — aber ich muß dir offen heraussagen, viel wird es nicht sein! Man will — ihm nicht gut. Ich kann nichts dafür, wenn sie alle verrückt sind und meinen, ich hätt' das Bataillon in der Hand und könnt' nur so die Feldwebel auf- und absetzen. Ich werd' doch nicht nein sagen, ich könnt' nix — so dumm! Aber dir muß ich die Wahrheit sagen!"

„Wetter nochmal, was bist du für ein Großmaul!" fuhr sie ihn an.

„Ich sag' dir ja, die andern wollen es so. . . . Komm, sei ruhig, laß dich trösten."

Sie starrte ihn feindlich an, doch um ihre Augen zuckte es, und ihre Lippen bebten. Plötzlich schlug sie die Hand vor das Gesicht. „Also nichts — nichts!" rief sie schrill. Jetzt erst fühlte sie alles, den Feldwebel, ihre Zukunft, die Hoffnung ihres Lebens zusammenstürzen.

„Nichts — nichts!" Wie konnte sie sich so zuversichtlich an den Strohhalm klammern! Wie dumm sie ist, dümmer noch als die andern!

Der dort neben ihr ist schuld, daß es so kommen mußt. Nein, er ist nicht schuld! Es ist der Zufall, es ist das Schicksal, es ist der Zwang der Erinnerungen aus der goldenen Jugendzeit, der sie immer wieder zusammenführt — auch heut' abend! Leugne und trotze sie doch, soviel sie will — ihm, ihm gehört sie doch, keinem andern! So wird es kommen — vergeblich, sich dagegen zu wehren!

Und eine Wildheit zuckte in ihr auf — ein plötz-

liches brennendes Durstgefühl nach einem Glück, das sie bisher nicht gekannt. Hat sie denn nicht ein Anrecht, glücklich zu sein? Sie liebt ihn! Das ist das Wort — einmal muß es heraus! Mag alles zu Grunde gehen! Sie liebt ihn von Anbeginn! Ein rebellischer Trotz hieß ihr Herz aufbäumen gegen das Schicksal, das sie mit häßlichen Ketten fesseln wollte. Die Lena läßt sich nicht fesseln!

Plötzlich kam aus dem Montierungsschuppen ein dumpfes Geräusch; etwas fiel dort zu Boden. Eine kurze Stille, Lena stand regungslos mit schreckensgroß aufgerissenen Augen. Es ist jemand dort drinnen! — „Er" doch nicht? — Unsinn — er schläft auf dem Bett seinen Kater aus. Atemlos lauschte sie. Der Mond schoß eben hinter der Wolke hervor und leuchtete grell in ihr erblassendes Antlitz.

Jetzt erhob sich in dem Schuppen ein scharfes durchdringendes Jammergeschrei.

„Um Gottes willen, was ist das?" stieß sie bebend aus.

„Eine Katze, wie es scheint," beruhigte er sie.

Nun dehnten sich die Klagelaute und gingen in ein von einzelnen Aufschreien unterbrochenes Winseln über. Dazu das Säuseln und Rumoren des Windes in dem Holzwerk und das unausstehliche gespenstisch weiße Licht ringsum.

„Komm!" rief sie von Angst getrieben, und sie stürzte ihm voraus in den engen Gang zwischen den beiden Vorratsschuppen, um dort in dem tiefschwarzen Schatten Schutz vor der Helle zu suchen.

Sofort war er an ihrer Seite. Wieder standen sie horchend. Jetzt ward das Winseln im Schuppen schwächer, dann war es plötzlich verhaucht. Doch ein andres Geräusch war da. Ein eigentümliches Knistern, ein Fauchen und Hauchen, als wenn ein Ofen angezündet wird — jetzt glaubten sie deutlich ein schütterndes Prasseln zu hören, eine hungrige Flamme, die ihre erste Wut an dürrem Holzwerk befriedigt.

„Es ist der Wind —" flüsterte er. Und als Bestätigung fuhr ein wildes Geheul durch die Palissadenstapel zu beiden Seiten des Ganges, alles andre Geräusch übertönend. Sie schauerte abermals zusammen und ließ es geschehen, daß er seinen rechten Arm um ihren Nacken legte und mit der Hand ihren Oberarm umfing.

„Was ist dir, Len'? Du hast Angst?"

Sanft zog er sie an sich. Auch das ließ sie geschehen. Es war die Enge des Ganges, die Unheimlichkeit des Ortes — ach, es war ihr Herz, das zu dem seinen hindrängte. . . .

„Mir war, als hätt' ich Licht geseh'n," flüsterte sie angstvoll.

„Närrchen, du siehst Gespenster — komm!"

„Ich will fort von hier!" und mit erheuchelter Anstrengung suchte sie sich seines Armes zu entledigen.

„Nichts da, bleib!"

„Brandgeruch . . ." Mit vibrierenden Nasenflügeln witterte sie.

„Ich riech' nichts. — Du bist mir eine, Len'!"

„Doch, doch . . .!"

Sie drehte den Kopf herum, dicht an seinem Gesicht vorbei, dessen heißen, hastenden Atem sie auf ihren Wangen spürte. War es nicht, als dränge dort hinter dem geschlossenen Laden des Schuppens ein roter, unruhiger Lichtschein hervor? Und nun meinte sie einen weißen Hauch, den der Wind fortriß, unter dem Dache hervorschwelen zu sehen.

Doch es war nur ein Nu, in dem sie solches erblickte. Später erst erinnerte sie sich dessen wieder. Es war wie ein Sturm über sie gekommen — seine Lippen auf die ihren gepreßt und das flehende, beteuernde, begehrende, verheißende Stammeln seiner Worte, die das glühende Ungestüm seiner Küsse unterbrachen — und das allmähliche Ersterben ihres Widerstandes — eine Gier, die durch ihre Adern pochte, das Glück, auf das sie ein Anrecht zu haben glaubte, mit klammernden Armen und leidenschaftlichen Wiederküssen zu halten und zu bannen — auf Minuten, vielleicht auf Nichtwiederkehr — mochte dann alles andre ringsum in Flammen aufgehen und die Welt in Scherben zertrümmern!

Siebzehntes Kapitel.

Das Pulvermagazin.

Feuerlärm!

Zuerst zitterten die Töne des Alarms aus der Ferne, vom Hauptportal der Kasematte her, traumhaft in die Betäubung des Schlafs. Bald war die ganze

Luft da draußen wie hier innen in der Stube von dem schaurigen Tremulieren des Signalhornes erfüllt. Jetzt wogten die entsetzlichen Töne dicht unter den Fenstern und Scharten des Kasemattencorps.

In der Kaserne wurde es lebendig, Thüren wurden zugeschlagen, hastende Schritte dröhnten im Flur; auch auf der andern Häuserseite wurden Fenster geöffnet, und Rufe hinauf und hinab; schon rannten Menschen auf der Gasse, von ferne trug ein Windstoß das metallisch-scharfe Wirbeln eines Trommelsignals herüber.

Der Flackerschein der Gasflamme, die unweit vor den Scharten der Huberts brannte, fuhr mit unruhigem Huschen über das Geschützrohr, wechselnde Lichter auf den Kanten und Rundungen des Metalls entzündend. Ein bleierner Schlaf lag auf Lenas Bewußtsein, immer noch meinte sie zu träumen, da ihre aufgeschlagenen Augen jetzt Hubert gewahrten, der sich in dem Flackerschein ankleidete.

„Was ist? Wo kommst du her?“ fragte sie verwirrt.

„Na, hörst du denn nicht?“ fuhr er sie an. „Feuerlärm! Die Nacht ist verpfuscht!“

Hatte sie nicht soeben dergleichen geträumt? Sie hatte im Schlaf Flammen lodern sehen. . . .

Da donnerte es gegen die Thür: „Sergeant! Feu—errr!“

„Halunkenbande!“ schrie er zurück; „ich bin doch nicht taub! Wo denn?“

„Bastion Friedrich!“ kam es zur Antwort.

„Nanu!“ rief er und beeilte seinen Anzug.

Abermals donnerte es gegen die Thür: „Sergeant, es brennt! Die Kammer brennt!"

„Unsinn! Verdammter Blödsinn!"

Lena sah ihn das Faschinenmesser vom Geschütz reißen und hinausstürzen.

Auf dem Appellplatz war das Scharren und Trippeln der antretenden Mannschaften; Moldauers Baßstimme überhallte den Lärm. Jetzt schallte Windischs krähendes Organ: „Laufschritt — märsch, märsch!" Das Feuerpikett stapfte im schnellen Takt des Laufschrittes an den Scharten vorüber — „Eins — zwei! Eins — zwei!" krähte Windisch; auch jetzt wollte er die Tempos haarscharf haben, der Kommißfuchser!

Aus einer Gasse rückte das Gerassel von Rädern heran, das diesseitige Hornsignal schwieg, doch aus der Ferne hallten von allen Seiten Trompetentöne und Trommelwirbel, von dem sonoren feierlichen Dröhnen einer Glocke überhallt. „Wo denn?" „Wo brennt's?" rief es immer wieder. Verschiedene widersprechende Angaben. Einer rief: „Das Pulvermagazin!" Und ein Schrei aus Weibermund als Antwort.

Frau Hubert war mit einem Satz vom Lager. Die Kammer — das Pulvermagazin — Herr des Himmels! Die Kniee wankten ihr vor Schreck, und sie sank noch unangekleidet zwischen die Schartenwangen, der Kälte ungeachtet, die das metallene Ungeheuer aushauchte. Jetzt erst war sie ganz erwacht. Gewiß, gewiß brannte es da! Sie wußte es eher als die andern! Gestern abend brannte es schon! — sie erinnerte sich des roten Scheines an der Luke und des schwelenden

Daches. Aber dann geschah das — und alles andre wie verweht und ausgelöscht vor solchem Sturm! Wie trunken war sie nach Hause geeilt, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen in dem Widerstreit von Reue und Glück, der ihre Brust durchtobte.

Mit zitternden Händen zog sie sich rasch an und eilte hin, dem Strome der Neugierigen nach, der sich die Kurtine entlang nach dem Feuerschein hinwälzte.

Es war nach elf Uhr; die Meldung war vom Posten des Pulvermagazins verzögert worden. Die Zehn-Uhr-Ablösung wollte noch nichts gemerkt haben, der Posten aber glaubte gegen seine scharfe Instruktion zu handeln, wenn er sich vom Pulvermagazin entfernte, um zu melden, so ließ er brennen, was brennen wollte — über den Fall war er nicht instruiert worden.

Blaumüller hatte recht gehabt: die Montierungskammer brannte, wenn sie einmal Feuer gefangen, wie eine Streichholzschachtel — keine Möglichkeit zu retten, Einzelne Kleiderstapel hatte man dem Hunger der Flammen zu entreißen gesucht, sie lagen abseits, mit einem häßlichen Gestank in sich verkohlend. Mit einer Art begeisternder Wut fraßen die Flammen das von Teer getränkte Holzwerk, das lackierte Lederzeug und die allerlei Stoffe; nur mit Widerstreben schmiegten und beugten sie sich unter den Stößen des Windes. Begehrlichen Armen gleich reckten sie sich schon nach den benachbarten Schuppen. Auf deren Dächern waren Soldaten mit dem Abreißen der Dachpappe beschäftigt; ihre grell beleuchteten Gestalten umstiebte der Gischt

der hart aufprallenden Wassergarben, die das Holzwerk vor dem Feuer schützen sollten.

Der Wall ringsum war dicht von Menschenmassen besetzt, deren Köpfe sich gegen das magische Blau des Mondhimmels zeichneten, während die Flammen deutlich die freudige Neugier der Gesichter über das furchtbar schöne Schauspiel beleuchteten.

Frau Hubert machte sich Bahn durch das Gedränge; unstet, wie im Fieber, wechselte sie immer wieder ihren Platz. Doch nicht allein, um besser zu sehen? Es waren die Erläuterungen über das Feuer und dessen Ausbruch, vor denen sie immer wieder flüchtete.

„Herrlich! Wunderschön! — Bedanken Sie sich doch bei dem Veranstalter des Feuerwerks! — Wieso? Na, man weiß doch, wie solche Montierungskammern anbrennen! — Natürlich Zufall!“ höhnte man.

An einer andern Stelle wurde die Geschichte erzählt, wie sich vor vielen Jahren ein Feuerwerker mit dem Koblenzer Laboratorium in die Luft sprengte.

Wieder an einer andern hieß es: „Wer hat es gethan? Der oder der? Es sind zwei und sie können sich in den Verdacht teilen! Die Flammen, die verraten nichts; wie soll es herauskommen?“

Also darüber war kein Zweifel: das Feuer war angelegt! Ein Betrug oder eine Rache, darüber teilten sich die Meinungen.

Eine Mädchenstimme rief neben Frau Hubert: „Sieh nur einmal, was der Hubert arbeitet!“

„Wo denn?“ fragte die fette Stimme einer älteren Frau.

„Nun dort auf dem Dach!“

Jetzt erst erkannte Lena ihren Mann, der vorn auf dem Giebel des zunächst gefährdeten Daches das Sparrenwerk mit wütenden Axthieben bearbeitete. Er war barhaupt und in Hemdsärmeln, man konnte das Glänzen der schweißtriefenden Gesichtes bis herüber unterscheiden.

„Natürlich!“ meinte die fette Stimme, „er zeigt sich, um den Verdacht von sich abzulenken. Er ist der Richtige! Auf den Blaumüller schwör' ich, aber die Hubertschen, denen trau' ich alles zu! Mit dem Feldwebel ist's nichts — na, so leistet man sich aus Wut darüber das Feuerwerk da unten . . .“

„Mutter, still . . .“

Es war Pfunds Fina, die das vor Schreck entstellte Antlitz Lenas, das sich ihr zuwandte, erkannt hatte.

„Ach was!“ sagte Mutter Kilo absichtlich scharf. „Man wird die Bande schon bei den Ohren kriegen! Hochmutsteufel spielen und Häuser in Brand setzen . . .“

Die Lena glitt von der Wallkrone auf den Auftritt herab — als wenn der Haß der Worte, die sie soeben gehört, sie herabgestoßen hätte. Maria im Himmel! Ist's möglich! Der Hubert und ein Brandstifter! Doch in ihr Entsetzen zischelte ein Zweifel herein: ob dennoch . . .? nun gerade heraus: ob die Rache wegen des Feldwebels ihm dennoch nicht die Fackel in die Hand gedrückt? Gleich schleuderte sie den schändlichen Verdacht zur Seite: nie und nie ist er im stande, sich an königlichem Eigentum zu vergreifen! Er ist und bleibt unter allen Umständen ein Ehrenmann!

Für das Pulvermagazin war keine Gefahr, solange nicht die andern Schuppen oder gar das Holzlager jenseits der Wallstraße Feuer fingen. Doch die Möglichkeit solch schrecklicher Katastrophe stachelte die Neugier ins Aufgeregte. Es wäre ja gar kein Pulver darin! hieß es. Die vom Militär thäten überall wichtig.

Wozu denn aber der Posten? — Na, doch des Wachtdienstes halber! — Ein Artillerieunteroffizier behauptete dagegen, es wäre bis an den Rand mit Pulver gefüllt — fünfzehnhundert Zentner, eher mehr als weniger.

Fünf—zehn—hundert — Zentner!

Die unheimliche Notiz fuhr wie der Brand einer Zündschnur durch die Menge, und die Gesichter verzogen sich. Fünfzehnhundert! Gerade genug, um den ganzen Stadtteil in Atome zu zerlegen! Einige meinten, ganz Köln mitsamt seinem Dom würde zusammenpurzeln.

Nun, es war ja noch keine Gefahr. Doch der Wind hatte sich kräftiger aufgemacht; er fauchte und blies mit volleren Backen in die Glut. Hubert schien auf seinem Posten aushalten zu wollen. Es wurde nach ihm gefragt — „zum Teufel, wo steckt er denn?" Man wußte schon nicht mehr, daß der Mann, der mit so unsinnigen, schier verzweifeltem Eifer die Axt schwang, dort oben in Qualm und Glut, der Kapitän d'armes wäre. Nur Lena erkannte ihn immer noch. Und ein Grausen befiel sie — als wenn er an dem Zusammenbruch des Schuppens arbeitete, um unter dessen Trümmern sich und den schändlichen Verdacht, der gegen ihn anzischelte, zu begraben. . . .

Gleich wird auch dieser Schuppen wie eine Streichholzschachtel in Flammen stehen! Wie eine zitternde Erwartung lag es in der Luft — die Menge begehrte nach etwas Neuem. Da hallte in den Lärm der Flammen und der Löschenden der Taktschlag einer laufenden Truppe aus einer Seitengasse herein. „Die Pioniere!“ hieß es, „die Deutzer Pioniere!“ Näher kam das scharfe Tacktack der Kolonne, jetzt teilte sich die Menge, und die ersten Sektionen der Pioniere in ihren grauen Kitteln, Aexte und Arbeitszeug über den Schultern, ein frischer, blutjunger Lieutenant an der Tete, schwenkten auf den Platz ein. Ein Hallo! erhob sich aus den Zuschauermassen.

Sofort wurden die Trupps abgeteilt, wimmelndes Leben beherrschte die Stätte, mit erneutem Eifer arbeiteten die Spritzen, jetzt stürzten sich die Trupps auf die beiden Schuppen, um dem Feuer seine Beute zu entreißen.

Und nun nichts als das ungeheure Dröhnen und Schallen der Axthiebe und das Aechzen und Splittern des Holzes.

Doch das Feuer ließ seine Beute nicht los. Plötzlich ward auch dieser Lärm durch ein gewaltiges Krachen verschlungen — „Der Giebel! der Giebel ist eingestürzt!“ Jetzt färbte sich der Dampf, der den Giebel umwogte, glührot — nun brach die Flamme jäh heraus — ein langgezogenes „Ah —!“ der Befriedigung ging durch die Reihen. Endlich! Wunderschön! Sie finden es prachtvoll! Welch ein köstliches Schauspiel! Und man meinte das Hohnlachen der Flammen selbst zu hören,

die über die Ohnmacht der Menschlein mit ihren Aexten und Wassergarben triumphierten, so siegesfreudig schlugen sie gen Himmel empor.

Aber es hat doch noch soeben einer dort oben gearbeitet — wo ist er?

Eine Frau sank vor Schreck in die Kniee, ein geller Schrei entfuhr ihren Lippen, doch der verhallte in dem begeisterten Hallo der Menge. Lena preßte sich die Augen mit den Fäusten — immer wieder sah sie die Gestalt ihres Mannes wütend die Axt hantieren, immer wütender, und dann plötzlich in das krachende, dampfende Chaos hinabstürzen. —

Vergeblich hatte die Sett versucht, ihren Mann aus dem Schlaf zu rütteln. „Feuer, Karl! Wach auf! Es brennt!" Es war das Angstkeuchen ihres Gewissens. Sie tastete nach einem Gefährten, der die ungeheure Last ihrer Schuld tragen helfe. Wach doch auf, Karl! Mein Gott, er hört nicht einmal den Lärm!" jammerte sie verzweifelt.

„Laß die — Kabuse — zum Donnerkeil! — doch brennen —" lallte er im Schlaf.

Was sagte er? Und sie stürzte sich auf die Worte, als enthielten sie eine Billigung dessen, was sie gethan. Vielleicht darf sie es wagen, ihm zu beichten, wenn er aufwacht.

Immer wieder eilte sie ans geöffnete Fenster, um die Ausbreitung des Feuerscheines und das Anwachsen des Lärms zu beobachten. Dann gab sie sich aufs neue daran, ihn wach zu schütteln. Plump wie ein Toter lag er da, und einmal vergoß sie kindische Zornthränen

über ihr vergebliches Bemühen. Zuletzt kauerte sie sich ans Fenster in die Kniee, das Kinn auf das Fensterbrett gestemmt, und stierte hinaus. Wer ihren Kopf von außen gesehen hätte, von der Aufregung verzerrt, von wirren Haaren umflattert, unheimlich gerötet von dem Widerschein der Feuersbrunst, die blutrot unterlaufenen Augen nach der Brandstätte gerichtet, hätte sie für eine Wahnsinnige halten können.

So mußte sie lang gestiert haben. Sie sah den Schein der Feuersbrunst anschwellen und von Farbe zu Farbe wechseln. Der zarte Mondglanz schien vor der unheimlichen Glut immer mehr auszulöschen. Sie hörte das Wogen des Windes auf der Ebene draußen gleich einer unsichtbaren Flut, die immer mächtiger anstürmte gegen den Feuerschein. Jetzt züngelten die Spitzen der Flammen über die Wipfel der wie bengalisch beleuchteten Bäume, die sie bisher verdeckt. Feurige Fetzen wurden nach der Stadt hin durch die Luft getragen. Und nun hörte sie deutlich den wachsenden Lärm der aufgeregten Stimmen durch das Arbeiten der Spritzen und das Hallen der Werkzeuge.

Einzelne Zuschauer kamen in aufgeregter Eile zurück: „Das Pulvermagazin!“ hieß es, „das Pulvermagazin geht in die Luft!“

„Das Pulvermagazin . . .“

Sett sprang auf. Heiß durchschauerte es sie. Sie stieß ein paar grelle Lachtöne aus. Verdutzt wandte sie sich: als wenn sie es nicht gewesen — so grausig klang das Lachen.

Nein, das nicht! nicht das! Das hat sie nicht

gemeint! Nur die Vertilgung des Schandflecks — nicht den Weltuntergang! Alle Heiligen im Himmel, thut Einhalt!

Und beschwörend schüttelte sie die gekrallten Hände zum Fenster hinaus nach dem Feuerschein hin.

Dann raffte sie sich auf und flog die Treppe hinab. „Nicht das! Nicht das! Nicht das Pulvermagazin!“ raunte sie wahnsinnig vor sich hin. Und in rasender Eile stürmte sie nach der Brandstätte, als käme sie noch zur Zeit, um mit ihren Händen den Brand zu ersticken und das Pulvermagazin vor dem Springen zu retten.

Der Hof des Bastions bildete jetzt ein Flammenmeer. Wie in einem ungeheuren Kessel brodelte die Glut, von den Windstößen immer wieder zu neuer Wut emporgewühlt. Heiß vibrierte die Luft über dem Kessel. Die Zuschauer hatten sich vor dem Wehen des erstickenden Gluthauches weiter nach der Kurtine zurückgezogen, die meisten waren geflüchtet, aus Angst vor dem auffliegenden Pulvermagazin.

Die wirkliche Gefahr war durch keine Beschwichtigung mehr zu leugnen. Die beiden Schuppen des Fiskus und ein Privatschuppen waren von den Flammen erfaßt und halb verzehrt. Der Wind stand nach der Stadt; aus dem Kesselinhalt wirbelten glühende und brennende Fetzen empor, unheimliche Vögel, die das Pulvermagazin umflatterten und dann stadtwärts hinflogen. Andre von diesen Vögeln kreisten hoch droben im stahlblauen, so friedlich klaren Aether, als suchten sie sich die Stelle aus, auf die sie herabstürzen wollten, um einen neuen Brand zu entzünden — nein, es waren

wirkliche lebende Tiere, aufgescheuchte Tauben, die von der Blendung und der Glut betäubt im Kreise umherjagten; einzelne, von der Angst ermattet, fielen von der Höhe in den lodernden Kessel herab.

Auch der Löschenden, wie der Zuschauer, schien sich eine Art Betäubung bemächtigt zu haben. Eine Angst vor einem Ungeheuren, Entsetzlichen, das sich in jedem nächsten Augenblick ereignen müßte. Und diese Angst jagte alles wie in einem Fieber durcheinander; aus dem atemlosen Keuchen und Stöhnen der Spritzen und dem Zischen der Wasserstrahlen, aus dem schrill gellenden Getön der Signalpfeifen, aus den hastigen Kommandoworten hörte man diese Angst.

Ist es denn Ernst mit der Gefahr? — Nun, so seht doch, wie das Pulvermagazin dampft! Welch unheimlich weißer Brodem sein Dach umschwelt! Man meint jeden Augenblick aus dem Dunst die Flamme herausschlagen zu sehen, wie vorhin bei dem Schuppen. Und dann ist's um uns alle, um den Stadtteil, ja um halb Köln geschehen!

Unsinn! Der Dampf rührt ja nur von den wasserdurchtränkten Decken her, mit denen man das Gebäude vorsichtig, als wäre es ein gefährlicher Fieberkranker, eingehüllt hat. Wasserdampf, der sich in der Glut entwickelt, weiter nichts!

Aber die fünfzehnhundert Zentner, die noch drin stecken! — Wieder durchrieselt die schreckliche Zahl wie ein Schauder die Menge. Es ist besser, zu fliehen — aber die Nähe der Gefahr fesselt. Die Aufregung hat sich über die nächsten Straßen, über die ganze Stadt

verbreitet. Aus ihrem Schlaf geschreckt, wacht und lauert und zittert sie; die Ferne vergrößert den Schrecken, in allen Fenstern huschen Lichter, das Getöse der aufgeregten Menschenmassen in den nächsten Straßen hallt bis herüber; in einem entlegenen Stadtteil wimmert das hohe Glöcklein eines Frauenklosters ganz erbärmlich vor Angst.

Unsinn! Seht doch Seine Excellenz und alle hohen Herrschaften, die dort oben die Decke der Hohltraverse besetzt halten! Sie würden sicherlich nicht bleiben, wenn äußerste Gefahr drohte. Freilich die vorhin noch große Schar der Offiziere mit ihren Damen schrumpft immer mehr zusammen. Möglich, daß sich auch dieser Rest davonschleichen würde, gleich den andern, wenn die beiden Excellenzen selbst nicht blieben! Das Kindergesichtchen Ihrer Excellenz in der Umrahmung des weißen, kleidsamen Burnus, von dem Schein der Flammen blühend gerötet, hat eine herzliche Freude an dem seltenen Schauspiel. Excellenz hebt die Lorgnette an dem Goldkettchen immer wieder zu ihren vor Entzückung strahlenden Augen. „Reizend!“ ruft sie mit ihrem melodischen Stimmchen. „Wundervoll!“ Es ist das erste ordentliche Feuer, das sie sieht. Und sie will das wunderschöne Schauspiel von Grund aus kosten! Ein Feuer in der Nähe eines Pulvermagazins! — man muß schon eine Excellenz heiraten, um Gelegenheit zu solch einem Schauspiel zu haben!

Natürlich findet das „Reizend“ sein Echo in der devoten Umgebung. Unmöglich, sich dem „wundervollen Schauspiel“ zu entziehen, solange die Excellenzen selbst ihre Freude daran haben! Und sie weiß sie alle fest-

zuhalten — unter der entzückten Kindermiene lauert die egoistische Befriedigung über die Machtrolle, die sie hier spielte: wenn ich's haben will, so springt man einfach ins Feuer.

Sie will die Geschichte der berüchtigten Mainzer Explosion, deren ein Offizier vorhin Erwähnung gethan, haarklein berichtet haben, denn jener ist selbst dabei gewesen. Ist sie des Teufels? — sich an der Erzählung dieser Katastrophe zu ergötzen, während da unten das Pulvermagazin schwelt und die Gefahr einer gleich grauenhaften Katastrophe alle Herzen klopfen macht!

Seine Excellenz, trotz der Kälte nur in einen dünnen Sommerpaletot gekleidet, ein Trumpf für die Lieutenants in ihren protzigen Pelzen, hält dort auf der Spitze der Traverse, das eine Bein vorgeschoben, die Hände auf dem Rücken, in einer Art Moltke-Stellung, und beobachtet, ohne an der Unterhaltung der andern teilzunehmen, das Pulvermagazin. Er hat soeben in die durch Ueberhast verdeckte allgemeine Ratlosigkeit das Wort „Evakuieren!“ fallen lassen. Sofort pflanzt sich das Wort fort.

„Blödsinn! Die fünfzehnhundert Zentner zu evakuieren!“ heißt es da unten.

„Excellenz haben es aber befohlen!“

„Nicht möglich! Das einzige ist, das Pulver in Wasser zu ersäufen! Immer mehr Wasser!“

Und alle Wassergarben sind bereits auf das dampfende Dach gerichtet, über dem die beiden vergoldeten Spitzen der Blitzableiter so fröhlich im Schein der Flammen glitzern.

Da kommt schon eine Anfrage Seiner Excellenz: wie es denn mit dem Evakuieren stände? Ob man seinen Befehl nicht verstanden?

Ein alter Feuerwerkslieutenant erklärt die Maßregel für ein Verbrechen. Zum Evakuieren des Pulvermagazins brauche er drei volle Tage. Pulvertonnen sind doch keine Heringstonnen, die man aus der Bude einfach auf den Rasen wälzt!

Einerlei, Excellenz haben es befohlen!

So wird also evakuiert! Eine Art Mauer von Mannschaften, die ausgespannte nasse Tücher halten, wird gebildet, um vom Eingang des Magazins bis zum deckenden Wall die Fässer vor der Glut des Brandes zu schützen, mögen die Kerle auch selber braten. Langsam, mit großer Vorsicht, werden die gefährlichen Tonnen, ebenfalls in Tücher gehüllt, herausgeschafft, während die Spritzen ein verstärktes Bombardement auf die Stätte richten. Der Lieutenant hat recht: drei Tage würden sie für das mühselige Evakuieren gebrauchen! Natürlich geschähe ein Unglück! Abgesehen von dem schönen Pulver, das unterwegs unter dem Wassersturz verdorben ginge.

Wie kam es? — Später erst ward die Veranlassung bekannt.

Plötzlich gellte ein Ruf aus der Menge da unten: „Es brennt! Es springt!“

„Wo denn? Was denn?“

„Es springt! Es springt!“

Entsetztes Kreischen zur Antwort. Geheul und Geschrei und der Ruf: „Es springt! Es springt!“ der

sich immer lauter, immer schneller über die Menge verbreitet. Die Spannung hat lange genug gedauert — endlich schlägt die jache Flamme heraus.

Zuerst, mehrere Sekunden lang, ist's wie eine Lähmung. Selbst der Mechanismus der Spritzen stockt. Nur ein atemloses Lauschen auf den entsetzlichen Ruf, der die Luft durchschüttert.

Dann die Flucht, die Flucht! Ein Drängen, Stürzen, Jagen nach rückwärts. — „Es springt! Es springt!" Mit den wälzenden Menschenwogen schwillt der Ruf, das Entsetzen stachelnd. Im Nu sind die Zuschauer von dem Wall hinweggefegt. Aus den Straßen tost die Aufregung herüber —, ein Beben des Grausens, das über die Stadt dahinrieselt.

Nur die kleine Schar, die bei den Excellenzen noch standhält, hat sich nicht der plötzlichen Panik angeschlossen. Ihre Excellenz hält noch immer das Lorgnon in die Höhe, aber nur bis unterhalb der Augen, als wäre ihr die Bewegung ebenfalls im Schreck erstarrt. Doch das Gesichtchen lächelt puppenhaft wie immer. „Männe, was ist denn?" fragt ihr süßes Stimmchen, anscheinend völlig ruhig.

„Bitte, Herr Hauptmann, wollen Sie einmal nachsehen, was los ist!" befiehlt der General, sich an einen Offizier hinter ihm wendend. Der stürzt diensteifrig die Wallböschung hinab.

Das Evakuieren nimmt seinen ungestörten Fortgang. Seine Excellenz begreift freilich nicht, warum das nicht fixer bewerkstelligt wird.

„Männe, ich dächte, wir könnten gehen. Es wird

kalt!" Und mit einer graziösen Geste schlägt Ihre Excellenz den Burnus um den Nacken.

Der Hauptmann meldet, daß es nichts sei und niemand da unten die Panik begreift.

„Ich auch nicht!" antwortet Seine Excellenz streng. Dem Platzmajor wirft er den Befehl hin, daß er bis sieben Uhr früh Meldung, respektive Rapport haben will. Und mit einer väterlich zärtlichen Galanterie reicht er seiner jungen Frau den Arm. —

Die Panik war durch eine so lächerliche Trivialität hervorgerufen worden; später wurde viel darüber gelacht. Der Posten des Pulvermagazins war auch jetzt bei der schwülen Gefahr streng bei seiner Instruktion geblieben. Er hatte unter der gaffenden Menge jenseit der Chaine einen Zivilisten erspäht, der eine brennende Cigarre im Munde führte. Er machte den Mann auf das Verbot aufmerksam, daß in der Nähe des Pulvermagazins nicht geraucht werden dürfte. Man lachte — jener wollte den Verbrecher arretieren, aus Mutwillen rief jemand: „Die Cigarre weg! Es springt!"

Die Sett saß da, unweit der gefährlichen Stätte, in den Rasen gekauert, das Kinn auf die Fäuste gestemmt. Als wenn sie ihren stierenden Augen die Macht zutraute, es dennoch zum Springen zu bringen. Der Anblick des Feuers hatte den Dämon in ihr entfacht und es war ihr, als stachelte sie der Wunsch, daß das Entsetzliche geschehen möchte — sie mit dem Pulvermagazin in die Luft fliegend und alles, alles aus.

Auf den Ruf war sie emporgeschnellt. Nicht um davonzulaufen gleich den andern — nein, die unbegreif-

liche, die teuflisch unheimliche Freude, daß es geschehe, zerrte sie empor . . .

Nun sank sie wieder schlaff ins Gras. Es war nur blinder Alarm gewesen. Die Flammen begannen sich zu ducken, der Wind hatte nachgelassen, die Gefahr schien fast vorüber. Lange saß sie noch da, blöde in das Treiben stierend. Endlich machte sie sich auf.

Als sie daheim in die Stube trat, fand sie Blaumüller außerhalb des Bettes und angezogen. Er stand am Fenster und glotzte hinaus, noch leicht wankend vom Schlaf, die geschwollenen Augen noch voll Trunkenheit. Er wußte nicht, wie es kam, daß er aufgestanden. Es hatte jemand vom Feuer gesprochen — das war lange her — doch immer wieder glaubte er die Worte in seiner Betäubung zu vernehmen.

„Was ist das? Was ist los?" stotterte er, zum Fenster hinausweisend.

„Aber mein Gott, Karl! Siehst du denn nicht?" schrie sie ihn an.

„Ah, das Feuer —" als wäre es etwas Selbstverständliches. Nun wußte er auf einmal, um was es sich handelte.

„Nun, die Kammer — die Schuppen — das Pulvermagazin —"

„Die Kammer — die Kammer," flüsterte er heiser. Und seine Augen erwachten und begannen aus den Höhlen zu quellen. „Die Kammer, sagst du —" Er richtete sich auf und seine Brust dehnte sich, eine Anstrengung, immer wacher zu werden, um zu begreifen. „Wer — wer?"

Weiter nichts als die lallenden Silben. Ein Krampf verzerrte sein Gesicht — man hätte es für den Anflug eines lächelnden Grinsens halten können. Aber es war das Grausen vor dem, was er aus dem seltsam entstellten Ton ihrer Stimme, aus ihren wie im Wahnsinn flackernden Augen zu lesen glaubte.

„Wer — wer —“

Und seine entsetzensstarren Augen hielten die ihren fest wie mit Klammern — es muß heraus! kein Ausweichen!

Eine bebende Pause, in der sich ihre Blicke maßen. Plötzlich stürzte sie gegen ihn. Eine wilde Glut loderte aus ihren Augen, sie hielt die ausgestreckten Daumen der geballten Fäuste gegen sich gewandt und stieß damit heftig, gewaltsam ein paarmal gegen die eigene Brust, daß es dumpf dröhnte.

Ihre Kehle würgte an einem Wort — an ein paar Silben. Endlich war es heraus.

„Ich — ich —“ keuchte sie.

Dann erhob sie die Hände und preßte sie gegen sein Gesicht, Mund und Augen verdeckend — daß seine Augen sie nicht sähen! — daß kein Wort über das Geschehene seinen Lippen entschlüpfte! Er meinte, sie wollte ihn erwürgen in ihrem Wahnsinn!

Achtzehntes Kapitel.

Verdacht auf Verdacht.

In der Garnison galt es für ausgemacht, daß einer der beiden Kapitän d'armes den Brand auf dem Gewissen hätte. Man kannte dergleichen — man kannte die unvorsichtigen Tabakspfeifen, die solche Magazine in Brand stecken. Offiziell freilich beschränkte man sich zunächst auf die Untersuchung der Fahrlässigkeit, die etwa vorläge. Doch der Auditeur renommierte in seinem polternden Eifer, daß der Anstifter ihm nicht entgehen würde. Diesmal würde ihn seine Methode nicht im Stich lassen! Und er setzte ein Verhör aufs andre und ließ die halbe Kasematte durch das Glühfeuer seiner Methode passieren. Beim Frühschoppen neckten sie ihn natürlich wie gewöhnlich mit seiner Methode, die jedenfalls wieder ein Loch hätte, denn das verbrecherische Zündhölzchen war noch immer nicht zur Stelle.

Endlich glaubte er die Sache bei der richtigen Handhabe zu fassen, aber die Entdeckung machte ihm diesmal kein Behagen; fast wünschte er, nicht ganz so scharf sondiert zu haben.

Sergeant Hubert hatte beim Einsturz des Giebels verschiedene Verletzungen davongetragen. Man hatte ihn für tot aus den Trümmern befreit, doch es war nur die Betäubung des Qualmes gewesen.

Er hatte, solange er im Bett lag, mit finsteren Blicken vor sich hingebrütet. Nichts verzweifelnder für sein Weib als dies stumme Brüten. „So red' doch,

Hubert! Schwätz dich aus, sag, was du auf dem Herzen hast!"

Nur noch unheilvoller runzelten sich seine Brauen. Feindlich trafen sie seine Blicke: ob auch sie ihn im Verdacht hätte? Ob auch sie annähme, daß ein preußischer Soldat, der die Treue für seinen König und sein Vaterland auf dem Schlachtfeld mit seinem Blute besiegelt, zu einem so erbärmlichen, so häßlichen Verbrechen herabsinken könnte?

Wer sagt das denn? O, niemand wagt es, ihm solches ins Antlitz zu schleudern, trotzdem seine Rechte in der Binde eingeschnürt ist und man keinen Faustschlag von ihm zu fürchten hat. Aber die Blicke, die Mienen der andern, so wenig er deren ansichtig wird, selbst die Ordonnanz, die ihm eine Meldung ans Bett bringt — was hat der Kerl so sonderbar zu gaffen? Und er weiß, wie die da draußen mit Fingern nach ihm zeigen! Wenn auf dem Appellplatz die Compagnie angetreten ist, so fühlt er die Blicke der Soldaten die dicken Kasemattenmauern durchdringen, um ihn hier innen als den Verbrecher zu brandmarken. Während der Feuersbrunst hatte ihn schon allerlei Tuscheln umschwirrt, und das nicht am wenigsten hatte ihn dort auf den gefährdeten Posten am Giebel getrieben, daß er sich durch die ungeheure Muskelarbeit Luft schaffte vor dem entsetzlichen Verdacht.

Einmal war er schon verhört worden. Er hatte jedoch nachweisen können, daß am Nachmittag, als er die Paradegarnitur auf der Kammer abgegeben, diese in Gegenwart der Mannschaften abgeschlossen worden

war, er keinen Augenblick dort allein gewesen und von da ab das Zimmer gehütet hatte.

Zum Teufel! welche unerhörte Schande, daß er überhaupt seine Unschuld erst nachweisen muß! Der Auditeur, der sich so überklug dünkt und seine Fallen so geschickt zu stellen wähnt, der beisitzende Lieutenant, der die Thür nach dem Hinterraum bewacht, aus der hie und da seine Frau tritt; der großthuerische Schreiber, ein Kerl von der Funkschen Sippe — hol' sie doch alle der Teufel! Mögen sie doch den Blaumüller fassen! — Ein Säufer, dem ist eher die Gemeinheit zuzutrauen! — Nein, auch ihm nicht! Auch der hat für König und Vaterland geblutet — ein Soldat besudelt nicht seinen Rock auf so schändliche Art!

Sonderbar, wie der Kasemattenklatsch sich immer wieder von Blaumüller abwendete, nach Hubert hin. Es war das Schüren des Kiloschen Klüngels. Blaumüller konnte sein Alibi nicht effektvoller nachweisen — hatte er doch betrunken wie ein Sack im Bett gelegen und seinen Rausch ausgeschlafen. Wer blieb übrig als der Hubert? Das Gift wegen des Feldwebels, der ihm durch die Lappen ging, hat ihn dazu getrieben, so hieß es. Gerade diese Scheinheiligen!

Hubert hatte endlich das Krankenlager verlassen, wie ein verwundetes Raubtier wütet er nun in dem engen Käfig des Blocks umher, dann saß er wieder stundenlang auf der Lafette, ohne ein Wort, und abwesenden Blickes; zuweilen bäumte er in seiner Wut empor, und unheimliche, fast tierische Laute, halb Stöhnen, halb Fluchen, entfuhren seinen sonst so hart=

näckig zusammengepreßten Lippen; auch hatte er wohl einen Anfall, wo Lena fürchtete, daß es nicht mehr ganz richtig mit ihm wäre — als hätte er bei dem Feuer hier oben im Dachstübchen Schaden genommen. Dann schlug er mit der gesunden Hand auf das Bronzerohr und rüttelte daran, geriet in um so größeren Zorn, je weniger sich die ungeschlachte Metallmasse von der Stelle bewegen wollte.

In der Nacht hörte sie ihn sich wälzen und allerlei wüste, durch Flüche untermischte Worte zischeln. Immer der Verdacht, der ihm Tag und Nacht vor Augen brannte — und dahinter lauerte das hohle Nichts. Natürlich war es nun mit allem aus! Jetzt würden sie wohl ohne Besinnen nach dem Kehrbesen greifen müssen . . .

Heimlich weinte sie in ihre Kissen hinein, es war die brennende Reue, daß sie ihm die Untreue angethan — daß sie sich von dem Glücksdurst hatte überrumpeln lassen. Und sie gelobte, es zu büßen. Heraus aus ihrem Herzen mit dem Gedanken an den andern! Als wäre wirklich jene Feuersbrunst die Fackel gewesen, die in den Abgrund vor ihr hinab geleuchtet. Dort, als sie im Grase kniete, die Augen auf den Giebel gerichtet, wo ihr Mann so unsinnig in Qualm und Hitze arbeitete, war das Bewußtsein ihrer Schuld wie eine andre Flamme in ihr aufgelodert. Sie ist sein Weib, und er soll fortan sehen, daß der Segen des Priesters nicht zur Komödie werden soll!

Eines Abends, da sie einen Gang auswärts hatte — und sie wagte sich nur des Abends vor die Thür,

wegen der Blicke, die überall auf sie lauerten —, war Unteroffizier Kleinert bei Hubert erschienen. Die beiden Sergeanten waren Kriegskameraden, sie waren an einem Tage als Rekruten eingetreten, hatten Schulter an Schulter im Kugelregen gestanden, und am Abend des Schlachttages von Gravelotte, da das umliegende Gelände noch vom Blut zu rauchen schien, waren ihnen die Tressen vor dem erbärmlich zusammengeschmolzenen Häuflein der Compagnie verliehen worden. Erst später war Kleinert zur sechsten Compagnie versetzt worden. Der rauhe Biedermann war der einzige, zu dem Hubert noch intime Beziehungen unterhielt.

„'n Abend, Hubert; nun, wie geht's? Wie steht's? Was gibt's Neues? Du machst ja ein Gesicht, als hättest du Mäuseschwänze verzehrt! Du bist auf, also geht's doch besser?"

Hubert antwortete nicht.

„Kerl, wenn du die Grimasse nicht ablegst, drück' ich mich sofort! Ich thät' ihnen all ins Gesicht lachen! Und wer mir nur mit einer Miene verriete, daß er mich für den Hundsfott hält, dem schlüg' ich, hol' mich der Teufel, die Zähne zusammen!"

Kleinerts breite und behaarte Faust, die sich auf Huberts Schulter legte, sah ganz danach aus, als ob ihm die Ausführung dieser Drohung ein Kinderspiel wäre.

„Laß mich!" wehrte Hubert, die Faust unwirsch abschüttelnd, „ich will nichts davon hören! Schick den Auditeur — laß mich ins Zuchthaus bringen!"

„Hoho! Du denkst doch, hol' mich der Teufel —

Tag und Nacht daran. Du bist quittengelb vor Nachdenken. Schwerenot, ich thät' niemand den Gefallen!"

Aber das Verstellen fiel dem Biedermann schwer — er war doch deshalb nur gekommen! Das Zirkular, welches er auf den Tisch warf, war nur ein Vorwand, es betraf das Unteroffizierkasino, zu dessen Vorstand sie beide gehörten.

Hubert hob es auf und schleuderte es gleich wieder hin.

„Bleib mir jetzt mit derlei Wischen vom Leib!"

„Na, beiß mich doch nicht gleich!"

Aber es mußte heraus, Kleinert ahnte, daß er dadurch irgend ein dunkles Unheil verhütete.

„Du willst zwar nichts davon hören — einerlei! Ich retirier' hinter die Kanone, und nun paß auf!" Und von jenseit des Geschützes, die Hand auf das Rohr gestützt, begann er: „Das Weiberzeug rührt natürlich in der Sache herum. Ich muß dir's sagen, damit ihr auf der Hut seid. Natürlich die Kilos! Die haben herausgebracht, daß deine Frau am Dreiundzwanzigsten abends bei Bastion Friedrich gesehen worden ist. Blödsinn! sagt' ich gleich, was hat sie um die Stunde am Bastion Friedrich zu thun? Es war ein Gemunkel von der Hundeschnauze, dem Windisch. Er that groß, hatte natürlich wieder die Weisheit mit Löffeln gefressen. — Wenn er reden wollte! — Na, los dafür! sagt' ich Heraus mit der Katz! — Aber die Weiber setzten ihm zu und da hielt er natürlich nicht stand. Er hatte an dem Abend den Posten revidiert, und da will er deiner Frau auf dem Wege begegnet sein. Er hätte es längst

gemeldet, aber er wollte nicht auch noch deine Frau in die Patsche bringen. — Ach die! kreischten die Kilos. Gerade die! Gemeldet, Windisch! — Am andern Tage wußte es schon der Auditeur. Deine Frau soll also verhört werden."

„Und die soll die Kammer in Brand gesteckt haben?!" Höhnisch lachte Hubert. Ja, das kam ihm selbst lächerlich vor, sogar in dieser Stunde, wo es ihm wahrhaftig nicht ums Lachen war. „Und warum? Ich bitt' dich, Kleinert, es ist wirklich zum Lachen!"

„Nun, weil euch der Feldwebel doch durchgewischt!" entgegnete Kleinert, seine Stimme dämpfend, als fürchtete er, den andern immer mehr zu reizen. „Heilig Kreuz und Bomben Schwerenot!" rief er dann, auf das Rohr schlagend, daß dieses laut erklang. „Es ist der blödsinnigste Blödsinn, aber was willst du, wenn die Weiber die Hand im Spiel haben! Deine Frau können sie nicht verknusen. Sie ist ihnen zu hübsch."

Er wollte Hubert mit diesem Kompliment beschwichtigen.

Doch Hubert hatte sich bereits auf die Anklage gestürzt. Seine Frau soll am Dreiundzwanzigsten abends bei der Kammer — unmöglich! Windisch hat Gespenster gesehen! Was sollte sie dort? Sie ist freilich um die Stunde ausgegangen, während er sich mit seinem Kater zur Ruhe legte. Himmel und Hölle! — und ein Verdacht stieg ihm mit einer heißen Blutwelle zum Kopf empor. Sie hat mit Funk auf der Köbesburg getanzt — er sah sie so intim zusammen tuscheln . . .

Und in dieser Blutwelle versank alles, was in

diesen Tagen seine Soldatenbrust so zermartert. Als wenn ihn die Welle auch körperlich zu Boden würfe — er wankte und mußte sich am Tisch halten. „Auch das noch ..." ächzte er.

„Wie gesagt, ein Blödsinn," fiel Kleinert ein, betroffen über die Wirkung seiner Meldung. „Ich hielt es für meine Kameradschaft, dich zu warnen. Frag sie selbst."

Bald, nachdem Kleinert fort war, erschien Lena.

„Jesses Mariam, was hast du wieder?" rief sie noch in der Thür. Sein Gesicht war erdfahl und seine Augen sprühten vor Aufregung. Man könnte ernstlich Angst vor ihm bekommen!

Zögernd, die Augen nicht von ihm wendend, legte sie ab.

„Komm her," sagte er, seine Stimme klang tonlos heiser. „Komm her — man meint, du hättest Angst — du hättest kein reines Gewissen!"

Sie trat auf sein Geheiß dicht an den Tisch heran. „Da! was willst du?"

Sie vermochte ihr Zittern nicht zu verbergen, wie eine Verbrecherin stand sie vor ihm, von dem Bewußtsein ihrer Schuld belastet. Weiß er etwas? Ihre Augenwimpern zuckten unter seinem Blick.

Nach einer peinlichen Pause hob er mit unheimlich erkünstelter Ruhe an: „Sie sagen — du wärst es gewesen!"

„Was? Was soll ich —"

Und er kicherte hämisch. „Ein Blödsinn — du — du sollst die Bude in Brand gesteckt haben ..."

„Herr du mein!“ Sie prallte entsetzt zurück, totenblaß.

Er warf die Schultern empor und grinste vor sich hin. Gleich fuhr er mit den Augen in die Höhe und scharf in die ihren, als wären es zufassende Krallen.

„Du bist am Dreiundzwanzigsten abends um neun Uhr am Bastion Friedrich gesehen worden!“

„Ich?!“ Sie fühlte das Emporschießen der Glut in ihrem Gesicht. Sie war so wehrlos.

„Der Windisch will dich gesehen haben.“ — Er richtete sich auf, als wenn er hinzuspringen und sie packen wollte, damit sie ihm auch nicht mit dem Vibrieren einer Miene auswiche.

„Mich? Er ist ein Lügner! Er ist verrückt!“ kreischte sie überlaut auf. „Du bist verrückt! Ihr alle seid verrückt!“

„Nun, nun! Hab' dich nicht so!“ fuhr er sie an. „Du sollst vor Gericht — wirst also nachzuweisen haben, ob du dort gewesen.“

„Was, ich soll die Bude in Brand gesteckt haben?!“ Und sie zeterte los. All das Aufgebot ihrer Lunge und ihrer Thränen; sie klammerte sich an die Ungeheuerlichkeit der Brandstiftung, um den Schreck über die Entdeckung ihres Stelldicheins mit Funk zu verbergen.

„Du mußt doch dort gewesen sein,“ herrschte er sie abermals an. „Wirst es ja zu beweisen haben — du wirst schwören vor Gericht!“

„Eine Schand'! Eine Schand' — eine Schand'! Es sind die Kilos! Es ist der Neid!“ brauste sie abermals in voller Entrüstung auf. „Na wart', wenn ich

vor muß, so tränk' ich's ihnen ein!" Und die Wut wurde allmählich von einem Thränenstrom fortgeschwemmt.

„Weiber!" zischelte er in voller Verachtung.

In der Nacht that sie kein Auge zu. Was nun? Man hat sie gesehen, mit Windisch war es richtig — sie hatte ihn damals, als sie in ihrer Aufregung an ihm vorüberstürzte, nicht beachtet. Was, und sie soll schwören, daß sie nicht dort gewesen? So muß sie wo anders gewesen sein um die Zeit. Sie kann nicht schwören. Es ist alles verloren! Das gerade fehlte noch!

Am andern Morgen kam die Aufforderung zu Händen ihres Mannes, daß sie am nächsten Morgen zum Verhör in der Schnurgasse zu erscheinen hätte. „Nun gut, laß mich nur hin!" trotzte sie. „Die mich ins Garn gebracht, sollen dran glauben!"

Doch unter dem Trotz zitterte die Angst. Folgendes wird geschehen. Man wird ihr zusetzen, wo sie gewesen ist. Schwört sie: an einem andern Ort, so ist's ein Meineid. Sie darf nicht schwören! Zudem hat die Angabe, daß sie am Abend dort gesehen worden, den Verdacht um so schärfer auf ihren Mann gehetzt.

Befreit sie ihn nicht von allem Verdacht, wenn sie zugesteht, daß sie dort gewesen? — Aber nicht allein! Es ist ein Zeuge da, und die Brandstiftung ihrerseits zerfällt in eine Lächerlichkeit —, doch eine neue Schande wälzt sie damit, mit dem Bekenntnis des Stelldicheins, auf sein Haupt!

Was ist zu thun? — Kein Ausweg? — Fliehen? — Ihn, dessen Ehre sie besudelt, mit dem schändlichen

Verdacht im Stiche lassen? Feigheit! — So wird sie Mut fassen und für das Geschehene einstehen! Sie wird einfach zu seinen Füßen stürzen und ihm alles beichten! — Verzeihung? Nein, daran denkt sie nicht. Aber er wird sie niederschlagen mit der Faust — die Ehebrecherin! — schon fühlt sie an der Gurgel seine krallenden Hände, die ihr den Garaus machen werden... Sie sieht ihn schon das Faschinenmesser zücken, um sie zu durchbohren — einerlei, was ist ihr Leben wert? Nur ein Ende, nur einen Ausweg von all der Qual!

Neunzehntes Kapitel.

Die Wacht am Rhein.

Den ganzen Tag über lastete das Geständnis auf Lenas Brust, sie wähnte daran zu ersticken. Oft war es ihr, als müßte sie jäh aufschreien, um sich Luft zu machen von dem entsetzlichen Alp. Es muß sein! — Morgen soll sie schwören — es ist kein andrer Ausweg!

Mehrmals war sie aufgestanden und vor Hubert hingetreten, und eine unsichtbare Hand schien sie niederzureißen — auf die Kniee dort vor ihm. Immer wieder kämpfte sie sich gegen den gespenstischen Zwang empor — immer noch meinte sie, daß etwas käme, sie von dem Ungeheuren zu befreien!

Gegen Abend klopfte es — Blaumüller!

Fast wäre sie ihm jubelnd entgegengeeilt — als bedeutete er die Erlösung. Er ist es gewesen! Nun

kommt er, um ihnen zu beichten, sie von dem erbärmlichen Verdacht zu befreien! In seinen Mienen steht es geschrieben — er ist es gewesen!

Der Gedanke durchzuckte sie sofort beim Anblick des Eintretenden. Eine fiebernde Aufregung flackerte aus Blaumüllers Augen; es dämmerte bereits, desto unheimlicher war dieses Flackern in dem fahlen, völlig verstörten Gesicht, dessen Haar und Bart noch verwahrloster schienen als sonst. Auch seine Stimme war ins Tonlose verändert, doch diesmal war es nicht die umschlagende Unsicherheit des Trunkenen — er schien nüchtern.

„'n Tag, Hubert! Wie steht's?"

Er reichte Hubert die Hand hin. Hubert hob mürrisch abwehrend die eingeschnürte Rechte. Nun, da blieb doch noch die Linke als Ersatz zum Einschlagen; aber Hubert ließ die wie angenagelt auf dem Tisch liegen. Teufel, was will der Kerl? Ich mag keine Gemeinschaft mit dem Säufer! Oder was sonst noch...

Auch Hubert flog beim Eintritt Blaumüllers der Gedanke an, daß er gekommen, um irgend eine unselige Beichte abzulegen. Es war doch kein alltäglicher Besuch!

Lena beobachtete den Ankömmling scharf, jede seiner Bewegungen. Da er gegen das Schartenlicht stand und das Gesicht im Dunklen blieb, huschte sie in die Kammer, um die Lampe anzuzünden.

Wie es ginge, ob es sich bald wieder machte mit dem Arm? Einige Verlegenheitsfragen, die Hubert klein beantwortete. Er hätte sich wohl schon sehen lassen

können! meinte die Lena, indem sie an dem Docht hantierte. „Was macht denn die Sett?"

„O gut, gut, danke!" rief Blaumüller zurück, froh, ein lauteres Wort zu sprechen und zu hören. „Die Geschichte hat uns beide sehr mitgenommen," fügte er gedrückt hinzu. „Sie hätten die Lampe aber auslassen sollen, Frau Hubert, es ist ja noch ganz hell."

Und er schien fast zurückzufahren vor dem freundlich gelben Schein, der ins Zimmer brach.

„Wollen Sie sich nicht setzen?" sagte Lena höflich.

O, er müßte gleich wieder fort; die Augen fuhren dabei unstet in dem Raum umher. Er wäre nur auf einen Moment gekommen, um zu sehen, wie es stände. „Ich wäre längst dagewesen, aber . . ."

Hier stockte er.

„Nun?" fragte Lena, ihm zusetzend.

„Na, es wäre nicht gut für Sie gewesen — Sie verstehen!"

„Wieso? Ich versteh' nicht, Herr Blaumüller —," fiel Lena scharf ein.

„Leider ist doch der Verdacht bei Ihnen hängen geblieben — ich weiß so gut wie Sie, daß Sie unschuldig sind —"

„Wieso? Nichts wissen Sie! Sehen Sie her! Ich bin's gewesen! Ich — ich hab' die Bude angesteckt!" Schrill höhnend rief sie es. „Ja, Sie brauchen sich nicht zu verwundern; fragen Sie nur meinen Mann! Trauen Sie mir das nicht zu?"

Blaumüller war so überrascht und verblüfft: was soll denn das heißen? Was für ein abscheulicher Scherz!

„Sie . . .?“ dehnte er. Und der Versuch eines Lächelns, der wie eine schmerzhafte Grimasse aussah.

Da sprang sie mit der Frage gegen ihn an, und wahrhaftig, sie lachte dabei: „Oder sind Sie es etwa gewesen?“

Einige Sekunden stand er wie gelähmt. Er brauchte nur ja! ja! ja! zu nicken. Deswegen ist er ja gekommen, um sich endlich, endlich sein Gewissen zu erleichtern! Er ertrug die Schande nicht länger, einen Kameraden statt seiner in der Patsche zu lassen. Es war der Abscheu vor sich selber, vor seinem eigenen verbrecherischen Schweigen, der ihn an Huberts Thür hatte anklopfen heißen. Jetzt muß es heraus!

„Zum Teufel, laß das verdammte dumme Geschwätz!“ brauste Hubert auf. „Kein Wort mehr davon!“

Gott im Himmel war Zeuge, daß er, Blaumüller, gekommen war, um ein Geständnis abzulegen, daß er die Huberts um Verzeihung bitten wollte für all die Schmach, die er ihnen aufgebürdet. Doch die Worte, die er sich vorher für das Geständnis zurechtgelegt, würgten ihm in der Kehle. Kein Wort brachte er heraus. Nur die paar lallenden Laute, die über seine Lippen huschten — es war eine so unheimliche Lähmung — der Teufel hielt ihm die Kehle zu. Ganz andres, völlig Gleichgültiges — nur nichts von dem Geständnis. War die Helle des Lichtes schuldig daran? — Hatte er doch gerade die Dämmerung für den Ausgang gewählt! — War es Lenas seltsames, unheimlich lustiges Fragen? — Huberts zorniges Dazwischenfahren? — und dort die Hand, die auf dem Tische angenagelt

blieb — würde sie sich wohl von der Platte trennen um ihm die Verzeihung zu spenden?

Er machte, daß er fortkam. Jetzt ist es Zeit für das andre, was geschehen muß! Damit wenigstens das vollbracht wird!

„Guten Abend und gute Besserung —,“ hauchte er hin, als er ging; wie aus einer großen Ferne klangen ihm die eigenen Worte. Er fühlte seine Schritte wanken.

„Bleiben Sie doch, Frau Hubert!“

Diese war mit ihm zur Thür hinausgetreten.

„Es brennt noch kein Licht hier im Flur; darf ich Ihnen leuchten, Herr Sergeant?“

Sie eilte in die Stube zurück, um die Lampe zu holen. Als sie wieder vor die Thür trat, war er fort; sein unsicherer Schritt dröhnte im Korridor.

Und ein gewaltiger Schreck befiel sie. Sie wußte, daß er gekommen war, um etwas zu beichten, das all die Unsäglichkeit ins Gegenteil verkehren würde. Nun war er gegangen! Morgen sollte sie vor Gericht — es war alles vorbei! Und sie trat in die Stube mit dem festen Entschluß, ihrem Manne alles zu gestehen — heute abend noch — gleich! Ein wilder Mut befiel sie — mochte er sie jetzt mit der Faust zu Boden schlagen — mochte er sie mit seinen Händen erwürgen — sein Faschinenmesser mit ihrem schuldigen Blute röten — wohlan!

Im Korridor war der Kasernenwärter eben damit beschäftigt, die Lampen anzuzünden. War es Absicht, daß er gerade Blaumüller seinen breiten Rücken zu=

kehren mußte, als dieser nahte? Sie trieben alle ihren Scherz mit dem „Hofrat" und seinem Amt, und er blieb sonst keinem einen Gegengruß schuldig. Blaumüller warf ihm einen kleinlauten „'n Abend" zu. Der Mann machte sich nur um so eifriger mit seiner Lampe zu schaffen, und er murmelte einen Fluch, da diese nicht recht brennen wollte. Aber keine Antwort auf den Gruß.

Recht so; er, Blaumüller, verdient auch keinen Gruß! Mit dieser stummen Aechtung mußte es enden! Jetzt ist es Zeit! Er war seit dem Beginn der Untersuchung vom Dienste dispensiert, damit er solchen Aechtungen der Kameraden wie der Untergebenen entzogen werde; wenn er auf einem notwendigen Gang einem Soldaten begegnete, so fürchtete er fast, irgend eine Insubordination in Miene und Honneur herauszufordern. Und daran maß er erst die Schändlichkeit, daß er durch sein Schweigen den Verdacht auf Huberts Schultern abwälzte. Ich bin ein Betrüger gewesen — ich bin ein Brandstifter — ob mein Weib oder ich — beide sind eins! Aber ich will kein Halunke an der Kameradschaft werden!

Er durchschritt den Thorweg; ein Frostschauer überrieselte ihn, nicht körperlich allein — er gedachte der ungeheizten Stube daheim und der gräßlichen Zeit, die sie beide seit der Feuersbrunst verbracht. Ein Wanken und Schwanken, und die erbärmliche Ohnmacht, sich zu irgend einer That aufzuraffen. Es mußte doch etwas geschehen! Sie hatten im Dunkel der Nacht, da sie schlaflos sich in ihren Betten wälzten, darüber nach-

gedacht, ob sie nicht gemeinsam den Weg, der sich ihnen als die einzige Ausflucht erwies, betreten sollten. Und nun ging er ihn doch allein. Vielleicht, daß er ihr dadurch dennoch das Weiterleben möglich machte. So war dieser Gang zugleich ein Beweis seiner Liebe für sie! Er hatte sich vergangen, und sie war zur Verbrecherin geworden, um ihn zu retten — Treue um Treue! Und es war, als fiele von dieser Treue aus ein milder Schein in den Wust hinab, in dem sie beide versanken.

Er betrat den Korridor der eigenen Compagnie. Hier brannten die Lampen schon, doch das matte Licht kämpfte noch mit dem fahlen Tagesschimmer, der durch die Scharten brach. An den Wänden zwischen den Scharten standen die Gewehre auf den Gestellen gereiht, blau schillerten die Läufe, und das Messing der Beschläge leuchtete mit scharfen Strichen und Punkten gelben Glanzes. Aus den Stuben schallte das Durcheinander von Stimmen, in einer donnerte ein Unteroffizier, in einer andern ging es fröhlich her, man sang zu den weinerlichen Tönen einer Ziehharmonika.

Jetzt trat ein Füsilier aus der einen Thür, schritt auf die Gewehrstütze zu und machte sich dort zu schaffen. Natürlich der Matthäus! Während sich die andern unterhalten und singen, hat er irgend etwas zu „fummeln" an seinen Sachen.

Matthäus fuhr fast erschrocken zusammen, als er den Sergeanten erkannte. Er hatte in diesen Tagen mehrere Male bei Blaumüllers seine Dienste angeboten, war aber jedesmal barsch abgewiesen worden. Er

hatte ihnen ja nur zeigen wollen, daß er nicht zu den Aechtern gehörte, daß er ihnen treu anhing, bis zuletzt. Aber auch das war ihm verwehrt worden.

Bei Blaumüllers Annäherung nahm er das Gewehr bei Fuß und stand stramm vor seinem Vorgesetzten, krampfhaft stramm, ohne eine Miene zu rühren. Doch die guten blauen Augen, die nach Vorschrift den Sergeanten anblickten, konnten das innige Mitleid nicht verhehlen.

Blaumüller fühlte ein Bedürfnis, dem biederen Kerl ein gutes Wort zu sagen, eine Art verstecktes Lebewohl.

„Was machen Sie da, Matthäus?“ fragte er, nichts Besseres findend.

„Ich putz' mein Gewehr, Herr Schersant!“

Blaumüller nickte stumm und schritt weiter, doch noch einmal drehte er sich um: „Matthäus, Sie könnten mein Gewehr auch 'mal wieder putzen — nachher — heut' abend, hören Sie?“

„Es ist erst vor drei Tagen geputzt worden, Herr Schersant — aber wie der Herr Schersant befehlen!“

„Es wäre mir lieb, wenn Sie es heut' abend noch reinigten —.“

„Zu Befehl, Herr Schersant!“

Seltsam, was hatte der Sergeant es so eilig mit dem Putzen? Während Matthäus die Stubenthür öffnete, sandte er einen scheuen Blick der im Dämmer verschwindenden Gestalt nach; eine weitere Neugierde verbot der Respekt. Und die Ahnung einer kommenden Unseligkeit umkrampfte sein Herz.

Es war sonst niemand im Flur. Blaumüller stand vor der letzten Gewehrstütze. Ein Griff — so hielt er sein Gewehr in der Hand; er hätte es auch im Dunklen gefunden. Und die Waffe scheu an die Seite drückend, als beginge er damit einen Diebstahl, trat er durch die Seitenpforte in den Hof hinaus.

In der Kehle der Bastionsflanke befand sich die Geschoßladestelle, die jetzt im Frieden zum Aufbewahren der Scheibenutensilien für die Compagnie diente. Die Lattenthür war beigelegt, Blaumüller schlüpfte hinein. Der Raum eignete sich „dafür", und er würde dabei nicht gestört werden. An den Wänden lehnten Scheiben, hundertfach von Kugeln durchbohrt und immer wieder geflickt, darunter eine Figurenscheibe, einen Soldaten in Lebensgröße darstellend, auch der von Kugeln durchlöchert, auf der Brust, im Gesicht, auf allen Gliedern.

Sein Fränzchen hatte solchen Spaß an diesen Figurenscheiben gehabt. Zuerst fürchtete er sich vor den Männern mit den martialischen Schnurrbärten; dann amüsierte er sich damit, redete sie an und forderte sie heraus, die sich nicht einmal wehrten, die dummen Kerle! Papa hatte ihm gezeigt, wie man Franzosen totschießt, eine Latte statt des Gewehres angelegt — „Puff!" da war der Kerl ins Herz getroffen. Fränzchen besah sich sehr genau das Kugelloch. „Papa — noch 'mal totschießen!"

Er meinte das Stimmchen des armen toten Lieblings zu hören — Thränen verdunkelten seine Augen.

Auch standen dort die Transparente von Kaisers Geburtstag her; trotz der Dämmerung konnte er die

bunten Bilder, teilweise zerrissen und vom Lampenqualm geschwärzt, unterscheiden. Da war die bekannte Figur der „Wacht am Rhein“, zur Attacke vorgestemmt, das Schwert zückend. Ferne Erinnerungen kamen dahergehuscht, und er hörte aus dem Getöse des rollenden Zuges, der von der Rheinenge ins Nahethal bog, nach der bedrohten Grenze hin, den trotzigen Jubelgesang der Soldaten in den Coupés — „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“ Wie hatten sie das Lied gesungen, gesummt, gejubelt, fast bis zur Heiserkeit gebrüllt, niemals zum Ueberdruß, allüberall, auf der Fahrt, auf dem Marsch, im Biwak, ja in die heiße Schlacht hinein flatterte seine Melodie über den Kolonnen gleich einer unsichtbaren Fahne, und es schien die Todeswunden wie mit einem verklärenden Schleier zu bedecken.

Nun umschwirrte es ihn auch in der unseligen Stunde. Er lehnte das Gewehr gegen die Wand, ließ sich auf einem Holzblock nieder und wühlte das Haupt in die Hände. Sein Stöhnen hallte dumpf von der niederen Wölbung. Gott im Himmel, warum hast du mir nicht vergönnt, in der Ackerfurche dahinzustürzen, von der ehrlichen Feindeskugel getroffen, ringsum Pulverdampf, Signal und Ruf, über mir das Zischen der Geschosse! Und während von den Hügeln das Hurra der stürmenden Bataillone herüberschallt, läßt das Delirium des Todeskampfes noch einmal jenes Lied über die zuckenden Lippen beben: „Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

Zornig, in einer ungeheuren Wut gegen sich selbst, ballte er die Fäuste in die Luft. Als er den Blick

erhob, sah er die Augen eines lebensgroßen Soldaten auf sich gerichtet. Kein Scheibenbild diesmal — es war das Transparent mit dem Brustbild des Kaisers. Ein unendlich mildes Lächeln schwebte über den hohen Zügen, und in den Augen lag Verzeihung, wie ein Vater sie dem sündigen Sohne spendet. Die Soldaten sind doch alle seine lieben Kinder — er will keines missen; nein, er will nicht, daß eins von ihnen sich wie ein räudiger Hund in die Ecke schleicht, um zu verenden. . . .

Er konnte den Blick der milden Vateraugen nicht länger ertragen. Mit einem Ruck riß er den Rock auf und schlug sich mit der Faust auf die nackte Brust. Ein Schluchzen erschütterte seinen Körper: „Ich bin nicht wert — ich bin nicht wert . . .“

Plötzlich sprang er auf, tastete nach dem Gewehr an der Wand und stolperte in das Dunkel jener Ecke unter das Gerümpel. Hier kramte er die Patrone aus der Tasche (er trug sie nun schon seit zehn Tagen bei sich) und legte den rechten Stiefel ab, um besser abdrücken zu können. Dann, als er geladen und die Mündung gegen das Kinn gerichtet, zwängte er die Fußspitze unter den Abzugsbügel.

Rief nicht jemand „Feuer!“?

Er meinte das Kommando zu vernehmen, die Stimme seines Hauptmanns, der bei Sedan in der Schlacht fiel, eben als er „Feuer!“ kommandierte. Sofort drückte er ab. Sie fanden ihn zehn Minuten später, das zerschmetterte Haupt hatte im Zurückprallen eine dahinter lehnende Scheibe durchschlagen.

Die Nachricht lief sofort von Block zu Block. Lena schrie laut auf, als sie es erfuhr.

Hubert erschrak fast vor dem seltsam wilden Ton des Schreies — als hätte der Jubel ihr den ausgepreßt.

„Ich dächte, du hättest mir was zu sagen?" fragte er nach einer Weile.

Sie kam und fiel ihm um den Hals, weinend und schluchzend. „Nichts — nichts!" wiegte ihr Haupt an seiner Schulter.

Am Abend, als die Stubengenossen lange in der Klappe lagen, saß Matthäus noch am Tisch beim trüben Schein der Lampe und „fummelte". Es war das Gewehr des toten „Schersanten", das dieser ihm zu reinigen befohlen hatte. Und er fummelte, fummelte eifrig, als müßte er dem Toten mit der übertriebenen Blankheit noch eine besondere letzte Ehre anthun. Doch war er nicht zufrieden mit der Arbeit. Das Petroleum ging aus und die Flamme zuckte; — auch in seinen Augen stellte sich von Zeit zu Zeit eine Verdunkelung ein. Ein paarmal fiel sogar eine Thräne auf das Metall hernieder, und er mußte wieder von vorn beginnen mit dem Fummeln.

Zwanzigstes Kapitel.

Damenkaffee.

Die Kilos wollten vor Neid bersten. Das Tanzbodenliebchen, das mit seinem Herzen Omnibus gespielt und nun — eine Frau Feldwebel! Es war unerhört! Es war ein Hohn — ein Skandal!

Wie ist das nur gekommen? — Das Feuer hat diese unerhörte Wendung zu stande gebracht, es hat so mancherlei beleuchtet, das nicht in Ordnung war. Da ist der Major, der entsetzliche Leuteplacker, gepurzelt, und er hat endlich den so lange gefürchteten „blauen Brief" erhalten. Und die Majorin, welche so fanatisch die Ehre der Unteroffiziere hütete und nicht leiden wollte, daß die schöne Helena Frau Feldwebel wurde, während sie sich doch selbst, die scheinheilige Kokette, vom Brigadekommandeur bis zum Lieutenant herab die Cour schneiden ließ, war in der Versenkung des a. D. verschwunden. Der „Waschlappen" von einem Hauptmann, der nach der süßen Flöte der Frau Majorin getanzt, war versetzt worden; von oben herab ward dem Bataillon ein Wink gegeben, für den abgehenden Moldauer nur einen Chargierten vorzuschlagen, der Schneid besäße, denn nicht nur in Huberts Augen war die Compagnie verlottert. Warum nahm man diesen denn nicht? Durch Blaumüllers Selbstmord, der jede weitere Untersuchung überflüssig machte, stand er glänzend gerechtfertigt, und man war ihm wohl das Pflaster für den

unseligen Verdacht schuldig. So erhielt er den Degen, dem Klüngel zum Trotz.

„Frau Feldwebel“ — nun ist wohl kein Lassens mehr vor Lenas Hochmut? Heute, am 18. Mai, trumpfte sie gar die ganze Kasematte ab mit ihrer Geburtstagsfete. Auch jetzt noch, nachdem die neugebackenen Feldwebels das Moldauersche Quartier am Hauptthor bezogen und der Kantine nicht mehr ein direktes Visavis bilden, läßt sich immerhin eine Kontrolle schräg hinüber ausüben. So mußten die Geburtstagsgäste alle erst den Kiloschen Klatsch passieren, ehe sie im Thorweg verschwanden.

Da kommt Frau Riemla, die Futtermeisterin, mit ihrem Kleinen. — „Die braucht auch nicht so madamig zu thun: vom Kochlöffelorden so gut wie die andre Bande!“ meint Mutter Kilo, die breiten Fäuste mit den entblößten roten Armen auf die Theke gestemmt. „Ich dächt' doch, sie hätt' sich mit den Hubertschen verfeindet? Jetzt kommt sie gar mit einem Blumenpott! Pack schlägt sich, Pack verträgt sich!“

Die blonde Wallmeisterin, frisch und beweglich, mehr Quecksilber denn je, kann es nicht erwarten und ruft ihren Geburtstagsgruß bei Huberts schon zum Fenster herein. Jetzt die Frau Vicefeldwebel von der Sechsten, hungrig wie immer aussehend, mit einem Resedatöpfchen. — „Ich thät' doch gleich einen Strauß Petersilie bringen!“ pruftet Mutter Kilo. — „Was, und die Moldauer? Nicht möglich! Dat is aber wirklich stark! Sie ist auch geladen und hat angenommen? Pack schlägt sich, Pack verträgt sich! Natürlich, eine

Frau Feldwebel! Na, wart!" murmelte sie drohend. „Ah, Herr Funk!"

Eben ging die Glasthür auf und Funk trat ein. „Was, Sie gehören doch drüben hin, Herr Funk! Sie sind doch geladen?"

Dem Unteroffizier wollte die verschmitzte Miene nicht recht gelingen, er zuckte mit der Schulter: „Einen Klaren, Mutter Kilo!".

Er blieb an der Theke, um den dargereichten Schnaps stehend hinabzustürzen. Und drinnen in der Gaststube, die von Gästen leer war, harrte das Billchen, von der Stickerei mit verstohlenen Viertelsblicken nach ihm hin lauernd. Funk kam immer seltener, und wenn er kam, gab es immer dem armen Mädchen einen Stich ins Herz. Insgeheim verzehrte sie sich vor Gram über Funks Vernachlässigung: er war wie umgewandelt seit der Feuersbrunst, zerstreut und wortkarg, sie schien allen Zauber auf ihn eingebüßt zu haben. Ist wirklich die Lena im Spiel?

„Na, man weiß doch, wer das Prachtbouquet drüben geliefert!" fuhr Mutter Kilo fort.

„Die Avancierten der Compagnie, wer sonst?" wich er aus, das Glas hinsetzend.

„Das eine, mit den Rosen" — natürlich kannte sie die Bouquets genau, die heute morgen bei der Frau Feldwebel abgeliefert worden waren, — „ja, das! Ihr seid mir schöne Kerle, ihr Avancierten von der Fünften! Jetzt, wo der Hubert Feldwebel geworden ist, macht ihr Katzenbuckel. — Gelt, ihr habt Angst vor ihm!"

Funk murmelte etwas, das wie „Kaffer" klang.

In der That hatten sie höllischen Respekt vor dem neuen Feldwebel, der als ein neuer Besen immer schärfer herumzufegen begann. Nun, das Geburtstagsbouquet ist doch nur ein Herkommen, weiter nichts!

„Ich mein' das andre, das kleine Bouquet — es waren Vergißmeinnicht dabei — von wem war das denn, Herr Funk?“ Sie blinzelte mit dem einen Auge und wiegte den massigen Oberkörper über der Theke. „Na?“

„Ach was! Noch einen Klaren!“ rief er, das Glas aufhebend und auf die Platte stapfend.

Es war der Ausbruch des Aergers darüber, daß sein Liebchen vom Bastion Friedrich seit jener Feuersbrunst, nach so vielversprechendem Anfang, nichts mehr von ihm wissen wollte. Er war der Lena nur ein paarmal flüchtig begegnet, sie war jeder Annäherung ausgewichen, hatte sogar einmal seinen Gruß nicht bemerken wollen. Aber das ist nur Thuerei — einstweilen hat sie noch die Feldwebelin zu verdauen. Wart nur, Fünkchen, deine Zeit kommt auch wieder! Vielleicht hat er sich 'was vergeben, ihr den Strauß ins Haus zu schicken?

„Nun sieh nur 'mal einen Menschen an!“ rief Mutter Kilo, die Arme wieder entrüstet in die Seiten stemmend. Ueber den Appellplatz rauschte die gewaltige „Maschine“ der Frau Regimentsschneiderin. Ja, man hörte das Rauschen ihres Seidenkleides bis herein. Ihre beiden naseweisen Küchlein von Töchtern trippelten, festmäßig aufgedonnert, neben ihr her. „Man glaubt's nicht, wenn man's nicht sieht! Puh! Na, die kann's! Schneidet sich Seidenfahnen aus dem Kommißtuch. Ich

mein', die Rockschöße des Regiments werden in dieser Saison sehr kurz ausfallen — die beiden Mamsellen wollen auch in Seide laufen! Puh!"

Es erschien ein Füsilier, der für zwei Pfennig Bimsstein verlangte. Mit einer offenbaren Wut schob sie das Kupferstück in das Münzloch der Thekenplatte. „Natürlich! Unsereins muß es mühsam mit Pfennigen zusammengrapsen!"

Funk langweilte es zuletzt, und die Nähe Billchens schien ihm nicht geheuer, er stürzte den Rest seines Klaren herab und empfahl sich. Er hatte nirgend Ruhe. Dienst war ihm nun am willkommensten, so gern er früher denselben entbehren konnte. Die Leidenschaft, das Hangen und Bangen, was nun folgen würde, ob sie, die Heißbegehrte, nun sein würde und bliebe, brodelte in ihm gleich einer unheimlichen Glut. —

Bei den neuen Feldwebels ging es heute hoch her. Die Lena wußte selbst nicht mehr, wen sie alles in ihrem Uebermut zum Geburtstag geladen, und die Gäste hatten Mühe, an dem Sofatisch Platz zu finden. Es war gut, daß sie das Kaffeeservice bei der Wallmeisterin vervollständigt.

O, sie wußte schon, trotz dem ehemaligen „Bauerntrampel", ihre Honneurs zu machen; und durch all die geschäftige Liebenswürdigkeit, mit der sie immer wieder zur Vertilgung des Kaffees und des Kuchenwerks nötigte, schimmerte das Bewußtsein der neuen Würde.

Sie schien körperlich noch gewachsen mit dem neuen Rang, und aus ihren wunderschönen Augen blitzte der helle Triumph. So hatte sie dennoch erreicht, was sie

erreichen wollte! Sie war dennoch nicht an dem zweierlei Tuch zu Grunde gegangen, wie ihr Mütterlein ihr prophezeit!

„Bitte, Frau Moldauer, noch ein Stückchen von dem Blatz!“ (Kuchen.)

Die Moldauer war sehr gnädig. Man hatte ihr, als der Aeltesten, den Ehrenplatz auf dem grünen Rips-sofa angewiesen. Sie ist also doch noch nicht zu dem alten Eisen geworfen, weil sie „a. D.“ ist! Schon die Einladung mußte sie mit der Hubert aussöhnen. Gerade die andern hatten sie fallen lassen, sowie sie die Feld-webelin abgelegt. Und mit einer gewissen Wehmut spähten ihre stets krankhaft geröteten Augen in dem Raum umher, den sie selbst vordem bewohnt.

Neben ihr auf dem Sofa spreizte sich die Regi-mentsschneiderin — allein schon ihr pompöses braunes Seidenkleid beanspruchte den Platz, obgleich die Wall-meisterin an Rang die Aeltere war. Aber das frische, prächtige Weibchen verzichtete gern auf diese Bevor-zugung. Als man sich vorhin gegenseitig aufs Sofa nötigte, ganz nach der Art der Offiziersdamen, hatte sie den Rangstreit einfach mit dem Ruf abgeschnitten: „Laß wir lustig sein! Das ist die Hauptsach'!“ Und sie setzte sich und rückte sich mit dem Stuhl dicht an den Tisch. „Kaffee her — ich verdurste! Vom Riechen wird man nicht satt!“ rief sie lachend.

In der That duftete es köstlich nach Mokka. Bald erschien auch der Bursche, sauber und geschniegelt in seiner besseren Garnitur. Alles staunte ihn an wegen der Geschicklichkeit, mit der er sich benahm.

Die Lena schmunzelte: „Ein Kellner von Profession. Er kocht wie ein Chef. Wir essen seitdem wie im Viktoriahotel. — Jang, den Zucker für die Frau Zergeant!"

Und Jang flog nur so, die Augen ganz voll Diensteifer; draußen aber am Küchenherd grinste er über die köstliche Karikatur der guten Gesellschaft, die sie dort drinnen aufführten.

„Schad', daß ihr den Fauteuil nicht mitgenommen," meinte die Futtermeisterin. „Mein Lieblingsplatz!"

„Es that mir selber leid, ihn stehen zu lassen," sagte Lena.

Das Fauteuil mußte für die andern noch erläutert werden. Ach so, die Kanone! Und man lachte. Wirklich vermißte die Frau Feldwebel den alten ungeschlachten Stubengenoß, so lästig und protzig er sich dort in der andern Stube gespreizt. Der Anblick der unbeweglichen und stummen Metallmasse hatte ihnen beiden wie eine Art Halt gewährt in den trüben Tagen, da alles wankte und schwankte. So that ihr der Abschied von dem Ungetüm wirklich leid. Sonst hatten sie sich doch mit der neuen Wohnung gebessert. Es gab hier zwei Blöcke statt des einen, die Wölbung war höher, und statt der engen Scharten wirkliche Fenster, auf deren Simsen sich heute die Zierpflanzen so fröhlich in dem linden Maienhauch bewegten.

Und heute, statt der gefängnismäßigen Verlassenheit dort hinten, eine Stube voll Gäste! Früher völlig verfemt — nun vom Respekt umgeben! Und der wundervolle Feldwebeltitel, der sie auf Schritt und Tritt

umschwirrte! — Mit einer Art Wollust sah sie den Neid aus den Augen der Damen glitzern. Etwas von der schönen Helena erwachte in ihr: sie alle wieder ihre Macht fühlen zu lassen!

Natürlich, damit soll und muß es vorbei sein! Fast hätte sie am Morgen das anonyme Bouquet mit dem sehr deutlichen Vergißmeinnicht abgewiesen — sie wußte, es war ein Gruß von ihm. Ihr Mann hatte es scheel genug angesehen.

„Von wem?“ herrschte er sie an.

„Was weiß ich? Was können die armen Blumen dafür? — Komm, heute ist mein Geburtstag!“

Und der Brummbär duldete, daß auch dies Blumenbouquet neben dem andern, das die Avancierten gespendet, den Kaffeetisch zierte. Auch ihn schmeichelte all der Respekt, zu dem sich die ganze Kasemattensippschaft beugte. „Sie fürchten mich!“ Das that ihm wohl. „Und sie sollen mich noch mehr fürchten!“ Seine Frau will er schon hüten! Weh' dem, der sich nur in Gedanken an seiner Frau Feldwebel vergreift!

Von der Höhe dieser Frau Feldwebel herab erfüllte der Gedanke an Funk sie fast wie ein Mitleid; das Spiel mit dem Fünkchen (das Diminutiv klang ihr harmloser), jenes Stelldichein am Bastion Friedrich, alles kam ihr jetzt wie ein Märchen vor. Vor dem effektvoll kalligraphierten Thürschild, das den Namen „Hubert, Feldwebel“ trug, würde sofort jede Erinnerung an vergangene Thorheiten umzuwenden haben!

Jetzt hielt vor dem Kasemattenthor eine Droschke; alles wendete die Augen nach dem Fenster. Der Droschken-

kutscher wälzte sich vom Bock und half dann mit überaus vorsichtiger Galanterie einer alten Dame den Tritt herab, die wohl mehr aus Furcht vor Zerbrechlichkeit, als zum Schutz gegen ein rauhes Lüftchen in mehrere Schichten von Tüchern und Umhängen verpackt war.

„Frau Pifferath!“ jauchzte Frau Hubert in aufrichtiger Freude, und sie eilte hinaus, um den willkommenen Besuch selbst hereinzuholen.

„Droschkenbesuch!“ meinte die Regimentsschneiderin, „das laß ich mir gefallen!“ und zu den Küchlein gewandt: „Grittchen, sitz' gerad'! Du kleckerst dein Kleid, Tilda!“

„Frau Pifferath,“ fiel die Moldauer schnippisch ein, „aha, die Madam, bei der die Hubert zuletzt in Stellung war!“

Das, um die Wirkung der Droschke abzuschwächen. Sie selbst hatte nicht gedient und dünkte sich etwas Höheres. Sie nickte der Frau Büchsenmacher verständnisvoll zu — die war bekanntlich die Tochter eines wirklichen Rechnungsrats.

Eine komische Aengstlichkeit befiel die gute, alte Dame, als sie mit Lena in die Stube trat: es saßen so viele kräftige Gestalten und resolut dreinschauende Gesichter dort am Kaffeetisch — solche, die sehr wohl im stande wären, alte, kleine zerbrechliche Geschöpfe wie sie, die Pifferath, in die Tasche zu stecken, es war nicht leicht nach all den Vorstellungen und Komplimenten, sie endlich auf einen Platz zum Sitzen zu nötigen. Am liebsten wäre sie wieder gegangen; o, sie wollte niemand stören! Zuletzt ward sie durch ein offenes, handgreif-

liches Zufassen der Frau Wallmeister auf das Sofa zwischen die beiden Damen gesetzt.

„Es gehen noch ein halbes Dutzend von Ihnen hinauf, Madam Pifferath!“ rief die Futtermeisterin, um die dicke Regimentsschneiderin zu ärgern, neben der sich die kleine Dame wie ein zimperliches Püppchen ausnahm.

Und mit ihren verwunderten Puppenaugen schaute die kleine Dame alles an, den Tisch mit den Bouquets, die Einrichtung der Stube, die Gesichter. Sie fand alles wunderschön und hörte nicht auf, der Lena zuzunicken. Doch die vielen Weibergesichter ängstigten sie fort und fort — vor Herren hatte sie nicht diese seltsame Angst. Hubert wäre noch im Dienst und käme gleich, erläuterte ihr die Lena, die andern Herren würden gegen Abend erst ihre Damen abholen.

Es fiel die Rede auf Sett und die Blaumüllersche Katastrophe. Frau Pifferath schauderte in sich hinein, als sie die Details des Selbstmordes vernahm — von da ab fand sie nichts mehr wunderschön während der Dauer des Kaffees.

Und die Sett? Wo war sie geblieben? Niemand wußte es. Sie war verschwunden, gleich nachdem die Leiche ihres Mannes ins Lazarett geschafft worden war.

„Sie wird ins Wasser gegangen sein,“ meinte die hungrig aussehende Frau Vicefeldwebel. „Was blieb ihr denn anders übrig?“ Und sie ließ ein erstaunliches Stück Kuchen zwischen ihren Lippen verschwinden.

Es kam so schaurig selbstverständlich heraus, als ob jemand zur Sommerszeit ein Erfrischungsbad im Rhein nimmt.

Schüchtern bemerkte Frau Pifferath: „Wenn einer es im stande wäre, so wäre es die Sett. Sie war immer voran.“

Man wendete sich freundlicheren Dingen zu; Mutter Kilo mußte herhalten. Die Meinungen darüber, ob der Einjährige sich mit der ältesten der „Anderthalb“ verlobte oder nicht, waren geteilt. Jedenfalls hielt das Mädchen sich, seitdem Herr Kuhn entlassen war, sehr reserviert und zeigte sich gar nicht mehr in der Wirtschaft, als wenn es wirklich zu etwas Besonderem aufgespart würde. Dann wieder hieß es, der voreilige Bräutigam sei von seinem Vater, dem Fabrikbesitzer, mit Enterbung bedroht worden. Das Grittchen der Frau Regimentsschneider hatte darüber die sicherste Nachricht.

„Wie ist es denn mit der andern Verlobung?“ fiel die letztere ein.

„Welche?“

„Nun, die zweite von den ‚Anderthalb‘, die Bill? Ich dächt' der Funk hätte sie genug poussiert!“ Ohne Lena dabei anzusehen, aber die Blicke der Anwesenden zielten nach ihr hin.

Lena errötete; schnell rief sie, die leere Kanne emporhebend: „Jang, eine neue Portion!“ Und sie bot übereifrig von dem Gebäck an.

Männerstimmen hallten im Korridor. Es war der Wallmeister mit einer Ueberraschung — dem Onkel Balthes. Die Herren hatten sich zufällig auf dem Gang hierher getroffen; sie waren zwei alte Kameraden von den Koblenzer Pionieren her. Onkel Balthes kam un=

vermutet; sein Schiff ankerte gerade am Rheinquai, da wollte er es nicht versäumen, die neue Frau Feldwebel zu begrüßen. Dazu noch ihr Geburtstag! Mit innigem Wohlgefallen betrachteten seine gekniffenen grauen Aeuglein die blühende Frau, welcher der Triumph aus allen Poren lachte. Was wird seine Schwester daheim in Poll sich freuen! Sie, die Lena, reißt dennoch die ganze Berg-Familie heraus!

Doch die Menge der Damen war nicht sein Fall. Nach einigen vergeblichen Versuchen, sich liebenswürdig zu zeigen, versank sein zähes, wettergebeiztes Gesicht in die alte Schweigsamkeit, und nun begann er mit seinem bekannten Weitblick die Personen und Gegenstände zu durchdringen, zuerst die bauchige Kanne auf dem Tisch: dieser Kaffee war ebenfalls nicht sein Fall!

„Oehm, wart' noch eins, bald kommt die andre Mischung! Jang, Sie können jetzt die Bowle ansetzen!"

Desto gesprächiger zeigte sich der Wallmeister; das jugendliche Rosa seines Gesichtes glühte freundlicher denn je in der Umrahmung des silberschimmernden Kranzbartes; mit seinen unermüdlichen Späßchen und Neckereien brachte er Leben in die Gesellschaft, selbst die massive Frau des Regimentsschneiders und die gallige Moldauer waren nicht sicher vor seinen etwas gewagten Galanterieen, die sich zumeist um das Eheleben drehten. Sein Weibchen mußte ihm immer wieder einen Zügel anlegen, im Hinblick auf die Küchlein, die mit lüsternen Spitznasen begierig horchten.

Dann erschien auch Hubert, das Gesicht noch voll Dienststrenge; aber heute wollte er sich zusammennehmen

und den Spaß durch seine Mienen nicht verderben! Es ist ja nun alles gut, es gilt den Feldwebel zu feiern nach all dem Aerger und all den Plackereien! Und er machte sich mit Jang daran, den Inhalt einer ganzen Batterie von Flaschen in die Bowlenterrine gurgeln zu lassen.

Bald fanden sich auch die andern Herren ein: der dicke Regimentsschneider, prustend, den tonnenartigen Bauch mit einem zollbreiten Lackkoppel eingezwängt; der blasse Büchsenmacher und die andern. Natürlich durfte auch der Allerweltskerl, der Sanitätsrat, nicht fehlen, und er kam in bekannter Eile hergeflattert, als riefe ihn gleich wieder eine wichtige Operation; doch als die Bowle erschien, blieb er bis zu deren Neige wie festgenagelt.

Hubert wollte sich nicht schäbig zeigen, und er hatte den größten Teil der Avancierten der Compagnie ebenfalls zu dem Fest entboten. Der Block füllte sich mit Gästen, die Stühle reichten längst nicht, es wurde nach neuem Kuchen in die Nachbarschaft geschickt. Mit einer gewissen befriedigten Sorge blickte Lena nach der Thür — ihr Mann scheint ja das ganze Bataillon aufgefordert zu haben! Ihr ist es recht, desto größer ihr Triumph!

Auf einmal aber schrak sie heftig zusammen. Windischs Krähstimme hallte draußen, und wer trat mit dem Schreihals zusammen in die Stube? — Funk!

Ah, das war zu stark! Das Blut pochte ihr bis zum Hals, und der Atem versagte ihr. Funk hier — von ihrem Manne geladen! Geschah denn ein Wunder?

Hubert hatte nicht anders gekonnt. Da er die andern einlud, durfte er diesen erst recht nicht aus-

lassen. Wie hätte das ausgesehen? Wollte er irgend eine Eifersucht zugeben?

Es war eine kurze Sensation bei den Damen; scharf beobachteten die Klatschbasen. Aber die Begrüßung des Unteroffiziers mit Lena fand ganz harmlos wie jede andre statt. Uebrigens krähte Windisch den ganzen Effekt in seiner vordringenden Weise darnieder. Lena flog gleich darauf hinaus, um neue Anordnungen zu treffen. Sie schickte Jang mit einem Auftrag fort. Eine kurze Weile hielt sie, gegen den Küchenschrank gelehnt, die Hand aufs Herz gepreßt, so heftig pochte das. Das Gewirr der durcheinanderrufenden, vom Wein erhöhten Stimmen und das aufjauchzende Gelächter der Frauen klang ihr wie aus weiter Ferne. Immer nur hörte sie wieder den Klang seiner Stimme — wie er sie bei der Hand gefaßt und „Meine herzliche Gratulation, Frau Feldwebel!“ vorgebracht, das im ruhigsten Ton, aber die Augen mit einer Glut in die ihren bohrend.

Sie raffte sich auf; es war nur die ganz kurze Betäubung, es ist ja alles vorbei — es muß sein! trotzte sie. „Frau Feldwebel!“ der Klang des Titels reckte ihren Stolz empor.

Es dämmerte, die Gruppen im Hintergrund des Raumes verschwanden fast im Dunkel, vorn an den Fenstern wogte Cigarrenqualm gleich einem Nebel. Die schwarzen Silhouetten der Köpfe von neugierigen Straßenjungen zeigten sich auf den äußeren Fenstersimsen; das Fest mit seiner immer lauteren Weinfröhlichkeit begann die Aufmerksamkeit der Straße zu wecken.

Nachdem Licht gebracht worden war, stellte sich abermals eine Ueberraschung ein. Ein junges Paar: er seinem Anzug und seiner Mütze nach ein Schiffer; sie ein hübsches, dralles Weibchen im runden Hütchen, in etwas schreiende Farben gekleidet, beide rotbraun von Teint, beide mit funkelnden Ringen an den Ohren und lachenden Augen.

Dricks und Drückchen!

Lena erkannte das Paar nicht sofort. „Is et möglich — Dricks! — Jesses, et Drückchen! Wo kommt ihr denn her?“

„Direkt vom Schiff,“ sagte Dricks.

„Wir wollten sehen, wie es dir geht, Len',“ sagte Drückchen — „aber Madam Feldwebel?“

„Wir wären in der Thür fast umgedreht, wie wir den Titel lasen,“ fügte Dricks hinzu.

„Dummerei! Kommt herein!“

Sie sträubten sich. Sie gehörten nicht da herein!

Lena ward böse. „Sofort macht ihr, daß ihr hereinspaziert!“

Sie erläuterten ihr Daherplatzen. Ihr Schiff hielt drüben in Deutz, um Kohlen auszuladen, da konnten sie diesmal nicht anders, als die Lena aufzusuchen.

„Welch' eine Freud'!“ rief diese. Gleich darauf stellte sie die Ankommenden vor: „Herr und Frau — Jesses, Mariam, da hab' ich ja wirklich den Namen vergessen!“ (Sie schien überhaupt nur den Vornamen von Dricks gekannt zu haben.)

„Staps, Frau Feldwebel!“

Es war köstlich, die Vorstellung, dann der drollige Name selbst, das gelungene Pärchen, mit dem ein frischer, würziger Rheinhauch hereinzuwehen schien.

Herr Staps bewährte sich den Abend über nicht zum Schaden der Gesellschaft. Der alte fröhliche Pionier erwachte in ihm, und er ließ sich nicht nötigen und gab von seinen unerschöpflichen Schifferschwänken zum besten. Auch ruhte er nicht, bis man in der Kasematte irgend eine Ziehharmonika aufgetrieben.

„Geburtstag — Frau Feldwebel — zum Donnerkiel, da muß doch getanzt werden!“

Spät noch in die Nacht hinein blieben die Passanten vor den erleuchteten Fenstern stehen und sahen lächelnd zu, wie da drinnen die tanzenden Paare sich beim Klang der Ziehharmonika drehten. Gläserklang, Lachen und ausgelassenes Hurra hoch! hallte über den Platz, bis zu den Kilos hin, die heute ihre Bude wie aus Aerger früher geschlossen. Die sonst so mürrische Kasematte schien wie durchzittert von all der Fröhlichkeit.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Eine sonnige Stunde.

„'n Tag, Frau Feldwebel! Hopsa, fallen Sie nicht!“ rief Drückchen.

Mit einem Jauchzen sprang Frau Hubert über den Bordrand auf die Schiffsdiele; lachend, mit ausgebreiteten Armen empfing sie die dralle kleine Frau.

„Da könnt' man zehnmal in den Rhein plumpsen, eh' man bei euch ist!"

Zwar hatte Frau Hubert die „Fidelia", die zu äußerst im Rhein lag, sehr bald aus dem Gewirr der Kähne, die sich am Rheinquai drängten, entdeckt, denn das Schiff hatte dem Besuch zu Ehren geflaggt, wie Herr Staps ihr gestern abend, da er sie einlud, verkündigt; auch standen zwei auf dem Kajütendach zur Lauer, die winkten und winkten sich die Arme nach ihr aus. Doch wäre Herr Staps ihr nicht mit seiner affenartigen Behendigkeit entgegengeeilt, so hätte sie sich nimmer hinübergewagt, durch Warenballen, Häutestapel und Petroleumfässer, durch ein Spinnweb von Tauen, Leinen und Ketten, auf schwindelnden Bohlenstegen, die Bord und Bord miteinander verbanden.

„Zapperment, Herr Staps!" rief die Lena, sich auf dem Schiff umsehend. Es war ein Einmaster mit hohem dachförmigen Magazinraum, der Bug von einer grünweiß gestrichenen Kajüte überragt, von deren Decke ein echter Schifferspitz mit wütendem Kläffen den Besuch aneiferte. Alles glänzend und gleißend im Sonnenschein, bis hinauf zur Mastspitze, von der ein schmaler Wimpel, im Winde leicht bewegt, gar lustig flatterte; das ganze Fahrzeug schien kurz vorher seine Toilette gemacht und über und über mit Wasser abgewaschen worden zu sein, ein rotjackiger Junge war am Vordersteven immer noch mit Plantschen und Scheuern beschäftigt.

„Man thäte es wahrhaftig am liebsten auf ein Vertiko stellen," meinte die Lena. „Wallmeisters haben

so ein Schiff stehen. Wo habt ihr's gekauft? Beim Puppenmeier in der Schildergaß?"

Sie meinte eine große Spielwarenhandlung daselbst.

Dricks und Drückchen zeigten lachend ihre prächtigen Zahnreihen.

„O, Frau Feldwebel ..."

Da fuhr aber Lenas Eifer heraus: „Was, Frau Feldwebel! Nun will ich euch aber was sagen! Nun ist's genug mit der Feldwebelei! Ich bin die Len' — nicht anders! Du bist das Drückchen, er ist der Dricks! da! Sonst geh' ich wieder!"

„Fallen Sie nicht —" sagte Dricks, herzuspringend, da jene allzudicht gegen den geländerlosen Bord geriet. „Hier ist kein Platz zum Räsonnieren!"

Während sie nach der Kajüte gingen, erläuterte er ihr das National des Schiffes: „Namens Fidelia, Besitzer Heinrich Staps aus Ruhrort" — und er wies nach dem Vordersteven hin, wo neben dem neuvergoldeten lachenden Frauenkopf mit der Kölner Karnevalsmütze, den das Schiff als Wahrzeichen führte, die Firma in grellen Buchstaben leuchtete. „Geboren zu Ruhrort, fünfzehn Jahre alt — schon ein Alter für ein Schiff, he? Aber ein tüchtiges Stück Holz!" Und er klopfte mit der Hand wie belobend auf den Steuergriff.

Lena raffte ihre Röcke, um den andern voran in die Kajüte hinabzusteigen; sie mußte sich bücken, um nicht anzustoßen. „Puh! Das laß ich mir gefallen!" rief sie unten, sich aufrichtend. Es war ein Wunder, was für große, ausgewachsene Möbel in dem Puppenzimmerchen Platz hatten: ein leibhaftiger Schrank, eine

Kommode, Tisch und Stühle, gar ein Korbsessel, freilich das Bett wie in eine Schublade hineingeschachtelt — und Lena machte hierbei ein neckisch bedenkliches Gesicht. Die Wände waren mit Oelfarbendruckbildern geschmückt, ein Heiligenbild aus Biskuitporzellan stand unter einer Glasglocke auf der Kommode, schneeweiße Mullgardinen verhüllten die kleinen viereckigen Fenster; vor dem einen hing sogar ein blanker Messingkäfig mit einem lustig hüpfenden Kanarienvogel von der Decke herab, über deren weißen Oelanstrich der Widerschein der Sonne vom Wasser draußen in schillernden Ringeln tanzte.

Bald darauf saßen sie am Kaffeetisch auf der Schattenseite der Kajüte, ein ordnungsmäßig servierter Tisch mit blaurot gewürfelter Zwirndecke, darauf das schreiend bunte Geschirr, ein Hochzeitsgeschenk natürlich, das heute eingeweiht wurde. Hinter der Kajüte zischelte ein Wasserkessel auf dem kleinen Oefchen, den ein Knirps von einem Jungen in blauer Jacke mit wichtigem Ernst bediente.

„Unser Garten,“ — erläuterte Drückchen, auf die sauber gehaltenen und hier in der feuchten Luft prächtig gedeihenden Topfpflanzen deutend, die das Plätzchen, einem Beete gleich, zierten.

Es war eine köstliche Stunde, die Frau Hubert hier bei den beiden Leutchen verbrachte; später erinnerte sie sich immer wieder daran, und dann schien es jedesmal, als würde sie von einem wärmenden Sonnenstreif hier ins Herz getroffen. Es war ein duftiger Frühlingstag; in ungeheurer Helle dehnte sich der sanft und friedlich gleitende Rheinspiegel, hie und da von aufblitzenden

Reflexen belebt. Von Zeit zu Zeit kam das Ungetüm eines Dampfers dahergerauscht, den Spiegel aufwühlend, und in dem mächtigen Wellenschlag wiegte das Schiff, mit ihm der Tisch und die Tassen, das ganze Panorama von Köln mit seinen Häuserfronten, seinen Türmen und dem in die duftige Himmelsbläue aufdämmernden Dom. Auf den Schiffen ringsum, wie auf dem Uferquai lärmte geschäftiges Leben, rasselndes Geräusch der Krane, donnernde Lastwagen, klirrende Hufe auf dem harten Pflaster, Peitschenknall, helljauchzende Kinderrufe und eine ferne Glocke, die wie ein hehres Ideal über all dem Geräusch des Alltags verzitterte. Hier in der Nähe aber tönte das trauliche Glucksen des fließenden Wassers, das an den Schiffswänden vorbeiglitt, in das fröhliche Geplauder.

Ei, und wie würzig das Wasser duftete! — es war eine Wohlthat zu atmen. Lena meinte, sie hätte von jeher eine Leidenschaft für den Teergeruch gehabt; und sie atmete hoch auf. Sie fühlte sich so leicht, als wäre sie hier des Alpes, der dort hinten in der Kasematte auf ihrer Brust zu lagern schien, erlöst. Begierig schlürfte sie den Glückshauch ein, der die „Fidelia“ umwehte; sie gedachte des düsteren Gefängnisses, wo sie im Winter Tag für Tag bei der schnarrenden Nähmaschine verbracht, und ein kalter Schatten fuhr über ihre Fröhlichkeit hinweg. Ja, hatte es denn nicht an ihr gelegen, die Sonne und den Glückshauch dort unter der Kasemattenwölbung festzubannen? War nicht jetzt ein Strich gezogen unter alles — alles? War es nicht noch Zeit, das Glück zu erobern, freilich ein Glück, das

nicht so köstlich war, nicht so herzerquickend wie dieses da vor ihr. Nun, sie ist von je zu begierig gewesen! Sie hätte sich gleich mit einem blasseren Glück begnügen sollen! Auch jetzt noch kann es geschehen . . .

Aber da stand etwas hinter ihr, gleich einem unheimlichen Gespenst — ihre Schuld, die mit drohendem Winken all den Frieden für die Zukunft verscheuchte.

Sie plauderten von früheren Zeiten; die blanke Küche von Pifferaths mit den lateinisch etikettierten Apothekertöpfen, Lenas Triumphe, und die hübsche Idylle von Dricks und Drückchen, die Tante Lena mit ihren Fittichen beschützte. Ihr lag es alles weit — weit dahinten, wie ein Traum aus der Kinderzeit.

„Also ihr habt euch immer noch egal lieb?" fragte sie.

„Was denn?" riefen die beiden, verwundert, wie sie zu der Frage käme, und Herrn Staps schien es im Arme zu zucken, daß er diesen um den Nacken seines Weibchens legte, aber er hielt in der Bewegung inne: — welch eine seltsame Wehmut glitt über die Mienen der Frau Feldwebel! Ja, das Lächeln und laute Lachen täuschte sie beide nicht — Lena war nicht glücklich! Teufel nochmal, das ist die alte Len' nimmermehr!

Einmal nach einem gemeinsamen Lachen platzte Frau Hubert mit der sonderbaren Frage heraus: „Sagt, wenn ich einmal komm', gebt ihr mir Quartier auf dem Schiff?"

Sie waren starr vor Verwunderung.

„Nun, es könnt' doch sein, daß ich käm' und wüßt' nicht wohin! Nehmt ihr mich?"

„Aber Len'!“ Wie aus einem Munde entfuhr es ihnen.

„Zu jeder Stunde des Tages und der Nachtzeit!“ rief er. „Sie schlafen in der Kommod'!“

Wieder lachten alle drei.

Da erfuhr die Plauderstunde eine Störung. Ein plumpes, eisernes Kohlenschiff kam dahergeglitten, seinen Vordersteven in einem bedenklich schrägen Winkel gegen die äußere Wand der „Fidelia“ gerichtet.

„Oho!“ rief Dricks aufspringend. „Pitt! — Juppes, he, aufgepaßt!“

Und der Spitz begann seine Wut gegen das Ungeheuer auszulassen. Die auf dem Störenfried stemmten sich vergeblich, mit den Staken arbeitend, gegen den Stoß.

„Steuer herum! Steuer herum!“ schrie Dricks dem Rotjacken-Pitt zu, während er selbst schon bereit stand, um mit einer Stange den verhängnisvollen Stoß zu parieren. Doch Pitt verstand nicht gleich und sprang ratlos daher. Da stürzte Drückchen auf das Steuer, riß die Leine, mit der sein Griff angebunden war, los und stemmte sich mit ihren feisten Armen dagegen, um es zu wenden.

„Zurück!“ donnerte Staps, „daß du mir vom Ruder bleibst! Lena! sie soll nicht, et schad't ihr! Meinetwegen kann der ganze Plunder zum Teufel geh'n. Zurück!“

Lena verstand sofort, weswegen er so außer sich geriet, seine Frau in ihrem hoffnungsvollen Zustand das Ruder anfassen zu sehen. Sie war eiligst herzu-

gesprungen, hatte das brave Weibchen zur Seite gedrängt und selbst Hand angelegt. Und während sie sich mit allen Kräften gegen das Ruder stemmte, mit den Zähnen die Unterlippe pressend, ward sie von Dricks dirigiert, als wäre ihre Leistung etwas ganz Selbstverständliches.

„Zurück — noch ein wenig! Eins — zwei — jupp!“

Da erfolgte schon der Stoß, durch die Prallhölzer abgeschwächt. Nur daß die Weiber ein wenig purzelten.

Hinterher aber entlud sich Dricks Unmut gegen sein Weib: „Hab' ich dir denn nicht gesagt, daß du nix mehr anrühren sollst hier auf dem Schiff! Donnerkeil nochmal, nachher hast du das Unglück! Marsch, fort, hingesetzt!“

Lächelnd, mit einem kinderhaft trotzigen Achselzucken gehorchte Drückchen. Doch die Freude über die, wie sie meinte, übertriebene Sorge, die sein Gepolter veranlaßt, verklärte ihr gutes Gesichtchen.

Flüsternd erläuterte er Lena. Diese wehrte lachend. Ah, er brauchte ihr das nicht erst zu erklären. Aber er hat recht, sie soll ruhig dort auf ihrem Stuhl sitzen bleiben und Kinderjäckchen und winzige Kinderstrümpfchen stricken. Mit dem Steuern ist's jetzt vorbei!

„Na wart',“ sagte die Lena, „wenn ich komm', so helf' ich euch steuern!“

Was wollte sie nur mit dem Kommen? Sie wußte es selbst nicht. Aber sie ahnte, daß es eines Tages geschehen würde.

———

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ein Versehen.

Das Fenster stand offen, Lena konnte deutlich die Stimmen draußen auf dem Appellplatz bis hierher in die Küche hören. Des Hauptmanns schnarrender Ton, den sie nicht ausstehen konnte, und dazwischen Huberts scharfes Organ, das durch seine Bemerkungen jenen Ton noch zu steigern schien; der Delinquent schien dabei höchstens mit einem kleinlauten „Zu Befehl!“ zum Wort zu kommen. Da sie eben aus der Küche trat, um den Tisch zu decken, mußte ihr Blick die Gruppe treffen, die unweit des Fensters hielt. Sie stutzte und schritt dann weiter über den Tisch hinaus, ohne das Geschirr hinzusetzen.

Der Verbrecher war Funk, und es war eine regelrechte und, wie es schien, eine gehörige Abkanzelung, die ihm zu teil wurde. Der Hauptmann, neugebacken gleich Hubert und ein cholerischer Streber wie dieser, schien innerlich zu schwelgen in der wunderschönen Gelegenheit, sich im Paukenhalten zu üben; mit den kräftigen Bewegungen der Rechten, die den geballten Handschuh hielt, wuchtete er gleichsam seine Tiraden heraus; daneben Hubert, steif und starr wie der Degen an seiner Seite, die dicke, strotzende Feldwebelbrieftasche im rechtwinklig erhobenen Unterarm vor sich herhaltend. Funk hatte das Antlitz dem Fenster zugekehrt, sie sah, wie dieses flammte, während er mit geschlossenen Hacken und die Hände an der Hosennaht dastand.

Sie fühlte, wie auch in ihrem Antlitz eine Röte emporschoß, als wenn sie die Scham mit empfände, daß Funk sich hier vor ihrem Fenster gleich einem dummen Jungen abkanzeln lassen mußte. Was kann er verbrochen haben? Jedenfalls eine Bagatelle; doch seit Huberts Regime gibt's keine Bagatellen mehr! Unwillkürlich stellte sie sich auf Funks Seite gegen seine beiden Peiniger.

Doch was soll das? Was hat sie zu horchen? Was geht der Rüffel sie an? Und nun, während sie den Tisch deckte, schien sie mit dem Klappern der Teller ihre eigenen rebellischen Gedanken übertönen zu wollen.

Jetzt hob der Hauptmann den Finger an den Mützenschirm, und Funk machte Kehrt; gleich darauf ging ersterer fort. Da hallte Huberts Stimme über den Platz: „Unteroffizier Funk, bitte!“

Funk, der im Begriff war, in die Kasematte einzutreten, wollte anscheinend den Ruf nicht gehört haben.

„Unteroffizier Funk!“ schrie Hubert abermals, und die Wut über die offenbare Widersetzlichkeit vibrierte aus seiner Stimme.

Funk wandte sich um und kam mit lässigen Schritten auf den Feldwebel zu. Dieser schien kaum noch an sich zu halten, mit heftiger Gebärde schob er die Brieftasche in die Brust.

„Sie hören nicht gut, wie es scheint! Muß mir ausbitten, daß Sie sich an meine Stimme gewöhnen!“

Huberts vorquellende Augen maßen den Ankömmling. Und dessen Blicke schienen vor Zorn zu sprühen. Der Feldwebel kam abermals auf den Fall von vorhin

zurück und schleuderte Funk eine neue, verstärkte Auflage von Anklagen entgegen. Redensarten wie: „Ich muß Ihnen raten, sich höllisch zusammenzunehmen!“ und „dergleichen Lottereien werden nicht mehr geduldet!“ — „Die Zeiten sind vorüber, wo die Mäuse auf dem Tische tanzten!“

Die Situation konnte nicht deutlicher beleuchtet werden; Hubert hat die Gewalt in der Hand, und er wird sie auch ausnutzen! Der andre hat das Spiel verloren! Nicht einmal mucksen darf er! Abgesehen davon, daß Hubert der Mann ist, um überhaupt die Lottereien aus der Compagnie herauszubringen, gilt es, an dem verhaßten Gegner jetzt sein Mütchen zu kühlen.

Es hing schwül in der Luft — dies bedeutete nur ein erstes Wetterleuchten. Es wird schlimmer kommen, und die Ahnung zukünftigen Unheils krampfte Lenas Herz zusammen, wie damals auf dem Schiff, als sie sich gleichsam für künftige verhängnisvolle Tage vorahnend Quartier machte.

Hubert war seltsam aufgeräumt bei Tische, sogar übermütig. Er äußerte sich ganz begeistert über den Hauptmann: ein schneidiger Kerl, der weiß, was er will! Sie beide vereint, werden die Compagnie schon wieder auf den Damm bringen! Sie werden den rheinischen Jungens schon zeigen, was eine Harke ist....

„Laß die Rheinländer in Ruh!“ fuhr sie auf, und ihr Löffel klirrte im Teller. „Was haben dir denn die gethan? Ich bin auch vom Rhein!“

„Oho!“ höhnte er. „So wirst du wohl auch ein

gutes Wort einlegen, wenn es gilt, dem einen oder dem andern von ihnen den Hals zu brechen. Dein Freund muß zuerst daran ..."

„Wer?"

„Nun, dein Freund! — Thu doch nicht so, als ob du vorhin nicht gehorcht!"

Der Purpur, der über ihr Antlitz flutete, reizte ihn.

„So ein süßer, rheinischer Junge — Bouquetchen pflücken und sich nach andrer Leuts Weibern das Maul lecken — na wart! Dem soll das Handwerk gründlich gelegt werden! Warum hast du kein Bier holen lassen? Ist Jang da?"

Sie hatte das nicht gehört, so kochte es in ihr. Die Vergangenheit ist nicht auszulöschen! Aber jetzt hat er ihr keine Spur vorzuwerfen, und er soll auch nicht!

„Was geht mich denn deine Compagnie an?" rief sie. „Brech ihnen meinetwegen allen den Hals!"

„Für wen sollte ich dann Feldwebel spielen?" scherzte er grimmig. —

Das Ergebnis der Abkanzelung war eine Arreststrafe von drei Tagen gewesen, die Funk zudiktiert wurde. Wegen einer lächerlichen Lappalie, einer Unordnung in der Korporalschaft. So wird er bei der nächsten Gelegenheit wegen einer ähnlichen Lappalie wohl auf die Festung spazieren! Hubert hatte ihn beim Hauptmann gründlich verhetzt. Auf Schritt und Tritt stieß Funk auf Nörgeleien, und er fühlte den Haß seines Widersachers, der nur lauerte, um ihm „den Hals zu brechen!" Das Wort war ihm zu Ohren gekommen.

O, die entsetzliche Ohnmacht, still stehen und kein

Wort der Widerrede als: „Zu Befehl, Herr Feldwebel!“ Der Teufel hol’ den ganzen Kommißplunder! — Wie bereut er es, abermals kapituliert zu haben! Ihretwegen! Geschieht ihm jetzt recht! Weh ihm, wenn sie abermals in seine Hände fällt! Aber sie will nichts mehr von ihm wissen — sie hat ihn gründlich abgetakelt. Keine Möglichkeit mehr, Rache an ihm zu nehmen! Nicht mucksen — sich geduldig den Hals brechen lassen....

Die geheime Wut fraß an ihm, wie ein scharfes Vitriol ein Gefäß zerfrißt. Seinen Kameraden fiel die Aenderung auf — nichts mehr von dem ehemaligen Großthuer — keine Spur mehr des alten, aufgeräumten Kameraden, der den Dienst wie das Leben auf die leichte Achsel nahm.

Oft würgte er an dem „Zu Befehl!“, als wenn es ein andres Wort wäre, das er dem Feind ins Gesicht schleudern wollte. Oft, während er still stehen und die Flut der Schulfuchsereien über sich ausgießen lassen mußte, zuckte es ihm in den Fäusten, gegen Hubert anzufahren und ihn an der Gurgel zu packen. Mochte er sich selbst zeitlebens unglücklich machen! Nur daß er den heißen Grimm an dem Feind kühlte! —

Eines Nachmittags im Juli war Unteroffizierschießen. Eine schwüle Sonnenglut drückte bleischwer auf den Schießstand hernieder. Aus den Nachbarständen hallte Schuß auf Schuß, hie und da hörte man ein Geschoß pfeifen, dazwischen das melancholische Einerlei der Signalhörner. Die Luft war von einem scharfen Pulverdampf geschwängert, der die kümmerlichen Akazien auf den Dammkronen mit bläulichem Dunst umwogte.

Die Unteroffiziere der Fünften hatten einen guten Tag, es war ein Wunder, wie sie schossen. Und man war froh darüber, weil dadurch der Dienst sich schneller erledigte, denn die Hitze war unleidlich. Der Lieutenant fand nichts Sonderliches an den auffallend günstigen Schießresultaten: warum sollen Unteroffiziere nicht besser schießen als die Mannschaften?

Doch dem Feldwebel Hubert ließ es keine Ruhe; hämisch beobachtete er das Markieren der Schüsse, immer aufmerksamer verfolgte er die Thätigkeit der Scheibenweiser. Es ging nicht mit rechten Dingen zu! Die dort hinten waren bestochen. . . . Kein Wort des Zweifels — aber zuletzt hielt es ihn nicht mehr: er wollte selber zur Scheibe hin und die Kerle einmal revidieren! Der Lieutenant fand das nicht für nötig, aber hinter dem Feldwebel steckt wohl der Befehl des Hauptmanns selbst?

Und so sah man den giftigen Kerl, der keinem ein Zentrum gönnt, durch den Sand nach der Scheibe hinstapfen.

Die ersten Schüsse, die unter des Feldwebels Aufsicht angezeigt wurden, ergaben freilich schlechtere Resultate. Jetzt war an Funk die Reihe. Man schoß liegend, die Ellenbogen auf Sandsäcke gestützt. Funk hatte bereits zwei von seinen fünf Schüssen abgegeben, und zweimal „Scheibe blau“ — er, der sonst ein solch sicheres Auge hatte. Aber sowohl Hand wie Auge schienen ihm diesmal zu versagen. Die Wut kochte in ihm. Ihn hatte des Feldwebels Heimtücke noch ganz anders empört als die Kameraden. Eine ungeheure Wildheit überfiel ihn plötzlich; vor seinen Augen flutete es blutrot. Es

war etwas wie eine unsichtbare Gespensterhand, die den Kolben jetzt gegen seine Wange drückte und ihn den Finger an den Abzugsbügel gleiten ließ.

„Halt! Zurück!" schrie der Lieutenant dazwischenfahrend. „Die Fahne ist noch nicht heraus!"

Aber die Gespensterhand ruckte an dem Finger und der Schuß krachte. Die Kugel sauste deutlich. Dem Schützen sank das Gewehr aus der Hand, und sein Antlitz war totenblaß.

Fünf lange Sekunden, bis sich der Pulverdampf verzogen. Dann sah man dort hinten die winzigen Gestalten der Scheibenweiser von der Scheibe flüchten.

Alles schien entsetzt. Gottlob, der Schuß war in die Bäume über den Kugelfang gefahren! Das Donnerwetter des Lieutenants brach los. Wie war das möglich?

Die andern starrten sich sprachlos an! Funk stotterte, daß es ihm vor den Augen geschwindelt, daß er etwas Rotes gesehen, daß er dies Rote für die ausgesteckte Fahne gehalten — da sei ihm der Schuß aus den Fingern geglitten. . . .

„Sofort hören Sie auf! Sie schießen nicht weiter!" rief der Lieutenant. Die Sache kam ihm nicht geheuer vor.

Als man Hubert bald nachher berichtete, wer den Schuß abgegeben, erblaßte er. „Ein Versehen, man kann doch nicht genug aufpassen," meinte er, um seine Erregung zu verbergen.

Aber er hatte verstanden, wie der Schuß gemeint war.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Im Biwak.

Das große Paradebiwak der Division fand am 28. August statt. Halb Köln würde draußen sein, um das großartige militärische Schauspiel zu genießen, denn der Biwaksplatz war leicht mit der Neußer Bahn zu erreichen. Frau Hubert hatte sich mit den Wallmeisters und der Familie des Regimentsschneiders zu dieser Partie vereinigt.

Als sie nach einer halbstündigen Promenade von der Station aus auf dem Lagerplatz anlangten, war man gerade dort mit dem Abkochen zu Ende. Das weitgedehnte Feld qualmte von den unzähligen Feuerstellen. Der Qualm verschleierte den Horizont, und in den fernen Senkungen des welligen Terrains wogte er in flachen, graublauen Schwaden langsam daher. Ueberall ameisenartiges Gewimmel; die Luft erzitterte von dem Gelärm der zu vielen Tausend angesammelten Menschen: Prasseln und Knattern der Feuerbrände, Rufe und Kommandos, schmetternde Signale, Lachausbrüche, dort werden Pfähle eingeschlagen, Pferde wiehern, auf der Chaussee rasseln Wagen daher und von jenseit des Gehölzes puffen Schüsse der Vorposten dumpf herüber.

Die Sonne ist früh hinter dem schieferblauen Wolkengebirge untergetaucht, dessen goldgesäumte Ränder mit Metall gleißen; und von diesem Gebirg kommt von Zeit zu Zeit ein mattes Grollen, das sich unheimlich über

all das fröhliche Gewimmel daherwälzt. Im Grunde, am Bach, auf dem Smaragd einer Wiese, ist ein Durcheinander von hellen Gestalten, dort lagern die Kürassiere mit ihren weißen Kollern.

Bei der fünften Compagnie der Füsiliere war man mit der Küche im Rückstand. Während sie ringsum schon auf dem Boden lagerten und saßen und aus den Kochkesseln ihre Suppe löffelten, war man hier noch um die Kochlöcher beschäftigt. Huberts Pedanterie war daran schuld; er hatte eine neue Art Kochlöcher ausprobieren wollen, die er vor einigen Jahren bei den Pionieren gelernt. Die Compagnie sollte sich in allem auszeichnen, auch indem sie mit den Kochlöchern den Preis davontrug. Natürlich bewährte sich diese Musteranlage nicht, die Suppe wollte nicht gar werden, ein Mißmut hing über der Compagnie, während der Hauptmann und der Feldwebel, um die Feuerstellen schleichend, die Vorschriftsmäßigkeit auch dieses Dienstzweiges scharf im Auge behielten.

Doch die verbrecherischen Lieutenants hatten sich's bereits vor dem aufgeschlagenen Offizierszelt an einem Tisch bequem gemacht, auf dem der Wein in Gläsern blinkte. Sofort, als der Besuch sich nahte, sprangen sie auf, um die Honneurs zu machen; für zwei so knusperige Weiber wie die Hubert und die Wallmeisterin nimmt man die „Regimentsmaschine" mit ihren beiden ungebackenen Töchtern gern in Kauf. Lachend lehnten die beiden Frauen die Einladung, Platz zu nehmen, ab. „Was? Das scheint mir eine schöne Kocherei zu sein!" rief die Wallmeisterin. „Herr Hubert, Sie haben

Ihren Davidis mitzunehmen vergessen! Was gibt's denn?"

„Reis mit Erbsen und Konservefleisch."

„Das wär' noch schöner, wenn wir Frauensleut zuguckten, während ihr mit dem Löffel exerziert. Komm, Len'!"

Wirklich ließen die beiden es sich nicht nehmen, thätig einzugreifen; trippelten mit zierlicher Koketterie und dem Bewußtsein, von allen bewundert zu werden, von einem Kochtopf zum andern, führten die Löffel prüfend an die Lippen, fanden überall auszusetzen: „Viel mehr Salz! — Angebrannt! Habt ihr nicht aufgepaßt! — Gestocht, tüchtig gestocht!" Dazu kichernd und scherzend, ganz in ihrem lustigen Element — ei, man ist doch gekommen, sich zu amüsieren!

In der That zerfloß vor ihrer elektrisierenden Fröhlichkeit der dumpfe Mißmut der Compagnie; selbst die Feuerbrände in den Gräben flackerten fröhlicher auf. Nur Hubert ging es gegen den Strich, und es peinigte ihn, seine Frau sich als Köchin gebärden zu sehen — daß sie die Zuschauer recht deutlich auf ihre Vergangenheit stieß! Zum Teufel, sie ist doch Frau Feldwebel! Sie soll wissen, was sie ihrer Stellung schuldig ist!

„Hubert, mach doch um Gottes willen kein solch Gesicht, als ob es geschmorte Mäuse zu Mittag gäbe — komm, Brummelmajor!"

Mit vertraulicher Schelmerei fügte sie ihren Arm in den seinen. Sie haben sich doch vierzehn Tage nicht gesehen!

Er wehrte ihr, und er meinte, es geschähe in aller Sanftmut, aber die geriet ihm nicht.

„Laß! Nicht hier! Nicht jetzt! Sei doch verständig! Keine Vertraulichkeiten hier vor den Mannschaften!" Und da eine Verfinsterung über ihr Gesicht flog, mit einem sauren Lächeln: „Dienst ist nun 'mal Dienst, das müßtest du doch wissen!"

Der unausstehliche Pedant! Freut er sich denn gar nicht, sein hübsches Weibchen wieder zu haben? Lohnt es sich denn wirklich, ihm treu zu sein?

Die Avancierten der zwei Schwestercompagnieen hatten sich nach dem Essen, dem allerlei Besuch zu Ehren, der sich allmählich eingefunden, zu einem Kreis vereinigt. Man saß auf Strohbunden, Fässern und Holzscheiten, einzelne waren malerisch auf den Stoppeln gelagert. Es gab allerlei Getränk, das eiskühle Bier wurde dem Marketender zum besonderen Lob angerechnet; man trank Wein aus Kochkesseldeckeln: ein junger Lieutenant, bereits tüchtig angesäuselt, nahte sich übergalant mit Champagnerflaschen und Wassergläsern, um mit den Damen anzustoßen.

Doch die Lust wollte nicht gedeihen. Es waren verschiedene zu viel in dem Kreis. Die „Regimentsmaschine" hätte ihr zimperliches Air und ihr unausstehlich raschelndes Seidenkleid zu Haus lassen sollen! Sie nippte wahrhaftig am Champagner, als wenn Gift darin wäre; desto gieriger, zum Schrecken der Mutter, gossen ihre beiden Mädchen das Wasserglas mit dem prickelnden Getränk hinab.

„Aber mein Gott, Herr Hubert, so kommen Sie doch endlich zur Ruhe!" rief die Wallmeisterin.

Er sprang immer von neuem auf, fuhr hierhin

und dahin im Revier, die Mannschaften aus ihrer Ruhe aufstöbernd, die er ihnen nicht zu gönnen schien. Und wenn er dann auf ein paar Minuten in dem Kreise Platz genommen, so wirkte seine erzwungene Heiterkeit kühlend wie ein Eisklumpen.

„Man meint wirklich, Sie wollten uns fort haben!" warf ihm die Wallmeisterin geradezu hin.

„Oho!" wehrte er ab, und er hob das Glas und stieß mit ihr an; doch gleich darauf zog er schon die Uhr, ob es nicht Zeit sei zum Appell.

Vergeblich gab Windisch seine schülerhaften Mätzchen zum besten, vergeblich ließ der alte Schwerenöter von einem Wallmeister alle Register seiner Galanterie spielen; auch war die Gastrolle, die der Allerweltshanswurst, der Zanitätsrat, aufführte, zu kurz — er kam hereingewirbelt, das Koppel mit dem Faschinenmesser nachlässig über die Schulter gehängt, von den andern Revieren aus mit lachenden Rufen verfolgt, und stellte sich als „zanitätliche Flüssigkeitsuntersuchungskommission" vor — ein schwieriger Titel, der seiner lallenden Zunge von Revier zu Revier immer mühsamer geriet. Und so kostete und prüfte er unter dem Juchzen der Damen all die Getränke, jedes mit einem lateinischen Rezeptnamen betitelnd.

Vergeblich — die Luft wollte eben nicht fangen! Ringsum dagegen, mit der beginnenden Dämmerung, steigerte sich die Stimmung: von verschiedenen Revieren tönte Militärmusik herüber, Gesangstruppen bildeten sich, die auf den nächtlichen Feuerstellen konzentrierten Feuer loderten übermütig gen Himmel,

die bewegte Scenerie mit rotem festlichen Scheine beleuchtend.

Nur hier ging es kleinlaut her. „Compagnie Hubert!" höhnte es aus der Nachbarschaft; anzügliche Bemerkungen von Vorübergehenden flogen in den Kreis. Lena gab das einen Stich ins Herz — so ist er es also, der die Gemütlichkeit und den Frohsinn durch seine bloße Gegenwart hinwegscheucht!

„Zapperment nochmal, man ist doch gekommen, sich zu amüsieren!"

Die Wallmeisterin erhob sich, um mit ihrem Alten die Pioniere aufzusuchen, wo sie von Anfang an hingehörten. „Bei den Füsilieren schläft man ein!"

Da gab Hubert einen Wink, und das Signal ertönte; die Unteroffiziere der Fünften sprangen auf. „Na, nun hat er endlich seinen Appell!" stieß die Lena grimmig hervor.

Sie war in übelster Laune. Ei, sie ist doch ein Soldatenweib — frisch und lustig ist Soldatenart — und sie sitzen hier wie bei einer Leichenfeier! Es prickelte sie, aufzuspringen und hinwegzustürzen, dorthin, wo man sich seines Herzens freuen darf.

Wo war nur der Funk? Sie hatte ihn noch nicht zu Gesicht bekommen. Vorhin hörte sie, wie ein Mann beauftragt wurde, ihm Essen zu bringen. Ein paarmal wurde sein Name genannt; zwei Unteroffiziere der Compagnie äußerten sich entrüstet über die neue „Schinderei". Er war auf „Brunnenwacht" kommandiert worden, ein neumodischer Dienst „Patent Hubert". In einem benachbarten Gehöfte sollte er mit einem Mann darüber wachen, daß an dem Brunnen nicht

geplantscht und das Trinkwasser nicht verdorben würde. Alles lachte über die gräßliche Pedanterie; wenn der Unsinn aber einmal sein muß, so hätte höchstens ein Gefreiter genügt. Natürlich schickt der Hubert keinen andern als Funk — hätte er den doch am liebsten gleich kopfüber in den Brunnen gestürzt. Er will seinem Widersacher gerade heute den Spaß verderben, da kommandiert er ihn nach all den Strapazen des Tages auf die famose „Brunnenwacht".

Als die Compagnie schon zum Appell stand, wackelte Mutter Kilo heran, außer Atem, fast in ihrer gewaltigen Fettmasse erstickend. Die älteste und die jüngste von den „Anderthalb" begleiteten sie, koketter denn je aufgedonnert. Die Avancierten der Sechsten empfingen die Damen mit Hallo. Sie konnte nicht weiter! Halbtot sank sie auf ein Strohbund, das sich platt unter ihrer Wucht zusammendrückte.

„'n Tag, all zusammen!" keuchte sie.

Auch Frau Hubert nickte sie mit einer gnädigen Vertraulichkeit zu. Sie war in einer rosigen Laune und bereit, ihre schlimmste Feindin zu umarmen. Gleich platzte sie mit der Nachricht heraus, die Verlobung ihrer Aeltesten mit Herrn Kuhn sei gestern perfekt geworden, der alte Kuhn, der Kommerzienrat, hätte endlich seinen Segen gegeben. Seit zwei Stunden arbeitete sie sich im Schweiße ihres Angesichts und in Gefahr, durch die Anstrengung vom Schlage gerührt zu werden, von Revier zu Revier, um dem Regiment, ja, der ganzen Garnison das glänzende Ereignis zu verkünden und die junge glückstrahlende Braut zu zeigen.

Alles fuhr vor Ueberraschung auf, und man drängte sich herzu, dem Mädchen zu gratulieren. Da nahte auf dem Feldweg, der das Revier durchschnitt, ein eleganter Wagen, mit zwei starkknochigen Rappen bespannt und von einem Kürassier in Uniform gelenkt. Der Wagen war mit Damen dicht bepackt, deren jauchzende Fröhlichkeit schon aus der Ferne hallte.

„Das laß ich mir gefallen!" sagte die Regimentsschneiderin — „per Equipag'! Immer nobel die Kavallerie!" Sie hatte einen Tick auf jeden Wagen, in dem sie nicht selbst saß.

Plötzlich rief von dem Wagen herab eine Stimme: „Lena! Hurra, die Len'!" Es war die Futtermeisterin. „Mach mit, Lena, zu uns! Wir fahren zu den Korassier! Da ist der reine Fastelabend!"

Sofort war die Hubert bereit. Zu den Kürassieren! Bei dem Wort war es, als prasselte ein Feuerwerk vor ihr auf — die lichtstrahlende Erinnerung an jene Tage, da das gesamte Kürassierregiment zu ihren Füßen lag. Und vor der sinnbetäubenden Blendung dieses Feuerwerks schien die öde, pedantische, vom ganzen Regiment verhöhnte Langeweile der „Compagnie Hubert" wie verflogen. Der alte Uebermut wallte in ihren Adern auf.

Zu den Kürassieren! Tackerment — sie will sich amüsieren! Heut noch einmal — vielleicht das letzte Mal!

„Ich komm'! Ich komm' gleich!" rief sie nach dem Wagen hin; die Pferde parierten. Doch zuvor trat sie auf die Braut zu: „Ich gratuliere, Fräulein! Ich wünsche, daß Sie recht glücklich werden!" Ihre Augen

blitzten dabei; sie setzte das Glas an die Lippen und stürzte den goldigen Inhalt mit weit zurückgebogenem Kopf hinab. Dann gab sie einem der Unteroffiziere den Auftrag: „Bitte, sagen Sie doch dem Hubert, ich wär' auf Besuch. Ich käm' schon zurück, wenn es Zeit wär'!"

Trotzig, ja herausfordernd klang das, und sie bedauerte, daß der, dem die Herausforderung galt, nicht da war.

Gleich darauf schwang sie sich zu dem Wagen empor und dieser rollte davon, der Wiese zu, von der die kräftig schmetternde Kavalleriemusik, durch das Echo verstärkt, so verlockend klang.

Mit solch fröhlichem Uebermut loderten dort die Wachtfeuer — doch über dem Walde, aus der drohenden Wetterwand, zuckten hin und wieder grellweiße Lichter, das Leuchten der Biwakbrände auf Sekunden mit ihrer unheimlichen Helle verzehrend. Kein Donner begleitete das Fluten dieser Lichter, den verschlangen einstweilen noch die Fanfaren der Musik und das vieltönige Gewühl, das die weite Stätte belebte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ein Faustschlag.

Der Zapfenstreich war längst verklungen, die Nachtstille begann sich gleich einer schweren Decke über das Lager zu breiten; nur die Feuer flackerten lebhafter auf; hie und da waren noch plaudernde Gruppen wach, in

schwarzen Silhouetten abgezeichnet gegen die Glut. Der Donner führte jetzt das Wort in dieser Stille, sein dumpfes Grollen wälzte sich aus der Ferne daher; zuweilen puffte ein Schuß jenseit des Waldes, wie ungeduldig über das nutzlose Grollen.

Feldwebel Hubert saß allein an der Feuerstelle, die andern lagen längst auf dem Stroh; es hieß, ein Alarm wäre für die Nacht im Anzug, da wollte man sich wenigstens ein paar Stunden des Schlafes sichern. Er saß mit den Füßen in dem Graben des Feuerkreises und starrte in das Wogen und Wüten des Flammenstoßes dort vor ihm auf dem Erdkegel, sichtlich aufgeregt, von der Eifersucht gepeinigt. All die Vergangenheit war aufgewacht. Lena war zu den Kürassieren geflüchtet — nun ja, es war ihr hier zu öde! Vielleicht hat sie recht — sie ist jung, und die Lust zum Leben und Tollen liegt ihr im Blut! Vielleicht wäre er es, der sich ändern müßte, der die unausstehlichen Nörgeleien ablegen und ihrer Jugend Rechnung tragen müßte! Teufel! Sind wir denn des Vergnügens wegen auf der Welt? Dienst — strenge Erfüllung des Dienstes, das ist unser Lebenszweck!

Auf jeden Fall sollte sie heute abend keine Strenge mehr zu erleiden haben. Sie hat ihn heute abend mahnen müssen, daß er sie vierzehn Tage nicht gesehen. Wie verlockend sie aussah! Aber die Kürassiere — — Wie lange sie bleibt!

Endlich! Ihre Stimme, ihre melodisch klare Stimme klang den Weg herauf. Er atmete auf — eine sonderbare Freude beklemmte ihm fast den Atem. Als würde

sie ihm neu geschenkt; als wäre es ihm beschieden gewesen, daß sie nicht wiederkehren und er sie nicht wiedersehen sollte!

Sie kam in Begleitung. Das war so natürlich, man konnte sie doch nicht allein durch das Lager ziehen lassen. Zwei Kürassiere waren mit ihr, das Weiße ihrer Koller leuchtete. Man lachte, man scherzte laut. „Pscht!“ machte sie voll schelmischen Uebermuts, „daß wir ihn nicht wecken!“

„Was dann, wenn er schon zur Nana gegangen?“ fragte einer der Herren; Hubert hörte es deutlich durch die Stille.

„Oho!“ gab sie zur Antwort; dann ein paar Worte, die er nicht verstand, und alle Drei brachen in ein herzliches Lachen aus.

Die Glut schoß Hubert zu Kopf, er fuhr auf und trat den Ankommenden entgegen. Höfliche Grüße hin und her, Hubert that sein Aeußerstes, um seine Ruhe zu bewahren.

„Ich komm' spät, sei mir nicht bös,“ bat sie, „die Herren wollten mich nit fortlassen!“

„O bitte, der Zapfenstreich ist ja eben erst zu Ende — aber du hast den Zug versäumt, die andern sind schon vor einer Stunde fort.“

„Da bleib' ich hier! Herrlich! Famos! Ich schlaf' im Biwak! Habt ihr noch ein Bettchen für mich?“

Der Gedanke schien sie zu begeistern wie ein Kind, der Wein mochte seine Wirkung bei ihr üben.

„Ach, laß doch!“ wehrte er, mit Mühe seine gute Miene bewahrend — „du wirst nach Hause fahren

und dich hübsch zu Bett legen! Um elf Uhr geht noch ein Güterzug. Da wirst du mitfahren!"

Wie entsetzlich nüchtern, wie zum Verzweifeln schulmeisterlich das klang.

„Dürfen wir die Herren bitten einzutreten?" fragte sie mit einer Handbewegung nach dem Feuerkreis — „du hast gewiß noch ein Glas Punsch, Hubert!"

Dies absichtlich, um ihn zu ärgern — wußte sie doch, bei der „Compagnie Hubert" seien solche Höflichkeiten und solche Ueberraschungen nicht im Schwang.

„Bedaure sehr, den Herren nichts mehr anbieten zu können —" sagte er sauer, wirklich etwas verlegen, daß er den Kameraden für ihre Begleitung nicht einmal einen Schluck zu kredenzen hätte.

„Der Punsch bei den Kürassieren war famos! Wir Füsiliere freilich können das nicht . . ." fiel Frau Hubert ein.

Die beiden Herren hielten es für ratsam, sich zu empfehlen — die Luft war hier nicht ganz geheuer.

Sie erging sich zuerst in begeisternden Ausrufen, wie artig man sie dort drüben aufgenommen. Alles hatte sich beeifert, sie zu begrüßen. Kein Groll mehr von früher — im Gegenteil! Eine Aufführung hatte stattgefunden, ja, es war sogar getanzt worden. Und ihre Augen funkelten noch wie im Widerschein all der Lust.

Plötzlich, wie zur nüchternen Wirklichkeit erwachend: „Du bist doch nicht bös, Hubert?"

Kätzchenartig schmiegte sie sich an ihn.

„Oh!“ stieß er widerwillig aus, sich gegen den Zauber ihrer Zärtlichkeit wehrend. „Du warst lange fort! Du hättest doch ganz bei denen drüben bleiben können! Ich dachte, du kamst, um mich zu besuchen?“

Durch den Vorwurf vibrierte das Geständnis, daß sein Herz sie dennoch vermißt. Aber gleich war der Pedant wieder da, der unter allen Umständen sicher gehen und sich am wenigsten von einer nachgehenden Uhr betrügen lassen wollte.

„Wenn du den Zug nicht verfehlen willst, so müssen wir gleich aufbrechen!“ drängte er.

„Ich dächt', wir plauderten noch ein Stündchen. Ei, wie lustig brennt das Feuer!“

Er zuckte die Schultern: „Sicher ist sicher!“

Während ihre Augen sich an dem leidenschaftlichen Spiel der Flammen weideten, ging er hin, um dem Vicefeldwebel mitzuteilen, daß er auf eine halbe Stunde das Lager verließe. Vor Mitternacht war jedenfalls kein Alarm zu erwarten, und er wollte seine Frau doch persönlich nach dem Bahnhof begleiten.

„Geh zum Teufel — meinetwegen zum Teufel!“ knurrte der Gestörte im Schlaf.

Sie traten also den Weg nach dem Bahnhof an. Er war der Richtung nicht ganz sicher und zögerte.

„Komm, komm nur!“ sagte sie, „ich weiß Bescheid!“

Wieder schmiegte sie sich in süßer Last an seinen Arm.

„Du, du kannst ja nicht einmal grad gehen!“ scherzte er — welche Anstrengung kostete ihm die kleine Neckerei.

„Meinst du, Hubert? Meinst du wirklich, ich hätt' einen Rausch weg? Hahaha, einen Rausch!"

Sie drängte ihren Begleiter hin und her zu einem torkelnden Gang, den Rausch markierend. Das machte ihr unbändigen Spaß, und ihr helles Lachen gellte laut über das Feld.

„Die Lena hat einen Rausch, hurra! — Was habt ihr denn getrunken? — Wasser, he? — Pumpenheimer? — Bei den Kürassieren gab es Sekt. Dagewesen — amüsiert — Sekt getrunken ..." (den Lieutenantsjargon nachäffend).

Fern hallte der hohle Pfiff einer Lokomotive.

„Na, nun hör' auf, sei vernünftig!" gebot er in strengem Ton. Er kannte eben keine Uebergänge.

„Ba—ba—ba, Brummelmajor!" Liebkosend rüttelte sie seinen Arm.

Dann ließ sie ihr Geplauder los. Von den Kürassieren wollte er aber nichts hören. Er ist eifersüchtig, etsch, er ist eifersüchtig! „Gut, plaudern wir vom Lämmchen!" Bald kramte sie den Sack voll winziger Neuigkeiten aus, die sie extra für ihn eingepackt, alles ihre Wirtschaft betreffend. Sie hat also fleißig gearbeitet die vierzehn Tage über; die Nähmaschine soll trotz dem Feldwebel nicht ruhen! Und sie erging sich in allerlei Plänen, was noch zur Ausstaffierung ihrer Einrichtung beschafft werden müßte.

Plötzlich fuhr er in ihr Geplauder hinein: „Aber das mit den Kürassieren muß nun endlich einmal aufhören!"

Er hatte offenbar nur halb hingehört — ihre Er-

regtheit heute abend, der Champagner, ihre übermütige Laune, alles das ging ihm gegen den Strich.

Ihr fröhlicher Kinderausdruck verflog sofort, sie lockerte ihren Arm in dem seinen, wie abgestoßen.

„Sag, du bist und bleibst doch ...“ Sie vollendete nicht. Gleich darauf: „Wenn du mir nicht traust, so laß mich laufen!“ rief sie. „So ein Mann — lieber keinen!“

„Laß den Unsinn jetzt!“ herrschte er sie an. Er war stehen geblieben und schaute sich um, ob sie die Richtung nicht verfehlt hätten. Unweit von ihnen am Weg erhob sich ein weitläufiges Gehöft, die Mauern und die Baummassen vom unruhigen Schein der Biwaksbrände angeglüht.

„Hier müssen wir vorüber,“ sagte sie. „Ich weiß bestimmt, wir kamen heut hier vorbei.“

Es war das Gehöft, in dem Hubert die famose „Brunnenwacht“ installiert. Er erkannte es jetzt, und es fiel ihm aufs Gewissen, daß er Funk abzulösen vergessen hatte. Das würde den Schein offenbarer persönlicher Feindschaft auf ihn werfen. Er wollte das Versehen sofort gut machen.

„Ich habe hier drinnen einen Moment zu thun,“ sagte er, sich von ihrem Arm loslösend. Und da sie ihn verwundert ansah, platzte er mit dem Wort heraus — dem Zauberwort, vor dem alles weichen mußte: „Dienst!“

Das Gebäude war überfüllt von allerlei Einquartierung. Die kostbaren Pferde der hohen Stäbe in den Ställen, die Intendantur, die sofort das warme

Nest herausgeschnüffelt, verschiedene Bureaus mit ihren Schreibern und die heimlichen Nachtgäste einiger höherer Offiziere, die gegen den drohenden Rheumatismus das Dach und Fach den klimatischen Unsicherheiten eines Biwaks vorgezogen.

Lena trat mit Hubert in den Hof; alle Fenster des niederen Hauptgebäudes waren erleuchtet, hinter den angelaufenen Scheiben ging es laut her. Dort in der Mitte, zwischen den Misthaufen, befand sich auch der bewußte Brunnen. Natürlich hatte die Brunnenwache es sich längst bequem gemacht dort drinnen. Wer trinkt Wasser zu dieser Stunde?

Hubert ließ Lena stehen und trat auf eine Thür zu, wo der meiste Spektakel war. Eine schwüle Wolke von Tabaksqualm schlug ihm entgegen, als er öffnete; an den Tischen war ein Durcheinander von zechenden Militärs und ein wüster Lärm von rufenden, lallenden, streitenden Stimmen. Ein Weib kreischte und wirbelte dann von einer Bank empor.

Da erhob sich eine heisere Stimme im Hintergrund: „Herein — nur herein — Kinder und Militärs zahlen die Hälfte!“

„Der Hubert!“ rief es aus einem Winkel. „Ah, der Hubert!“

„Excellenz Hubert!“ gröhlte ein andrer. „Famos! Immer heran!“

„Hurra, der Hubert! — Was, der! — der Hubert — nicht möglich!“

Zu dieser Stunde hätten sie ihn am wenigsten erwartet. Es gab ein allgemeines Hallo Ein Salve

von Zurufen entlud sich gegen ihn, höhnendes Lachen und äffende Stimmen. Jemand ahmte sein schnarrendes Organ nach: „Preußischer Pli!“

„Verdammter Kaffer — hinaus mit ihm!“ donnerte ein andrer entrüstet.

„Zum Teufel mit dem Leuteschinder!“ Das wurde ihm ganz aus nächster Nähe ins Gesicht geschleudert.

„Brunnenwache!“ Und ein ungeheurer Lärm.

Es wäre am besten für ihn gewesen, sofort umzukehren und die Thür über all den Schmähungen zuzuwerfen, ehe sie seine Autorität als Feldwebel vollends besudelten. Was soll er thun? Den und den herausgreifen und arretieren? Zudem waren es meist Avancierte von seiner Charge. Ihm war, als müßte im nächsten Augenblicke die Salve der unerhörten Schmähungen durch ein greifbares Geschoß, etwa ein Bierseidel, überboten werden.

Aber zurückweichen — nie!

„Unteroffizier Funk!“ rief er in das Getöse hinein.

„Funk! Heda, der Funk! Fünkchen heraus!“ brach der wilde Chor in allen Tonarten aus. „Excellenz Hubert haben befohlen!“

Hubert hatte Funk erkannt, der dort auf der Bank saß, mit geöffnetem Rock, die vorgestreckte Hand am Bierseidel, neben dem das Faschinenmesser mit der Patronentasche lag. Mit einer gebieterischen Handbewegung winkte er ihm jetzt.

„Bitte, auf einen Augenblick, Unteroffizier!“ Und er wies nach der Thür.

Funk rührte sich nicht, ein ironisches Zucken um die Mundwinkel. Des Feldwebels Augen loderten; da endlich hielt Funk es doch für geraten, sich langsam zu erheben. Es entstand eine Stille, was nun würde. Funk knöpfte in aller Ruhe seinen Rock zu, dann nahm er das Bierglas, schwang es zum Prosit nach den andern Tischen hin und ließ den Inhalt in behäbigen Schlucken die Kehle hinabgleiten.

„'raus!" lallte eine Stimme.

„Haut ihn!" und ein gewaltiger Schlag auf den Tisch, daß die Gefäße tanzten.

Hubert war bereits draußen, wo er den Unteroffizier erwartete. Endlich erschien dieser, noch das Faschinenmesser zuschnallend, während er schon dicht vor dem Vorgesetzten stand.

„Ich bin hier im Dienst, Unteroffizier Funk! Bitte das wohl zu merken!"

Eine unheimliche Ruhe des Tones, doch darunter zitterte der verhaltene Grimm über die Schmach, die ihn da drinnen getroffen.

Eine Pause, während der Funk noch an Anzug und Armatur zurechtzupfte.

Hinter ihnen aus der geöffneten Thür dröhnte der höhnende Lärm.

„Ich bin im Dienst — muß ich Ihnen nochmals bemerken —" Die Stimme klang jetzt schneidend scharf: „Ich bin da, Sie zu revidieren — — Nun?"

Kein Laut von seiten Funks.

„Haut ihn! Schlagt ihm den Deez ein!" hallte es dahinten.

„Nun — wird's bald! — Werde ich eine Meldung erhalten?"

Vielleicht hätte sich Funk zu dieser Meldung bequemt. Was soll er thun? Man bringt sich nicht gern wegen der Lappalie auf die Festung! Doch da fiel sein Blick auf die Lena, die hinter ihrem Mann stand. Der Schein der geöffneten Thür fuhr hell über ihre Gestalt.

Eine ungeheure Wut bäumte in ihm auf. So soll er sich vor ihren Augen maßregeln, bedrohen, besudeln, wie ein Hund behandeln lassen?!

„Nennen Sie das Wachtdienst? Lotterei! Niederträchtige Bummelei! Wart, ich werde Ihnen das anstreichen, Sie . . . Sie . . ." Hubert schüttelte drohend die Hand gegen ihn.

Vor ihr das! Das war zu viel!

„Hundsfott!" brüllte Funk außer sich. „Was, mir drohen!? Hundsfott infamer!"

Mit einem Wutgeheul, seiner Sinne nicht mehr mächtig, stürzte er gegen Hubert an. Seine krallenden Fäuste faßen an dessen Gurgel.

„Was, du hast mir den Hals brechen wollen? — Wart, wart, Canaille!"

Hubert erbleichte unter den entsetzlich würgenden Händen. Gleich raffte er sich aus der ersten Ueberraschung empor, riß die Hände mit einem Ruck los, und dann hatte er, der Nüchterne, überdies Stärkere, ein leichtes Spiel gegen den Halbtrunkenen. Nur noch ein kurzes Ringen, von Flüchen begleitet, dann schleuderte er seinen Angreifer gegen die Thüröffnung, wo

Funk der Länge nach hinschlug, von dem Lärm der aufspringenden Gäste umtobt.

Hubert stürmte hinaus, den vom aufgeregten Flackerschein der Biwakfeuer erleuchteten Weg hin, nach dem Lager zurück.

„Hubert! So hör doch!“ flehte Lena, an seiner Seite eilend. „Wo willst du denn hin?“

„Laß mich! Sofort wird es gemeldet. Ich laſſ' ihn sofort arretieren!“

„Du bist von Sinnen! Komm doch zu dir! Laß mit dir reden!“

Er schüttelte ihre Hände, die seinen Arm umfingen, heftig ab.

„Laß, sag' ich dir!“ schrie er sie an.

Erschrocken fuhr sie zurück, mehr noch vor dem wahnsinnigen Geflamm seiner Blicke.

Dann die Worte hervorkeuchend: „Er hat mir auf dem Scheibenstand ans Leben gewollt. Nun soll er dran glauben! Zehn Jahre Festung verschaff' ich ihm! Es reicht noch nicht! — Er war im Dienst, ich war im Dienst. — Thätlichkeiten gegen einen Vorgesetzten — die zehn reichen noch nicht! — Gleich laſſ' ich ihn arretieren!“

Und er stürmte — sie neben ihm her. „Zehn Jahre Festung!“ Das entsetzliche Wort fuhr ihr wie ein heißes Geriesel durch die Glieder.

„Hubert, hör doch!“ stammelte sie. „Uebereil dich nicht! Mach niemand unglücklich! Du hast ihn doch gereizt!“

Er hielt mit einem Ruck. Er sah, wie sie zitternd,

mit schreckensblassem Gesicht, die Hände flehend erhoben, neben ihm stand. Wenige Herzschläge lang bohrte er seinen Blick in den ihren.

„Was!?“ schrie er plötzlich, außer sich. „Was? Du bist auf seiner Seite?! Du legst ein Wort für ihn ein —“

„Hubert, du hast ihn sehr gereizt . . .“ flüsterte sie scheu, einen Schritt zurückweichend.

„Im Gegenteil, du wirst Zeuge, du warst dabei! Du wirst zeugen gegen ihn!“ Mit schrillem Hohn lachte er auf: „So muß es kommen! — Bravo! Das Liebchen, das gegen seinen Herzliebsten zeugt!“

„Ich thu' es nicht! Und wenn ihr mich totschlagt — ich hab' nichts gesehen!“

„Was?! Nichts gesehen?“ Ballend hob er die Faust, seine Glieder flogen vor Erregung. „Nichts gesehen? — Nichts gesehen?“

„Nein!“ Scharf gellte es ihm entgegen, wie ein Hieb.

„Dirne!“ brüllte er, all die Qual der Eifersucht in das eine Wort zusammengefaßt.

Und mit dem Wort fiel ein Schlag seiner erhobenen Faust, der sie zu Boden streckte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Rhein! Der Rhein!

Lena schlug die Augen auf — ein huschendes Blitzesfluten beleuchtete ein Männerantlitz dicht über ihr. Sie schreckte mit einem dumpfen Schrei zusammen. Wo bin ich? Was ist geschehen? In ihrem Kopfe war ein betäubendes Brausen — Worte klangen wie aus weiter Ferne durch dies Brausen, wie von jenseit eines Wasserfalls.

Er!

Nein, nicht seine wahnsinnig flackernden Augen — nicht das Wutgeheul seiner Stimme.

„Lena, wach auf! Komm zu dir!"

Eine Hand hob ihr den Hinterkopf, eine andre strich ihr die Schläfen.

„Was ist gescheh'n? Ich bin's! — hab keine Angst!"

„Funk, du?!" Sie riß die Augen weit auf — hatte sie ihn doch an seiner Stimme erkannt. „Fort! fort! Mach', daß du fortkommst!" fuhr sie mit einem Ruck empor. „Ich bitt' dich um Gottes Jesu willen, mach' dich davon!"

„Nun ja, nun ja! Erst sag', was dir gescheh'n. Erst kommst du selber zu dir!" Und da ihr Haupt mit einem Stöhnen gegen den Grabenrand, wo sie lag, zurücktaumelte, fragte er bestürzt: „Bist du verwundet? Was hast du?"

„Nichts! Nichts! Einerlei! — mach nur, daß du fortkommst! Flieh, flieh!"

„Er hat dir etwas zugefügt — ich hab' deinen Schrei vorhin gehört!“ Seine Stimme bebte vor verhaltener Wut. „Weh ihm — wenn ich ihn krieg'!“

„Laß dich nichts kümmern! Nur fort!“ flehte sie. „Er will dich sofort arretieren lassen! Er will dich auf die Festung bringen, zehn Jahre, sagt' er — und er thut's!“

„Wenn sie mich kriegen! So schlau bin ich auch! Du aber kommst mit, Lena!“

Sie starrte ihn angstvoll fragend an. Das Brausen in ihrem Kopf verwirrte ihr die Gedanken; langsam richtete sie sich auf. Ihre Augen fuhren wirr umher. Plötzlich schien sie zum vollen Bewußtsein dessen, was geschehen, zu erwachen — sie schauerte zusammen.

„Geschlagen —“ stöhnte sie in sich hinein. „Er hat mich geschlagen, wie man — wie man einen Hund schlägt!“

„Dazu ist jetzt keine Zeit!“ drängte er. „Ich hör' jemand kommen.“

Sie ließ sich von ihm emporrichten. Wenige Sekunden stand sie, die Faust gegen die Stirne gepreßt, und ein abermaliges Stöhnen rang sich aus ihrer Brust. Dann streckte sie die Faust gegen das rot überglühte Feld.

„Ich wußt' es ja — meine Mutter hat recht gehabt!“ flüsterte sie.

Ja, ihre Mutter hatte recht: sie, die Lena, würde an dem zweierlei Tuch zu Grunde gehen, wie jene selbst daran zu Grunde ging. . . .

„Komm, Lena!“

Er faßte sie bei der Hand — sie ließ es widerstandslos geschehen und folgte ihm.

Sie eilten den Weg entlang. Wohin? Das fragte sie nicht. Sie meinte durch das Brausen ihres Kopfes immer wieder den Rhein erwähnen zu hören — daß er sie dorthin führte, daß sie den Rhein gewinnen müßten.

Zuweilen hielt er, sich umschauend; das glühende Biwakfeld begann hinter ihnen zu einem blassen Dunst zu verdämmern. Gut, so entfernten sie sich wenigstens von dort! Und er wartete auf den nächsten Blitz, der ihm die Gegend erhellen sollte, damit sie die Richtung nicht verfehlten.

Jetzt tauchte in dem weißen Blitzesschein ein Dorf vor ihnen auf, um gleich wieder von der Dunkelheit verschlungen zu werden.

Hastiger stürmten sie vorwärts, dem Dorfe zu; dort würden sie die Richtung erfahren. Nachdem sie die ersten Häuser passiert hatten, hallte scharfes Pferdegetrappel, von militärischen Stimmen begleitet, aus der Dorfgasse. Sofort bogen sie in das Dunkel eines Gartenwegs ein; dann umschlichen sie vorsichtig die Häusergruppen. Die ganze Gegend ist mit Militärs übersät, eilends muß der Rhein gewonnen werden, ehe der Tag anbricht und das Biwak wach wird!

Jemand, ein Marketender, der mit Körben beladen daherkeuchte, gab ihnen Auskunft über die einzuschlagende Richtung. „Noch zwei Stunden hin zum Rhein!“ hieß es.

„Komm, Lena!“

Er meinte, daß sie ermattete und den weiten Weg nicht mehr aushielte. Da legte er seinen Arm um ihre Schultern. Sanft wehrte sie, sich der Hilfeleistung entziehend. Nicht daß sie fürchtete, die Sorglichkeit könnte in eine Liebkosung übergehen — nein, es sollte ihm, dem andern, selbst jetzt in ihren Gedanken, jede Berechtigung zur Brutalität, die er begangen, noch nachträglich entzogen werden.

Doch wieder ließ sie sich bei der Hand ergreifen und wie ein kleines Kind daherführen.

Bei einem der Blitzesscheine, die an Helle nicht nachließen, obwohl der begleitende Donner immer ferner, fast bis zur Unhörbarkeit verhallte, fiel ihr jetzt erst auf, daß er in Zivilkleidung war. Sie erinnerte sich, daß er ihr vorhin alles erläutert. Er war bald, nachdem ihn Hubert zu Boden geschleudert, aufgesprungen und wollte jenem nacheilen — wahrhaftig mit der Absicht, ihm das Faschinenmesser zwischen die Rippen zu stoßen. Schon hatte er das Thor erreicht — schon sah er ihre beiden Gestalten daherstürmen, plötzlich hörte er Lenas markerschütternden Schrei — da ward er von den festen Händen der Kameraden erfaßt, die ihm nachgeeilt waren. Was hat er vor? — Den Kerl einfach totstechen! — Ist er des Teufels? — Marsch herein! — Und sie zerrten ihn in das Gehöft. Doch ein guter Freund raunte ihm den Rat ins Ohr: „Mach dich davon! Thatsächliche Insubordination gegen einen Vorgesetzten — das kostet zehn Jahre!“ — Er besann sich nicht lange, kleidete sich eiligst um. Dann rannte er in der Richtung, wo er vorhin den Schrei gehört, nichts Gutes ahnend.

Sie stutzte. Also ein Deserteur! — Welch ein häßliches Wort, das jedes Soldatenherz im Innersten anwidert! Doch die zehn Jahre Festung — unter der Drohung eines geladenen Gewehres Schubkarren fahren — und das verpfuschte Leben, das daraus folgt — wegen eines Momentes, da ihm die Wut überschäumte! Ist sie nicht schuld an allem?

„Komm!"

Diesmal war sie es, die das Wort hervorstieß, und sie zerrte ihn vorwärts. Hubert sollte er nicht in die Hände fallen! Hubert soll den Triumph nicht haben! Vorwärts!

Fern läutete es; das war ein Rheindampfer — und sie beschleunigten ihre Schritte.

Er erklärte ihr in der Hast des Schreitens, die Stimme von der Anstrengung des Atmens unterbrochen, wie er sich die Flucht dachte. Sie würden vor allem den Rhein gewinnen. Dort müssen sie einen Kahn aufzutreiben suchen, um aufs andre Ufer zu setzen. Jede Begegnung mit dem zweierlei Tuch war gefährlich. Doch am Rheinstrom fände das Manöver seine Grenze. Von drüben aus würden sie sich eine Gelegenheit ausmachen, um zu Schiff nach Holland zu entkommen; Holland kennt er ja. Beileibe nicht per Bahn. Auch die wimmelt voll Militär. Am besten wäre ein Schlepper oder ein Holländer Dampfer, auf keinen Fall ein Passagierboot.

Onkel Balthes fiel ihr ein. Sie hatte ihn zufällig vorgestern in einer Kölner Gasse getroffen. Er würde in zwei Tagen mit seinem „Stinnes" thalwärts nach

Nymwegen machen. Aber was sollte der sagen, wenn sie sich als Deserteure auf seinem Schiff einfänden?

Sie wunderte sich nicht einmal, wie selbstverständlich sie sich in diese gemeinsame Flucht ergab. „Komm!" und sie folgte, als hätte sie den gefunden, zu dem allein sie gehörte.

Horch, ein Signalhorn! Langgedehnte Töne, die ganz fern aus der Stille der Nacht hervortauchten.

Funk hielt inne und lauschte. Jetzt wieder still. Dann hallte ein zweites Signal aus einer andern Richtung — und das erste setzte von neuem ein. Nun erwachten die Signale von allen Seiten, eins das andre überhallend, sich kreuzend, sich ineinander wirrend, eine Flut von Tönen, die über die Weite immer mächtiger daherschwoll.

Erschreckt horchend standen sie.

„Der Alarm!" flüsterte Funk. „Wir müssen eilen!"

Nun erhob sich Trommelwirbel, rasselnd in das feierliche Gewirr von Tönen einsetzend. Der ganze Horizont war erwacht, selbst der Glutschein am Firmament lohte feuriger auf. Vom Walde kam ein lebhaftes Geknatter von Schüssen, auf der Chaussee donnerte eine Batterie daher.

Und all das Gelärm schien den atemlos Fliehenden nachzusetzen. Es wuchs und wuchs ringsum, es schien sie überholen, ergreifen, umzingeln zu wollen. Auf Windstößen kamen die Töne angejagt, erschreckend nah gellten sie ihnen in den Ohren — war es nur eine Täuschung ihrer aufgeregten Sinne, daß sie mitten in das entsetzliche Chaos des Alarms zu stürzen wähn=

ten, statt ihm zu entfliehen? Waren sie abgewichen? Einerlei — jetzt nur vorwärts! Nur aus dem Bereich dieses Schreckens!

Allmählich brachen die Signale ab. Doch an deren Stelle trat ein andres Lärmen. Kommandoworte, helles, metallisches Klirren —

„Sie laden die Gewehre dort hinten," erläuterte Funk.

„Um Gottes willen —"

„Nun, ich denk', nicht gleich für uns! Sie schießen uns nicht gleich tot," scherzte er grimmig.

Die Chaussee dröhnte jetzt von rasselnden Geschützen, das gedämpfte Geräusch marschierender Kolonnen erfüllte die Luft, ja man spürte deutlich das Gewimmel der vielen Tausende. Das Geknatter der Gewehrschüsse ward lebhafter, plötzlich verbreitete es sich über den ganzen Horizont, schneller, hitziger; begierig fing der Wald die Schüsse auf, um sie zu lauthallender Wirkung zu verstärken. Jetzt rollte der Donner eines Geschützschusses daher. Wohl nur ein Uebermut, den Spektakel zu vermehren, denn was soll das Geschütz bei einem Nachtgefecht? Heftig, im weitesten Umkreis tobte das Gefecht, der Boden schien zu zittern unter den Füßen der Fliehenden.

Die Schüsse erzeugten ein fortwährendes Wetterleuchten ringsum; hie und da lohte ein wirklicher Blitz herein, das Feuerzucken des Gefechts verlöschend.

Jetzt sahen sie beim Schein eines solchen Blitzes die Waffen der Kolonnen auf den Wegen gleißen. Funk mußte seine Begleiterin immer wieder beschwichtigen.

Die aufgeregte Phantasie stellte ihr eine allgemeine Hetzjagd dar — die ganze Division, die von Hubert aufgeboten ist, um sie beide Deserteure einzufangen....

Pferdegetrapp hinter ihnen, das näher und näher rückt — eine schwarze Schlange, die sich daherwälzt — diesmal bebt der Boden wirklich vor dem Stampfen der Hufe.

Jetzt hat die Schlange sie eingeholt — Lena klammert sich schreckensstarr an den Arm des Begleiters.

„Sei doch nicht närrisch! Sie werden mich gleich erkennen!“

Es sind die Bonner Husaren. Einer der ersten, ein Offizier, bleibt halten und richtet die Frage an Funk, ob sie richtig seien nach dem Rhein.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“

Die gewohnte Papageienredensart entschlüpfte ihm. Hätte sie ihn nicht verraten können? Unsinn! Doch ist es Zeit, daß man auf ruhigeres Fahrwasser kommt!

„Die wollen auch an den Rhein?“ fragte sie ängstlich.

Der Alleswisser erwachte in ihm, und er erklärte: „Auf dem Rhein kann nicht manövriert werden. Wasser ist Wasser. Da hört die Soldatenspielerei auf. Es ist nur wegen der Flankenanlehnung. Oder eine Rekognoscierung, so etwas, Närrchen!“

Und sie eilen — eilen. Ist denn noch immer nicht der Rhein da? Vergebens horchen sie aus all dem Wirrsal von Tönen nach dem Rauschen des Wassers. Aber jetzt meinen sie den Wasserdunst zu riechen.

Täuschung ihrer Sinne! Vielleicht sind sie dennoch irregegangen?

Plötzlich wandelt die Lena eine Schwäche an. Es ist die Wirkung des Schlages; wieder braust es ihr im Kopf. „Ich kann nicht mehr! — Laß mich hier — geh' du! — Flieh schnell!"

„Ich dich verlassen?" Er kauerte sich neben sie in den Wegegraben: „Komm — ich halt' dich — faß Mut!"

Ein Anfall der Verzweiflung kam über sie. „Armer Funk!" sagte sie, über sein Gesicht tastend. Gleich schien sie diese Vertraulichkeit zu bereuen. „Geh, laß mich hier!" Und sie stieß ihn sanft von sich.

Da flutete ein neuer Blitz nach langer Dunkelheit. Eine ungeheure Blendung prallte wie körperlich gegen sie an, ihre Hände flogen zu den Augen. Was war das? Vor ihnen flammte der mächtige, weißgleißende Schein eines ungeheuren Spiegels.

Sie erhoben sich beide — noch wie betäubt von dem überwältigenden Licht tasteten sie weiter in die um so schwärzere Dunkelheit. Unter ihren Füßen klirrten Kiesel — eine feuchte Kühle wehte ihnen ins Antlitz — „Der Rhein! Der Rhein!"

Es war ein Zauberwort, das sie durchzuckte. Und der Ruf fuhr wie ein gemeinsames Jauchzen von ihren Lippen. Als vermöchte die Nähe des heiligen Stromes, ja nur der Klang seines Namens den Makel ihres Beginnens von ihnen zu lösen! Als weihte sein würziger Hauch all das geheime Begehren ihrer Seelen! Bald werden sie sich seinen Wellen anvertrauen, die sie aus

all der Qual und Angst dem Traum einer neuen Zukunft entgegentragen. . . .

Und in dem Uebermaß der seltsam unfaßbaren Freude ließ sie es geschehen, daß er seinen Arm um ihren Nacken schwang und seine Lippen an ihre dürstenden Lippen preßte.

„Hast du jetzt Mut? Hast du Mut?“ stammelte er in die Glut der Umarmung hinein.

„Alles — alles! Ich geh' mit dir — wohin du willst!“ stammelte sie dagegen.

Taumelnd in der neuen Seligkeit dieses Besitzes umklammerten sie sich wie auf Nimmerlassen.

Und sie vernahmen nicht das Raunen und Flüstern der Rheinwellen, das ihnen eine andre Art von Rettung verhieß — tief unter dem betrügerisch gleißenden Spiegelschein.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Onkel Balthes.

Das Landetau, das der Schiffsjunge vom Bord des „Matthias Stinnes“ schleuderte, sauste durch die Luft. Jetzt tanzte der Kahn in dem steilen Auf und Ab der Wellen, von dem Tau getreidelt. Lena pochte das Herz — was wird Onkel Balthes für ein Gesicht machen? Sagen wird er natürlich nichts, wie er überhaupt nie etwas sagt — doch fürchtete sie das stumme Urteil seiner Miene.

„Ah, bah! Er frißt aus der Hand!“ hatte sie das

Bedenken Funks beschwichtigt. „Er weist uns nicht ab, er bringt uns nach Holland. Was geht's ihn an? Er muß, wenn ich will!"

Auch blieb keine bessere Gelegenheit übrig. Sie waren beim Morgengrauen, als sie nach langem Suchen endlich einen Kahn gefunden, aufs andre Ufer übergesetzt. Dort an dem Strand des ansehnlichen Dorfes, überdies eine Nachenstation, hockten sie den Tag über, auf der Lauer nach einer Gelegenheit, um ohne Aufsehen rheinabwärts über die Grenze zu kommen. Zwei holländische Passagierschiffe ließen sie vorbeistreichen, auf dem ersteren meinten sie eine Uniform bemerkt zu haben — die gibt es jetzt überall; so hatten sie auch keine Lust, das zweite zu besteigen. Ein paar Schlepper rauschten daher, die sahen nicht aus, als ob sie aus Gefälligkeit ein so rätselhaftes Paar an Bord nähmen. Sie dachten einen Nachen zu dingen, doch ihre gemeinsame Barschaft war in Anbetracht der ungewissen Leere, der sie entgegenfuhren, nicht groß genug, um sich diese Extravaganz zu gestatten.

Gegen Abend tauchte aus der eigenen braunblauen Rauchwolke, die ihn umschwebte, der „Stinnes" von Onkel Balthes herauf. Sie behauptete, das Schiff an dem absonderlich altmodischen Aufsatz seiner Schornsteine zu erkennen.

Welch ein Zufall! Sie haben Glück!

„Er muß uns mitnehmen!" rief sie sofort. „Hier können wir sonst warten, bis wir schwarz werden!"

Es galt, sich nicht lange zu besinnen. Das Manöver war seit Mittag zu Ende, wo der gewaltige

Kanonendonner, der vom andern Ufer herüberdröhnte, plötzlich abschnitt. Wege und Stege würden von heute ab voll Soldaten wimmeln. Es war höchste Zeit, über die Grenze zu kommen.

So bestiegen sie den Nachen, der die rote Signalfahne als Begehr der Aufnahme ausgesteckt, und fuhren dem „Stinnes“ ins Fahrwasser entgegen.

Onkel Balthes war im Dienst; man wies die Lena nach der zwischen den beiden Schloten erhöhten Steuerbrücke hinauf. Der knorrige Schiffer hielt dort, breitbeinig, etwas nach der einen Seite geneigt, mit weit ausholenden Armen von Griff zu Griff des großen Steuerrades tastend; wie immer, ob im Dienst oder außer Dienst, die Blicke der gekniffenen Aeuglein ins Weite gerichtet. Hier oben fegte ein kräftiger Wind, die Zipfel seines Halstuches flatterten, und der Kranzbart, der sein lederbraunes Gesicht umrahmte, schmiegte sich dichter um seine massiven Kinnbacken.

„Tag, Oehm!“

Die Aeuglein schenkten ihr nur einen stechenden Viertelsblick. Balthes nickte, warf aber mit einer heftigen Evolution die Prieme von der rechten in die linke Backe. Dies als einziges Zeichen seiner Verwunderung.

„Du wirst dich wundern, daß ich daher komm’, Oehm!“

Der Kopf auf dem faltigen Hals reckte sich ein wenig nach vorn und die Aeuglein zielten etwas stärker blinzelnd auf einen Punkt in der Ferne. Doch kräftiger holten die Arme aus, und das Steuerrad flog unter seinen Händen um hundertachtzig Grad herum.

„Du nimmst mich doch mit nach Holland, Oehm?“ Ein schneller Seitenblick traf sie.

„Ich sag' dir's gerad heraus, Oehm, ich desertier'! Ich bin meinem Mann entlaufen. Es hängt nur an dir, ob du mich mitnehmen willst!“

Es war etwas viel für sein sonst so unverwüstliches Phlegma. Er ließ die eine Hand vom Rade los und rückte die mit breiter Goldborde versehene Schirmmütze in den Nacken — als hielt' es ihm so leichter, mit den tiefklaffenden Furchen seiner rotbraun gebeizten Stirn das Gehörte in sein Hirn aufzunehmen.

„Donnerschlag! Bleib mir mit deinen Fisimatenten vom Leib!“ brummte er; etwas viel auf einmal für seine sonst so steife Zunge.

„Keine Dummereien, Oehm! Ich thät' dich doch nit mitten auf dem Rhein attackieren, wenn ich nit müßt'!“ Sie wartete ab, bis das Steuerrad aus seiner rasselnden Aufregung wieder ruhiger oscillierte, dann begann sie von neuem: „Er hat mich genug maltraitiert. Wir waren nit glücklich, Oehm! Wir passen nit bei einander. Rheinisch Blut und preußisch Blut paßt nit. Aber man hätt' aushalten müssen bis ans End'! Man heirat' nit zum Spaß! Aber die Plag' war groß, Oehm! Er ist ein Sprühteufel vor Eifersucht! Alles lass' ich mir gefallen, aber nicht anrühren! Und er hat gehauen, Oehm! Er hat mich zu Boden geschlagen, wie einen Hund, auf freiem Feld — und wie einen Hund hat er mich liegen gelassen am Weg. Es ist aus mit uns! Ich hab' mich davongemacht . . .“ Sie

stockte. Das Schwierigste gab es noch zu beichten: Funks Gesellschaft und die gemeinsame Flucht.

Er warf, während sie sprach, die Prieme mehreremal von der einen Backe in die andre, und um seine buschigen Brauen wetterte es. Jetzt stemmte er sich schräg gegen den Wind, holte weit aus und ließ das Rad mit fast drei Viertel seiner Speichen durch seine nervigen, mit glänzenden Härchen bedeckten Fäuste gleiten.

Sie eilte, sich des heiklen Geständnisses zu entledigen. „Es ist noch jemand mit mir, Oehm. Auch den hat er aufs Blut maltraitiert. Er wollt' ihm zehn Jahr Festung verschaffen! Oehm — zehn Jahr Festung! — Schubkarren fahren und die Gasse kehren. Ich möcht' sehen, wer da still hält! Der Funk nit! Da kennst du den Funk schlecht! Du weißt, der Funk aus Poll, mein Landsmann!"

Abermals traf sie ein Stich aus seinen blinzelnden Augen. „Und was haben denn die zehn Jahr Festung mit der Frau Feldwebel zu schaffen?" fragte der Stich.

„Wir haben einen Weg, Oehm. Wenn du mich mitnimmst, dann darfst du ihn nicht da lassen! Ein Landsmann, Oehm, ich hab's ihm versprochen und duld' und duld's nit, daß der die zehn Jahr auf der Festung herumspaziert —"

Immer aufgeregter wanderte die Prieme von einer in die andere Backe.

„Es ist eine Schand', es ist eine Gottesherrgottsschand', die Leut' so zu maltraitieren, wie er sie mal-

traitiert hat!“ Zwei zornige Thränen funkelten zwischen ihren Wimpern.

Onkel Balthes hob beide Hände vom Steuerrad, nahm die Mütze und riß sie mit einer ungestümen Gebärde tief in die Stirn hinein, als versperrte er ihr nun die Stirnfalten und somit den Weg zum weiteren Eingang ihrer Rede in sein Hirn. „Er, der Funk, hat bei Huberts Compagnie gedient?“ fragte er kurz.

Lena verstand nicht: „Gefällig, Oehm?“

Eine Pause, während der die Kette des Steuermechanismus knarrte und rasselte.

„Ein Deserteur!“ stieß der Steuermann zwischen den Zahnlücken hervor. Zugleich wandte er den Kopf zur Seite und ließ die Prieme im hohen Bogen über Bord in den Rhein fliegen.

„Oehm, guter, braver Oehm!“ flehte sie, und ihre Hand legte sich, Hilfe suchend, auf die eine der nervigen Fäuste.

„Laß mich!“ knurrte er, die Hand mit dem Rade fortrückend, „wir reden zusammen. Geh! Ich kann dich hier nicht brauchen!“

Eine Stunde darauf, als der Onkel vom zweiten Steuermann abgelöst war, bequemte er sich dazu, Lenas Beichte anzuhören, während Funk hinter den Nußsäcken des Frachtlagers kauerte, auf das Resultat ihrer Fürrede harrend. Sie hatte ihm abermals versichert, der Oehm wäre ein braver Kerl. Funk aber traute dem nicht: sie hätten von dem Schiff bleiben sollen!

Und nun ließ sie alle Künste ihrer natürlichen

Beredsamkeit spielen, um dem alten Sonderling die Situation zu erklären. Onkel Balthes hätte ja weiter nichts zu thun, als ihnen beiden ein Plätzchen zwischen den Nußsäcken zu gewähren, bis sie über die Grenze wären.

Balthes saß neben seiner Nichte auf der Bank der engen Kajüte, stumm, ganz stumm, keine Regung in den ledernen Falten, kein Zucken seiner Wimpern. Nur statt des unentwegten Weitblickes bohrten die Augen diesmal durch die Tischplatte hindurch.

„Hab' ich's nicht gesagt, er frißt aus der Hand!“ meinte die Lena nachher triumphierend zu Funk. „Wenn er nix sagt, steht's gut — wir bleiben! Er nimmt uns mit!“

Und die beiden Flüchtlinge hielten sich geduckt zwischen den aufgestapelten Nußsäcken, während der Dampfer mit gewaltigem Keuchen und Tosen an Städten und Dörfern vorüberrauschte.

Es begann schon stark zu dämmern, als gelandet wurde. „Ruhrort!“ hieß es. Ein Berg von Warenballen war ans Ufer zu schaffen; der Aufenthalt währte nun schon über eine Stunde — die Flüchtlinge fingen an unruhig zu werden, als wenn diese Berührung mit dem Lande schließlich nichts Gutes brächte.

Plötzlich ward der schwankende, von schlängelnden Lichtern belebte Schein der Wasserfläche, nach der sie von ihrem Versteck aus den Auslug hatten, durch das Dunkel zweier auftauchender Gestalten verdeckt.

„Militär!“ schrak Lena zusammen, und das Blut stockte ihr im Herzen.

„Unteroffizier Funk!“ sagte der eine der beiden Gendarmen mit unheimlicher Sicherheit.

„Wir würden Sie ersuchen, uns zu folgen, Unteroffizier Funk!“ fügte der andere hinzu.

„Keine Dummheiten!“ donnerte es.

Funk war aufgesprungen, todblaß, die Erscheinung der beiden Gendarmen anstierend.

„Sie thun besser, alle Dummheiten zu lassen!“ Der eine Gendarm riß seinen Karabiner von der Schulter.

Mit einem Blick der Verzweiflung maß Funk den schmalen Raum bis zum Geländer — er nahm einen Anlauf und wollte mit einem Satz zwischen den beiden Gendarmen hindurch, um sich über Bord in den Rhein zu stürzen.

„Zurück!“

Eine eiserne Faust packte ihn an der Brust. Ein Röcheln der Wut — ein Fluch — dann gab er den unnützen Widerstand auf und ließ sich von den eisernen Fäusten wie festgeklammert ans Land schaffen.

Lena saß immer noch regungslos, von der Plötzlichkeit dieser Wendung erstarrt — die Sinne, die Gedanken, alles in ihr wie betäubt.

Endlich weckte sie die Stimme des Oehms, die diesmal scharf wie das Rasseln seines Steuerrades klang: „Wenn du wissen willst, wer die Männerchen bestellt hat? Onkel Balthes, Len'! Ein Deserteur ist ein Deserteuer! Dein Oehm ist ein guter Kerl — aber er ist auch Soldat gewesen! Deserteure gehören auf die Festung! Verstehst du mich?“

Unmöglich! Der gute alte Oehm, der aus der Hand frißt, ist an ihnen zum Verräter geworden! Entsetzt blickte sie ihn an.

Dann mit einem wilden Schrei schoß sie empor, stieß ihn zur Seite und stürzte über die schmale Brücke auf das Ufer.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Am Steuer.

„Ein Deserteur — ein Deserteur!“

Ein ungeheures Gaudium für die Gassenjungen — selbst die erwachsenen Kerle liefen herbei, um das Wundertier zu sehen. Eine drängende Masse mit johlenden Rufen, die den Fall sofort ins Komische verzerrte, wälzte sich stadtwärts, von den blinkenden Helmen der beiden Gendarmen überragt.

Lena hielt mitten inne. Zuerst war sie der Menge nachgestürzt, mit der abenteuerlichen, schier wahnsinnigen Idee, ihn zu befreien, ihn mit ihren Weiberfäusten den Bewaffneten zu entreißen. Hei! sie sollen die Lena kennen lernen! Doch bald sank dieser Ausbruch der Verzweiflung wieder in dem Gefühl ihrer Ohnmacht zusammen.

Willenlos schien sie fortgetragen von dem Strom der Neugierigen. Allerlei unsinniges Gerede umschwirrte ihr Ohr: „Er hat seinen Hauptmann erstochen! — Er ist mit der Frau eines Majors durchgebrannt! — Er hat die Kasse beraubt und beim

Ergreifen einen Beutel mit achtzigtausend Mark in den Rhein geworfen."

Sie wunderten sich, wie zahm solch ein Ungeheuer sich benähme — wer hätte dem adretten Kerl dergleichen zugetraut? Funk schritt mit trotzig erhobenem Haupt, nur die Augen zwischen den gerunzelten Brauen wild nach vorwärts stierend, zwischen den beiden Gendarmen.

Endlich stockt der Zug. „Hotel zum mageren Adler!" scherzte einer. Die beiden Helmspitzen verschwinden in dem Dunkel einer Thür, über der ein preußischer Adler, von einer trüben roten Laterne erleuchtet, das Polizeibureau anzeigt. Nichts zu sehen; aber man bleibt dennoch und gafft. Und Lena bleibt und gafft wie die andern.

Was nun? Wohin?

Jetzt erst erwachte ihr die Frage: was beginnen ohne ihn? Als wenn sie ihn und er sie seit vielen Jahren besessen hätte, als wenn sie beide eins gewesen und nun die beiden Hälften jäh auseinander gerissen wären. Und der Riß brennt!

Endlich, nach all dem blöden Starren zu dem erleuchteten Fenster des Polizeibureaus hinan, macht sie Kehrt und wankt wie in einem wüsten Traum wieder den Weg zurück nach dem Strom. Ah, warum hat man sie nicht mit ihm eingesperrt? Ist sie nicht die Gefährtin des Deserteurs? Eine Verbrecherin gleich ihm? O, die entsetzliche Ohnmacht dieser Freiheit! Sie will auch ihren Teil von den zehn Jahren. . . .

Wenn man sie nicht haben will — gut, so wird

sie ihnen das dazu notwendige Verbrechen beschaffen! Sie sollen die Lena kennen lernen — es gibt Obdachlose genug, die in ihrer Verzweiflung eine Polizeiwidrigkeit begehen, um sich den Schutz der Gefängniszelle gegen die Unbilden der Witterung, und das harte Gefängnisbrot gegen den Hunger gewaltsam zu verdienen.

Bah! Das ist sehr umständlich, das ist sehr häßlich! Die Lena muß immer die Lena bleiben!

Sie eilte weiter dem Hafen zu. Der Westhimmel verglomm in einem düsteren Rot, während ferne ein Stück des Rheines wie eine ungeheure Blutlache leuchtete. Mit einem unheimlichen, fahl schillernden Schein floß das Wasser zwischen den schwarz geteerten Schiffsbäuchen dahin. Wie feines Filigran zeichnete sich das Takelwerk der Schiffe, an den Mastspitzen von kleinen Laternen überstrahlt, gegen das Grau des sternlosen Nachthimmels. Aus einzelnen Kajüten schimmerte ein traulicheres Licht, bläulicher Rauch kräuselte aus den Ofenschloten, der wütend keuchende weiße Dampf eines großen Schleppers machte einen gewaltigen Lärm, scharfstimmige Schiffshunde kläfften darein.

Sie schritt weiter aufwärts, wo der Strom von Schiffen frei war. Dort stützte sie die Arme auf das Geländer und starrte, den Kopf zwischen die Knöchel der Fäuste gestemmt, ins Wasser hinaus. Senkrecht unter ihr ging das Glucksen und Murmeln des Wassers, das sich um einen mit Eisen beschlagenen Pfahl widerwillig herumwand.

Warum rückte sie weg von dieser Stelle, nach einer

andern hin? Dort gurgelte ein Wirbel, heller leuchtend als die übrige Fläche — mit einer gewissen hungrigen Gier schlürfte er das sonst so träge und wie dickflüssig gleitende Wasser hinab.

Es wäre das Einfachste! Ein Bücken unter dem Geländer her — adjes, Welt! — ein Sprung — im Nu hat der gierige Wirbel auch sie hinabgeschlürft! Adjes, all die Plackerei! Die Leere, das Nichts, das sie aus ihrer Zukunft angähnt, durch ein andres, feuchtkaltes Nichts verschlungen....

Es wäre so selbstverständlich — keine bequemere Gelegenheit, um ein Ende zu machen! Andre müssen weit darum laufen — wozu ist der Rhein denn da? Nichts billiger als solch ein Sprung! Kein Pfennig Auslage dabei und wie sicher! Helfer sind nicht gleich zur Hand — und dann kommen sie immer zu spät. Und der Rhein hat es eilig — sie will doch nach Holland, da ist ja die beste Fahrgelegenheit stromab!

Jetzt kam in dem Stromstrich etwas Dunkles angeschwommen, ein undeutlicher, länglicher Gegenstand, der in dem leichten Wellenspiel sich auf- und niederwiegend fortbewegte: ein Stück Holz, irgend ein losgerissenes Wrack oder dergleichen. Jetzt durchstrich das rätselhafte Etwas einen Laternenschein, der sich fächerförmig über die Wasserflut erstreckte. Ein kurzer Ausruf entfuhr Lenas Lippen — sie meinte deutlich das Profil eines aufwärts gerichteten Menschenantlitzes gesehen zu haben.

Ein Schauer überfiel sie. Sie sah sich selbst zu nächtlicher Stunde dort im Strom hinabgleiten, das

entstellte bläuliche Antlitz nach dem sternenlosen Himmel gerichtet, an den Städten und Dörfern und Schiffen vorüber, nun stürmisch gewiegt von den Wellen eines Dampfers, dann über die leise murmelnde Glätte schneller dahingetrieben, bald im lautlosen Dunkel zwischen lautlosen Ufern, bald im verräterischen Lichtschein, der aus Menschenwohnungen dringt. Jetzt zeichnet sich das Profil ihres Antlitzes scharf gegen die Helle — ein neugieriger Nachen beginnt Jagd zu machen auf die unheimlich gequollene Masse — sie hört die klatschenden Schläge, mit denen die Stangen das Wasser treffen, um sie zu erreichen. Da es nicht gelingt, des widerspenstigen Dinges sofort habhaft zu werden, gibt es Hallo und Lachen aus rauhen Kehlen — jetzt zerrt ein Haken an ihrer Kleidung — jetzt wird sie von Wasser triefend ans Land geschleift — über den rasselnden Kies hinweg — unlautere Bemerkungen, Ausrufe des Ekels ringsum, und das brutale Kommandowort eines Gendarmen . . .

Nein, nein, nein! Nicht das! Soll so die schöne Helena enden?

Flugs war die häßliche Vision durch ein andres Bild verdrängt. Sie sah sich daherfliegen im tollen Wirbel des Tanzes — die Diele bebt, die Wände des Saales kreisen, und die Luft erzittert unter den rauschenden Takten der Musik — o, es bedarf nicht all der verliebten, verzückten, begehrlichen Augen, die sie verfolgen, um ihr zu sagen, wie schön sie ist. Sie selbst weiß es genug: „Anavang!“ tönt es übermütig von ihren Lippen, und das voll entfachte Feuer ihres Blickes

leuchtet triumphierend, sie alle herausfordernd, in der Runde. . . .

Was? Und diese Lena soll ins Wasser springen? Ein Zorn gegen sich selbst erfaßt sie, daß sie solch häßlichen Gelüsten nachgeben konnte.

„Ich mein', ich riskier' noch einen Tanz!“ ruft es in ihr.

„Frau Feldwebel . . . Lena!“

Sie zuckte überrascht von dem Klang der Stimme empor. „Jesses, der Dricks!“

Sein rundliches, platzend gesundes Gesicht dicht neben dem ihren, und die fröhlichen Aeuglein im Verein mit den goldenen Ringen in seinen großen braunen Ohren blitzten sie an.

„Sie hier, Frau Feldwebel? Ich war lang im Zweifel —“

„Du, Dricks? Was machst du denn hier?“

„Nun, ich gehör' doch hierher. Ich lieg' da unten!“ Und er wies nach den Schiffen. „Es ist da! Seit vier Tagen!“

„Ah!“ Selbst jetzt in diesem Aufruhr freute sie die Nachricht. „Gratulier'! Gratulier'!“

Er nahm die dargereichte Hand und drückte sie so kräftig, daß Lena fast aufschrie; sein Gesicht grinste vor Stolz und Seligkeit.

„Was ist es denn? Ein Jüngelchen, wie ihr gewünscht?“

„Ein Jung'!“ Und sein Gesicht strahlte wie in einem Feuerwerk. Aber zum Donnerkiel, was hat sie denn hier zu schaffen? Danach hätte er doch zuerst

fragen sollen. „Ich bin Ihnen bis hierher nachgerannt, ob Sie's denn wirklich wären, Frau Feldwebel!"

„Hat sich Frau Feldwebel! Futsch die Frau Feldwebel! Durchgebrannt! Desertiert! Heidi!"

Seine Augen weiteten sich vor Staunen. Er hatte vorhin den Funk zwischen den Gendarmen erkannt; nun, da er auch die Lena fand, ahnte er gleich einen Zusammenhang. Irgend etwas, das schief gegangen ist!

„Ja, guck' nur, Dricks! Ich weiß, was du meinst. Die Len' mit dem Fünkchen desertiert! Erraten!" Ihr Lächeln war von einer so unheimlich schrillen Lustigkeit. Sie weidete sich an seiner verblüfften Miene. Endlich: „Weißt du was, Dricks, zerplag' dir nit deinen Deetz — ich will dir alles explizieren. Komm!"

Während sie am Ufer herschritten, nach den Schiffen hin, beichtete sie ihm alles, auch wie sie mit dem Fünkchen stände. Als sie aber auf Onkel Balthes zu sprechen kam, traten ihr Thränen in die Augen — sie hatte so große Stücke auf den alten Oehm gehalten! Sie und das Fünkchen sind einmal füreinander bestimmt — es hat längst so kommen müssen! Das Schicksal hat sie zwar für jetzt auseinander gerissen — „Aber wart'! Für lang nit'! Wart' nur!"

Sie schüttelte die geballten Fäuste fernwärts nach oberstrom, wo die Blutlache noch immer auf dem schwarzen Sand leuchtete. Ihre Augen sprühten drohend: „Und wenn ich ihn von der Festung herunterhol'!" schrie sie schrill. Gleich darauf: „Gelt, du hilfst mir, Dricks?!"

Meinte sie es wirklich ernst mit dem Herunterholen?

„Nun ja, nun ja!“ stotterte er. „Bis still! Zuerst gehen wir nach Haus. Du bleibst bei uns, Len' —“

Sie stutzte, wollte nicht weiter — als wenn sie keine Zeit hätte, als wenn sie ihn, den man ihr geraubt, gleich auf der Stelle befreien müßte. In ihren Fäusten zuckte es nach einer That — vielleicht einer Unseligkeit — einerlei! Alles einerlei!

„Du hast aber doch schon Quartier gemacht, Len'. Weißt du, als du bei uns warst; du kämst und thätst uns steuern helfen, jetzt halt' ich dich beim Wort!“

Immer noch zögerte sie, finster vor sich hinbrütend.

„Na, du wirst es doch begucken wollen! Sie wird sich freuen. Du thätst ein gutes Werk. Die Pfleg' ist nur so. Wir sind auf dem Schiff überrascht worden von ihm!“

Gut, sie kommt mit, sie will den kleinen Kerl wenigstens ansehen!

„Hör' 'mal, das is er!“ sagte Dricks und blieb stehen, um zu horchen. Durch das allerlei Getöse des Hafens drang ein feiner Kinderschrei bis her zu ihnen. „Er kommandiert schon wie ein Kap'tän!“

Selbstverständlich spielt er den Kapitän auf der „Fidelia“! Er duldet keine andre Stimme als die seine an Bord, nur vorsichtiger Flüsterton ist erlaubt. Die beiden Schiffsjungen, Pitt und Juppes, laufen den Tag über wohl fünfundzwanzigmal Gefahr, von Herrn Staps in den Rhein geworfen zu werden, weil sie Seine Kapitänschaft nicht respektieren und solchen Spektakel

machen. Der Spitz ist ans Land gethan worden, eine unerhörte Degradation — nun hat er aus Aerger darüber das Kläffen ganz aufgegeben. Die Rollen und Flaschenzüge wundern sich, wie gar so höflich man sie seit vier Tagen mit Oel traktiert, damit sie ihr melodisches Girren einstellen. Auch der fröhliche Kanarienvogel ist aus der Kajüte verbannt, eine Despotenwirtschaft sondergleichen!

Das Puppenstübchen der Kajüte leistete wahre Wunder der Ausdehnungsfähigkeit, seit es da war. Die Wände schienen sich gereckt und gestreckt zu haben, damit seine Stimme besser zur Geltung käme — ei, und wie freut es sich an der Resonanz seines hellen Organs zwischen all dem Holz!

Die Kommodenschublade, wie die Lena bei ihrem Besuch die enge Schlafgelegenheit des Paares nannte, hatte sich zu einem völlig ausgewachsenen Bett entwickelt, aus dessen schneeweißen Linnen des Drückchens rosiges, von der jungen Mutterwürde verklärtes Gesicht dem Besuch entgegenstrahlte. Herr Staps hatte die Ankunft des Besuches vorher verkündet, ehe sie zusammen in die Kajüte hinabstiegen — damit sie nicht erschrickt! Es gibt keinen sorgsameren Ehegatten als Herrn Staps, wie es keinen glücklicheren Vater gibt!

Gleich mußte es in Augenschein genommen werden. Gelt, was für ein Prinz? Welche Augen? Und die Unmasse der seidenen Schwarzhärchen, die sein Köppelchen bedecken! Wem sieht's denn ähnlich? — Die Len' soll entscheiden. Die bedenkt sich lang', schmunzelt verschmitzt, prüft die beiden Gesichter der Großen von der

Seite und platzt endlich in drolligem Ernst mit dem Urteil heraus: „Wißt ihr — die Ohrring' sin' nit ähnlich!"

O, ihr alter Humor ist nicht zu tilgen! Es thut so wohl, noch einmal mit den beiden glücklichen Menschenkindern zu lachen! Aber gleich faßt sie wieder die rätselhafte Eile — sie muß fort! Gleich!

„Wohin — um Gottes willen wohin?" ruft das Drückchen von der Schublade aus.

„Pscht!" dämpft Dricks. „Schweig' du still da hinten! Sie bleibt einfach da, die Frau Feldwebel! Platz ist satt auf dem Schiff. Wir schmeißen die beiden Jungen aus ihrer Kajüt'! Allo — keine Umständ'!"

An die eine Nacht reihen sich viele Nächte und Tage; die Lena sieht selber ein, daß sie unentbehrlich ist. Das alte Weiblein, eine Muhme aus dem Ort, die sie für die Entbindung herbeigeschafft hatten, ist taub und trotz ihrer vierzehn Kinder, die sie fortwährend im Munde führt, ungeschickt für derlei Pflege — unter ihren zitterigen Händen klingen und poltern alle Gegenstände besonders laut, zur Verzweiflung des vorsichtigen Vaters. Man komplimentiert also die Muhme über Bord und Lena tritt an die Stelle.

Welch ein Labsal ist die Arbeit! Man hat keine Zeit zu denken — vom Morgen bis Abend schaffen, rennen, helfen — der kleine Kapitän versteht sich schon aufs Kommandieren! Die beste Medizin gegen allerlei „Raupen".

Die nächste Woche aber will sie sich endlich davonmachen. Aber die nächste Woche wird immer wieder um eine weitere hinausgeschoben.

Beileibe wagen die beiden sie nicht zu fragen, wo sie denn überhaupt hin will — sie würde dann gleich davonlaufen. Aber die Frage flattert fort und fort mit unsichtbaren Fittichen über ihrem Gehen und Kommen.

Längst ist Frau Staps wieder von ihrer Schublade erlöst. Aber die Lena duldet nicht, daß sie zugreift, der Kapitän soll sich nicht über Pflege beklagen, sie, die Lena, hat ja versprochen, „steuern" zu helfen. Unter dem Steuern läuft all die häusliche Arbeit unter, das eigentliche Steuern treibt sie nur zum Scherz.

Rheinauf, rheinab fährt die „Fidelia" bis tief in den Winter hinein, wo sie sich im Ruhrorter Hafen während des Eisganges zur Ruhe legt. Hinauf bis nach Mannheim, hinab bis Nymwegen. Allmählich lernt die Lena, während sie am Steuer steht und nach Dricks' Kommando das Ruder handhabt, mit Armen und Beinen angestemmt, die Tücken und Schrullen des Stromes kennen, hier ein „Lay", wo man aufpassen muß, dort ein „wildes Gefährt", das nur darauf lauert, seine scharfen Felszähne in den Schiffsbauch einzuhacken. Dann die Krümmungen des Stromstrichs, der Wechsel des Wasserstandes, die Brücken mit ihren Pfeilern, die Sakramenter von Dampfschiffen mit ihrer lärmenden Eile, und die protzigen, phlegmatisch daherschleichenden Flöße, die die ganze Strombreite für sich beanspruchen.

Nun ziehen sie mit gewaltigem Rauschen, von bäumenden Wellen umtost, stromauf, an einen Schlepper gespannt — nur keinen „Stinnes", das hat sich die Lena ausbedungen! — Dann gleiten sie wieder langsam,

langsam, von der Glätte des Stromes getragen, hinab, während das bunte Panorama der Berge und Burgen, der Städte mit ihren Domen, der Schlösser und Villen sich zu beiden Uferseiten abrollt. Ueberall Leben und Bewegung — Geräusch und Getön allüberall.

Bei jeder neuen Fahrt verändert sich die Scenerie mit dem Wechsel der Witterung und dem Vorschreiten der Jahreszeit. Jetzt spinnt das köstliche, wohlig wärmende Sonnengold sein Zaubernetz über Strom und Ufer — dann tastet sich das Schiff durch die weiße, feuchtwogende Nacht des Nebels; allmählich färbt sich das Laub der Waldungen mit karnevalsmäßig grellen Farben, von Hellgelb bis zu märchenhafter Purpurpracht; bald wirbelt der Novembersturm auch diesen Zauber hinweg; nackt und kahl starren die Gelände, bis das weiße, schneeige Winterkleid sie mit neuem glitzernden Schmuck bekleidet. Vom Oberrhein wird Eisgang telegraphiert, der geschwollene Strom bietet ein brodelndes Getriebe von schneebedeckten Eistrümmern, und vor deren gleisnerischer Heimtücke flüchten sich die Schiffe in die schützenden Häfen.

Mehreremal fuhr die „Fidelia“ durch die Kölner Brücken. Zuerst meinte die Lena den Anblick dieser Stadt nicht ertragen zu können. Ein heftiger Schmerz fraß ihr am Herzen. Aber aufgepaßt! Hier gilt es seine Gedanken zusammenhalten! Alles andere ist Dummerei!

„Achtung!“ donnerte die Stimme von Staps vom Vordersteven her. „Herum mit dem Holz!“ Er kam selbst aufgeregt herbeigesprungen, um anzufassen.

„Schon gut, schon gut!“ winkte die Lena mit dem Kopf — sie waren noch gerade glatt an dem Bord des einen Brückenpontons vorbeigeglitten.

Mit aller Wucht ihres kräftigen Körpers stemmte sie sich gegen den Steuerbaum, mächtig spielten die Muskeln an ihren entblößten, nun ebenfalls von Wind und Wetter rotbraun gebeizten Armen, ihre Zähne bissen die Unterlippe, ein lautes Aechzen entfuhr ihr — es klang wie eine Verwünschung ...

„Fast hätt'st du den Dom umgerannt!“ rief Dricks scherzend, als die Gefahr überwunden war.

Hoch aufgerichtet stand sie nun, wie ein Bildnis, die prächtige Gestalt trotzig herausgereckt; ihre üppige Brust wogte vor Erregung, stürmisch flutete ihr Atem. Funkelnden Blickes maß sie die vom grellen Morgenschein beleuchtete Kölner Front — feindlich, überaus feindlich.

Auf der Brücke hielt gerade ein Trupp Kürassiere zu Pferd, gleißend im Sonnengold wie damals, da sie zum erstenmal des heiligen Kölns ansichtig wurde. Da kräuselten sich ihre Lippen, ein höhnisches Lächeln spielte über ihr rotflammendes Gesicht — sie vermochte nicht an sich zu halten, und die Hand mit einer herausfordernden Gebärde nach den Reitern hinschüttelnd, rief sie laut in das Rauschen der Wellen hinein: „Guckt nur! Guckt! Ich bin's — die schöne Helena!“

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Seelenverkäufer.

Vom Lande drang nur geringe Kunde zu ihr herüber aufs Schiff, das sie nie verließ. Oftmals gab sie Dricks den Auftrag, sich nach Funk zu erkundigen, ob er verurteilt wäre. „Er sitzt immer noch in Untersuchungshaft,“ berichtete jener ausweichend und mit der Wahrheit zurückhaltend, weil er fürchtete, sie möchte sofort davonlaufen. Dafür eine Andeutung über Hubert: er drangsaliert die Leute nach Noten — er rächt sich an den andern für den Schimpf, den sein Weib ihm angethan.

„Nix von dem!“

Die Abwehr fiel scharf abschneidend wie ein Beilhieb.

Sie traute dem Dricks nicht. Als sie sich in Ruhrort, Ende Dezember, vor dem Eisgang geduckt hielten, kam die Wahrheit über Funk ihr dennoch zu Ohren.

Zwölf Jahre Festung wegen thätlichen Angriffs gegen einen Vorgesetzten im Dienst, Verlassens seines Postens und Desertion. Er saß in Wesel.

Ein Freund von Dricks, der soeben von einer Kölner Kontrollversammlung zurückgekehrt war, brachte die Nachricht an Bord. Lena trat zufällig herzu.

Das Blut erstarrte ihr im Herzen. „Zwölf Jahr — zwölf Jahr,“ flüsterte sie gepreßten Atems. Warum ward sie so totenblaß? War denn das nicht zu er-

warten? Sie schien fast auf irgend ein Wunder gerechnet zu haben.

Die beiden Männer sahen sie bestürzt an. Plötzlich bäumte sie vor Wut auf, wie ein wildes Tier, das eine Kugel zwischen die Rippen erhalten. Aus ihren Augen lohte es wie mit Flammen. Sie hielt die Hände gekrallt vor sich her und rüttelte, rüttelte damit, als hielte sie jemand gefaßt, den sie in ihrem Zorn zerreißen wollte: „Ich hol' ihn — ich hol' ihn doch!" zischelte sie.

Eine wahnwitzige Idee, die sich fortan in ihr festsetzte und sie nicht mehr losließ. Sie verrichtete nach wie vor ihren Dienst, wie sie ihr Schaffen nach Soldatenart nannte. Aber ihre Idee schaffte mit ihr. Zuweilen brachte sie die Rede darauf: Dricks sollte ihr Auskunft geben, wie die Sträflinge auf der Festung kaserniert, wie sie bewacht wären, und sie erzählte von einzelnen Fällen, die sie gehört, wo einer trotz Kugeln, Mauern und Gräben entwichen wäre.

Der brave Dricks verwies ihr solche Gedanken als ein wahnwitziges Hirngespinst. Wenn überhaupt eine Flucht möglich, so müsse sie von den Gefangenen selbst aus geschehen. Von Bestechen und dergleichen sei keine Rede, und mit den bloßen Fäusten herumgefuchtelt, wäre es wahrhaftig nicht gethan!

„Und wenn du ihn wirklich frei kriegst, Len'," fiel das Drückchen ein, „was dann? Was wollt ihr anfangen?"

„Das verstehst du nicht, Drückchen!" fuhr sie das Weibchen an. „Kümmer' du dich doch um deinen

Kap'tän! Nun sieh nur, er frißt sich die Fäustchen noch bei lebendigem Leib auf. Zapperment, er ist hungrig! Marsch dort in die Eck' und servier' ihm sein Diner!"

Sie trat auf das Lager des Kleinen hin, diesmal eine wirkliche Kommodenschublade, wo er gehörig Platz zum Strampeln hatte, und machte ihm mit den Fingern ein anlockendes Spiel vor — dann nahm sie das hell-gröhlende Knäblein empor, herzte und küßte ihm die festen Bäckchen, daß es laut schallte, und legte es dem Drückchen in den Schoß.

„Mahlzeit, Herr Kap'tän!"

Im Februar fuhren sie zweimal an der Festung Wesel vorüber. Sie ließ sich von Dricks, der den Ort kannte, genau die Situation der Festung erläutern, die Werke, die Forts, die Inseln, Feste Blücher, alles.

„Man meint, du spionierst für die Franzosen," scherzte er, um sie auf andre Gedanken zu bringen.

Ihr aber war es nicht um einen Scherz zu thun; ihre Augen betrachteten scharfgespannt die flache, durch die Hügel der Traverse abgewellte Erhebung, welche die Citadelle bedeutete. Ueber der fahlgrünen, noch winterkargen Grasdecke des Walles ragte ein braun-rotes Ziegeldach — dort also saß er! Sie lächelte verächtlich, als wäre es ein Kinderspiel, ihn dort heraus-zuholen.

„Siehst du die Kanonen zwischen den Scharten?" fragte Dricks.

„Die schwarzen Mäuler? — Meine Freundschaft von der Kasematte her — die Kanonen, gerad' die sind die Gemütlichsten!"

„Na, aber schneid' dich nit, Lena! — drei Gräben — dann die Mauern, dann die Posten, die nicht fackeln und einfach losknallen!"

„Bah, ich fürcht' nix!"

Es wurde ihm fast lächerlich, dies Spielen mit der verrückten Idee. Man weiß wirklich nicht mehr, ob es Scherz oder Ernst ist!

Das zweite Mal, als sie gerade an der Nordspitze der Insel Büderich herumwandten, gewahrte sie, keine hundert Schritte vom Bord, einen Trupp Soldaten, der um einen geöffneten Schuppen beschäftigt war.

„Sträflinge!" rief sie, wie erstarrt.

Es waren jene kurzen blauen Tuchjacken, die sie genugsam von Köln kannte; sie schleppten zu zwei und zwei je einen der schweren Palissadenbalken, und man sah, wie ihre Gestalten sich unter der Ueberlast bogen und wie ihre Schritte schwankten. Nur einzelne wenige Patrouilleure im Wachtanzug beaufsichtigten die längs des Ufers lang hin verzogene Kolonne; sie standen mit Gewehr bei Fuß, und siehe da, wie neugierig sie den vom Schlepper getreidelten Schiffen nachblickten, ein willkommenes Schauspiel, das die Einförmigkeit des Polizeidienstes ein wenig unterbrach.

Da erinnerte sie sich, wie das Fünkchen sich als Knabe im Schwimmen hervorgethan — sie weiß noch, wie er mehreremal das staunenerregende Kunststück ausgeführt und ein Geldstück vom Grunde des Rheines tauchend hervorgeholt. Das Herz pochte ihr so sonderbar bei dem Gedanken: es wäre doch ein Leichtes für ihn, schwimmend und tauchend von dort aus zu entkommen!

Vor den Kugeln duckt er sich einfach unters Wasser. Sie werde bereit sein, mit einem Nachen in den Weiden lauernd — ein Zeichen — ein paar Sätze, so ist er im Rhein — sie und der Dricks — natürlich ist er dabei! — werfen ihm eine Leine zu — jetzt schwingt er sich über Bord in den Nachen — hurra, gerettet!

„Jesses Maria! Da ist er!“ schrie sie plötzlich auf. Der Steuerbaum entfuhr ihren Händen, so daß das Ruder, von der Gewalt des Widerstromes erfaßt, jäh herumschnellte. Sie meinte ihn erkannt zu haben, wie er daherschwankte unter der Balkenlast — der Wallmeister hob gerade den Meterstab gegen ihn an, wie damals auf dem Kölner Kurtinenwalle der alte Pollmann dem andern Sträfling gedroht.

War das nicht sein Aechzen, das trotz dem gewaltigen Getöse des mit voller Maschine stromaufwärts arbeitenden Schleppers bis herüber klang?

Tagelang lag ihr das Aechzen im Ohr. Sie war fortan so aufgeregt — kein vernünftiges Wort mehr mit ihr zu reden!

Anfangs März war jene gewaltige Hochflut, welche die Rheinniederung bei Wesel in einen ungeheuren, von hochgehendem Wellenspiel erregten See verwandelte. Mit ungezogenen Riesenfäusten hatte der Orkan während der Sonntagsnacht an dem Menschenwerk gerüttelt und gezaust. Und die steigende Flut fraß und fraß an den Dämmen, Mauern und Gebäuden, untergrabend und stürzend, was erreichbar. Der Eisenbahndamm nach Oberhausen zerrissen, die parallel laufende Chaussee bis zum Lippe-Fort aufgewühlt, das letztere, kläglich aus

dem Wasser hervortauchend, glich einem Wrack. Von der Insel Büderich ragten nur noch die Kronen der Schanzen und die Dächer der Schuppen über den Wellen. Die Chausseen bildeten mit ihren entwurzelten und kreuzweis gestürzten Bäumen ein wirksames Verhau gegen jedes Fortkommen; das Glacis zu einer waldartigen Wildnis zerwühlt. Die Rheinbrücke war in der Nacht noch eiligst in den kleinen Sicherheitshafen geborgen worden, in dem die geflüchteten Schiffe sich drängten; doch die Pontons einer andern irgendwo zerstörten Rheinbrücke trieben rheinab, mit ihrem wuchtigen Anprall alles bedrohend — dazu Balken, Häusertrümmer, totes Vieh daherschwemmend.

Die Fortifikation war in Verzweiflung. Die Festungswerke, die ohnedies in jedem Frühjahr mit dem heimtückischen Grundwasser im Kampf liegen, hatten über die Maßen gelitten. Die Gräben waren mit Wasser gefüllt, und das unterwaschene Mauerwerk des alten baufälligen Revêtements bröckelte und stürzte. Auf der Rheinseite der Stadtbefestigung war Lünette 22a völlig hinweggeschwemmt, und das lehmig gelbe Rheinwasser umsprudelte schäumend die gestürzten Mauertrümmer.

22b war bis auf das Mauerwerk von dem deckenden Boden bloßgelegt. So galt es wenigstens die Mauern noch zu retten. Man war also am Nachmittag daran, diese durch eiligst aus den Glacissträuchern gefertigte Faschinen vor völligem Untergang zu schützen. Sträflingen war die schwierige Arbeit anvertraut, da diese am meisten in derartiger Arbeit geübt schienen.

Es war ein Gewimmel von Arbeitern auf der

gefährdeten Stätte. Noch immer fraß das Wasser. Zoll für Zoll mußte ihm die Beute mit Faschinen, Flechtwerk und Sandsäcken streitig gemacht werden — ein wütender Kampf des Landes gegen die aufrührerischen Wellen. Die strenge Disziplin, die sonst bei den Sträflingen beobachtet wird, war heute im Andrang der Gefahr außer acht gesetzt, die Blaujacken schafften mit Zivilarbeitern untermischt, und die Patrouilleure kamen sich sehr überflüssig vor: wer denkt ans Entrinnen bei dieser wimmelnden Menschenfülle? Und der hochflutende Rhein ist ein besserer Schutz als Mauer und Riegel.

Doch abermals trug das Wasser einen Triumph davon — es durchbrach den schmalen Erddamm, der von der linken Flanke des Werkes noch aufragte, und wie mit einem Freudengeheul stürzte die Flut ins Innere der Schanze. Ein Teil der Arbeiter fand sich in gefahrvoller Weise auf dem zur Insel gewandelten Erdklotz isoliert — jeden Augenblick wird auch der zusammenstürzen! Man warf Stangen hinüber, einige retteten sich auf diesen, andere wateten bis an den Bauch durch die Flut.

„Ein Nachen! Wenn wir doch einen Nachen hätten!" zeterte von der Höhe der ausgewaschenen Traversmauer der Ingenieurlieutenant. „Wallmeister, warum haben Sie nicht für einen Nachen gesorgt?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!" gab der Wallmeister, absichtlich übertrieben dienstmäßig, zur Verhöhnung der Frage, als Antwort. Hatte er doch seit einer Stunde mit seinen Sträflingen im Schlamm gestanden und selbst Hand mit angelegt.

„Heda! Sie da!“ rief er plötzlich, in die Wildnis der gestürzten Bäume winkend. Dort fand sich ein Nachen wie hergezaubert. „Hier ist der Nachen zur Stelle, Herr Lieutenant!“ meldete der Wallmeister zur Traverse hinauf, und er konnte ein leichtes Grinsen nicht unterdrücken: wie effektvoll er dem Allerweltsbesserwisser von einem jungen Lieutenant in die Parade fuhr.

„Heda! Sie leihen uns Ihren Nachen auf einen Moment!“

Es war ein Seelenverkäufer, darin ein Schiffer, ein Junge und ein Weib — diese eine auffallend hübsche Erscheinung mit entblößten, stämmigen Armen, die Ruder regierten.

Der Seelenverkäufer fand sich sofort bereit. Es war eine Kleinigkeit, die paar Kerle von dem gefährdeten Erdklotz in Sicherheit zu schaffen.

Aber, was ist das?

Man meint, das hübsche Weib und einer der Sträflinge kennen sich! Es ist ein degradierter Unteroffizier, der seinem Feldwebel an den Leib gegangen. Seht, jetzt stutzen sie beide, da sie sich plötzlich Aug' in Aug' gegenüberstehen. Von seiner Seite ist's fast ein Zurücktaumeln des Erstaunens. — Jetzt scheint sie ihm etwas zuzuraunen, immer die Augen flammend in die seinen gebohrt. Später ward es beim Verhör offenbar, die Nebenstehenden hatten die Worte deutlich vernommen.

„Still — nix merken lassen, Fünkchen“ — so raunte sie ihm zu. „Paß auf — nachher — du springst in den Rhein — wir fangen dich!“

Bald darauf ward der Seelenverkäufer entlassen, er zwängte sich zwischen dem Astwerk der umgestürzten Glacisbäume hindurch, trieb sich noch eine Weile anscheinend zwecklos, wie aus Neugierde, in der Nähe der Arbeitenden umher, bis er sich anschickte, vom Ufer ab in die mit wildschäumenden Wellen bedeckte Weite hinauszurudern. Bei diesem Wellengang?! Aber es hatte niemand hier am Lande Zeit, sich darüber zu verwundern.

Plötzlich schallt der Ruf: „Ein Mann ins Wasser! Stange her!“

Es hatte einer der Sträflinge die Jacke aufgerissen und sie weggeschleudert — dann im Nu von der Höhe der Faschinenböschung hinab ins Wasser.

„Schnell, schnell! Stange her! — Er ersäuft!“

„Denkt nicht daran!“ ruft ein andrer Sträfling dazwischen. „Der schwimmt schon! Es ist der Funk!“

Alles in Alarm. „Der Nachen — der Nachen!“ kräht der Lieutenant von oben herab. „He! Ein Mann ins Wasser!“

Teufel auch, sie werden ihm schon heraushelfen, die im Nachen da hinten! Sie warten ja bloß auf ihn, der mit kräftigen, verzweifelten Stößen, von den Wellen gewiegt, sich zu ihnen hinarbeitet.

Ein ungeheuerliches Wagnis! — Man ist starr vor Staunen — die Sträflinge grinsen vor Freude über das prächtige Stück. Ein Mordskerl, der Funk! Und er kommt durch! Schwimm doch einer ihm nach!

Sie sind mit ihm im Komplott, die im Nachen —

seht, das hübsche Weib hält jetzt ein Seil bereit, um es dem Schwimmenden zuzuwerfen — wahrhaftig, ein Komplott!

Jetzt! — jetzt! — Nur noch ein wenig ausgehalten, so ist er bei ihnen im Nachen! — Bravo! — Jetzt scheint er zu ermatten — die Wellen werfen ihn wie einen Fangball auf und nieder — —

„Dalli! Dalli!“ wagt einer der Sträflinge, der seine Freude nicht halten kann, hinüberzurufen.

„Patrouilleure! — Zum Donnerwetter, schlafen die Kerle!“ brüllt der Offizier von der Traverse. „Ein Deserteur! Schießen! — Schlafmützen! — Wird's bald! — Nieder mit dem Halunken dort im Wasser!“

Jetzt ist das Weib in dem gewaltig wogenden Nachen aufgeschnellt. Mit weit ausholenden Armen schleudert sie das Seil hinaus aufs Wasser. Man meint das Flammen ihrer Blicke, den heißen Atem ihrer wilden Aufregung bis herüber zu spüren — —

„Feuer!“ schreit außer sich der Lieutenant.

Endlich legt einer der Patrouilleure an. Ein dumpfer Schuß — die Kugel zischelt durch die Luft —

„Die Frau ist getroffen!“ ruft jemand.

Mit einem entsetzten Blick stiert der Patrouilleur, der den Schuß abgegeben, nach dem Nachen hinüber. Teufel des Teufels! Das Weib ist richtig getroffen, statt des Flüchtlings! — Man sieht ihre hohe Gestalt wanken, die linke Hand in die Seite gekrallt — man meint einen Schrei zu hören — nun stürzt sie nieder, hart hinschlagend gegen das Holz — der Mann und der Junge springen herzu, um sie aufzufangen.

„Hat genug — die!“ heißt es.

„Geschieht der Bande schon recht!“ ruft der Lieutenant.

„Noch ein Schuß!“ ruft der Patrouilleurunteroffizier. „Schnell! Für den andern! — Der Deserteur entwischt! — Auf den Funk! — Ein Schuß — ein Schuß —“

„Wo denn?“ fragt einer der Mannschaften, das Gewehr zum Schuß bereit an der Hüfte.

Man sieht nichts mehr von dem Schwimmer. Untergegangen?

„Hat sich was! — Entwischt!“ höhnt ein Sträfling. „Säuft aus der großen Schüssel!“

Ein Paar Arme recken sich abermals über dem Wasser in die Höhe — man sieht bis hierher das zuckende Krallen der Hände.

Da legt der Unteroffizier an.

„Pulver gespart!“ ruft einer.

Der Unteroffizier setzt wieder ab, mit einem wütenden Fluch, daß ihm der Schuß entgangen.

Die Arme sind hinab — nichts als die bäumenden, mit schmutzigem Schaum bedeckten Wogen.

Einige Minuten des gespannten Gaffens — ein paar Rufe und Flüche der Verwunderung. Da wütet die Stimme des Lieutenants über den Platz: „Nun, wird's bald mit der Arbeit? — Wallmeister, nehmen Sie die Kerle scharf heran! — Der ganze Plunder ersäuft uns, ehe es Nacht wird!“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“

Dann wieder ein tosendes, scharrendes, stampfen-

des Durcheinander der Schaufeln, Hacken und Schlägel, um den „Plunder“ zu retten.

Wo ist der Nachen mit der Erschossenen geblieben?

Man hat ihn, gegen das Wellenspiel mühsam ankämpfend, langsam davonrudern gesehen; allmählich verschwand er in der gleißenden Blendung, welche die Abendsonne, aus dem Sturmgewühl der Wolkenmasse hervorbrechend, über die wogende Rheinfläche breitete.

Ende.

Neunter Jahrgang.

Band

1. 2. Ohnet, Im Schuldbuch des Hasses.
3. Savage, Meine offizielle Frau.
4. Zehren, Sein Genius.
5. 6. Croker, Ein Zugvogel.
7. Filon, Violette Merian.
8. Lay, Fräulein Kapitän.
9. 10. Gordon, Ein puritanischer Heide.
11. Coppée, Das Stück Brot und andere Geschichten.
12. Bret Harte, In der Prairie verlassen.
13. 14. de Berkeley, Zwischen Lipp' und Kelchesrand.
15. Conway, Mein erster Klient und andere Geschichten.
16. de Tinseau, Auf steinigen Pfaden.
17-19. Malot, Heimatlos.
20. v. Heigel, Baronin Müller.
21. Mairet, In guter Hut.
22. Eckstein, Das Kind.
23. 24. Warden, Das Haus am Moor.
25. Serao, Giovannino oder den Tod! — Dreißig Prozent.
26. Toudouze, Des Seemanns Tagebuch.

Zehnter Jahrgang.

Band

1. 2. Cherbuliez, Das Geheimnis des Hauslehrers.
3. v. Wildenbruch, Das wandernde Licht.
4. St. Aubyn, Einer alten Jungfer Liebestraum.
5. Schubin, Schatten.
6. 7. Croker, Unerwartet.
8. Franzos, Ein Opfer.
9. 10. Nielsen, Die Möwe.
11. Simmy, Geopfert.
12. Dick-May, Unheimliche Geschichten.
13. 14. v. Bülow, Margarete und Ludwig.
15. Mrs. Oliphant, Die Herzogstochter.
16. Daudet, Briefe aus meiner Mühle.
17. 18. Sims, Erinnerungen einer Schwiegermutter.
19. v. Roberts, Lou.
20. Lie, Hof Gilje.
21. 22. de Marchi, Don Cirillos Hut.
23. Schultz, Jean von Kerdren.
24. Villinger, Unter Bauern.
25. 26. Savage, Prinz Schamyls Brautwerbung.

Elfter Jahrgang.

Band

1. 2. Ohnet, Das Recht des Kindes.
3. v. Gersdorff, Ein schlechter Mensch.
4. Peard, Mademoiselle.
5. 6. Bourget, Kosmopolis.
7. Stockton, Eine schnurrige Geschichte.
8. Coppée, Die wahren Reichen.
9. 10. Bock, Simson und Delila.
11. Jókai, Die gelbe Rose.
12. Gréville, Verloren.
13. 14. Croker, Zwei Herren.
15. de Amicis, Eine Schultragödie.
16. Harraden, Schiffe, die nachts sich begegnen.
17. 18. Spielhagen, Susi.
19. Tim.
20. Munch, Frauen.
21. 22. de Berkeley, Die alte Geschi te.
23. v. Heigel, Der Sänger.
24. Sims, Möblierte Wohnungen.
25. 26. Clifford, Tante Anna.

Zwölfter Jahrgang.

Band

1. 2. v. Wolzogen, Die Erbschleicherinnen.
3. Ottolengui, D. Kameenknopf.
4. Claretie, Die Cigarette und andere Geschichten.
5. 6. Benson, Dodo.
7. Zehren, Die Brüder.
8. Howells, Pflichtgefühl.
9. 10. v. Roberts, Revanche!
11. Serrao, Pinsel und Meißel.
12. v. Gersdorff, Schwere Frage.
13. 14. Rameau, Das Magdalenenhaar.
15. Moore, Der Verkauf einer Seele.
16. Savage, Wandelbilder.
17. 18. Spielhagen, Selbstgerecht.
19. Jerome, Roman-Studien.
20. Busse, Jugendstürme.
21. 22. Croker, Eine Familienähnlichkeit.
23. van Horst, Verbotene Frucht.
24. Moeller, Gold und Ehre.
25. 26. Jota, Eine gelbe Aster.

Dreizehnter Jahrgang.

Villa Falconieri. Von R. Voß. 2 Bde.
Mit wahrhaft berauschender Glut der Schilderung zaubert uns der berühmte Dichter in seinem prächtigen Roman den Frühling der Campagna di Roma und des Albanergebirgs mit seiner märchenhaften Blumenfülle vor Augen, und mächtig ergreift uns das Schicksal der Menschen voll echter Leidenschaft, die er in dieser großartigen, stil- und stimmungsvollen Umgebung lieben und leiden läßt.

Die Tochter des Abgeordneten. Von Georges Ohnet.
In diesem glänzend geschriebenen Roman bietet Ohnets vielseitiges und fruchtbares Talent eine seiner reifsten Früchte. Die große Schar der Freunde und Verehrer des gefeierten Erzählers wird dieses Buch namentlich auch darum noch vermehren, weil es sich auch zur Lektüre für junge Mädchen eignet.

Die Siegerin. Von Hans Hopfen.
Einem neuen Buche von Hans Hopfen können wir keine bessere Empfehlung mit auf den Weg geben als die, daß es ein „echter Hopfen“ ist.

Eine dritte Person. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Ein Abglanz der Sonne Indiens, dem Schauplatze der meisten Crokerschen Romane, durchwärmt und verklärt gleichsam die Geschichten dieser mit Recht so beliebten Erzählerin und verleiht ihnen einen romantischen Schimmer, der den Leser unwiderstehlich gefangen nimmt.

Flederwischs Heirat. Von Gyp. Aus dem Französischen.
Die Heldin dieser Geschichte, der „Flederwisch“, ist ein entzückendes Geschöpfchen, dessen köstliche Naivetät und neckischer Humor wahrhaft herzerquickend wirken.

Eine internationale Ehe. Von Madame Bigot. Aus dem Englischen.
Ein glücklich gewählter Stoff, ein interessantes, gut beobachtetes Milieu und eine reich bewegte Handlung vereinigen sich in diesem flott geschriebenen Roman zu einem wohlgelungenen, wirkungsvollen Ganzen.

Sich selber treu. Von M. Gerbrandt. 2 Bände.
Warmherzige Menschen von reich entwickeltem Gefühlsleben treten uns in diesem hochgestimmten Roman entgegen, in dem sich die begabte Verfasserin als eine Seelenkennerin von feiner poetischer Empfindung und abgeklärter Kunstanschauung erweist.

Islandfischer. Von Pierre Loti. Aus dem Französischen.
Mit der Einreihung von Lotis berühmtem Roman, diesem Hohenlied der See und der Liebe, in unsre Sammlung erfüllen wir einen Wunsch vieler unsrer Leser.

Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten. Von Helene Böhlau.
Wahre Kabinettstücke stimmungsvoller Kleinmalerei und gemütvollen, schalkhaften Humors sind auch diese neuen Böhlauschen Ratsmädelgeschichten, in denen wir einen Hauch aus Weimars großer Zeit verspüren.

Die weißen Felsen. Von Edouard Rod. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Ein vortreffliches Buch von ernstem Grundton, reich an Gedanken und fein beobachteten Zügen, dabei von hoher künstlerischer Wahrheit.

Der Herr Stationschef. Von Karl von Heigel.
Eine der besten Arbeiten Heigels. Das Drama, das sich zwischen vier Wänden abspielt, kommt in tausend Familien vor, ist aber darum nicht minder erschütternd und beherzigenswert. Die überraschende und doch einzig richtige Lösung ist in ihrer Knappheit und Wucht von größter Wirkung.

Ein Reiseabenteuer. Von Charles de Berkeley. Aus dem Französischen.
De Berkeley ist eine ganz für sich stehende litterarische Erscheinung, ohne jede Anlehnung an eine bestimmte Richtung. Daß er aber fesselnd und originell zu erzählen weiß, dafür liefert die vorliegende spannende Geschichte mit ihrem geheimnisvollen Reiz den vollgültigen Beweis.

Die Hexe von Harlem. Von Col. Richard Henry Savage. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Das starke und urwüchsige Talent des Verfassers von „Meine offizielle Frau“, der es wie wenige versteht, den Leser in atemloser Spannung zu erhalten, bekundet sich auch in der „Hexe von Harlem“, einem Roman von überaus bewegter und dramatischer Handlung.

Königstigerin. Von G. Verga. Aus dem Italienischen.
Nicht mit dem Maßstab kühler nordischer Gefühlsnüchternheit will diese Dichtung des berühmten Veristen gemessen sein. Lodert auch südliches Feuer in seiner Schilderung einer dämonischen, verzehrenden Leidenschaft, so weiß doch italienische Grazie überall die ästhetische Grenzlinie zu respektieren.

Selbstbestimmung. Von H. H. Boyesen. Aus dem Englischen.
Hat auch der kürzlich verstorbene Norweger in der Sprache seiner amerikanischen Adoptivheimat geschrieben, so hat er sich doch seine skandinavische Eigenart bewahrt. Allem Sensationellen abhold, legt er den ganzen Nachdruck auf die Herausarbeitung der Charaktere, die ihm denn auch meisterlich gelingt.

Frost im Frühling. Von Georg Mengs. 2 Bände.
Warmfühlende Menschen, geistige Naturen sind es, die wir in diesem Roman, einem Künstlerroman, kennen lernen, der den Leser neben einer packenden Handlung durch psychologische Vertiefung und große Frische der Darstellung interessiert und fesselt.

Smaragda. Von August Niemann.
Die farbenprächtigen, lebenswahren Schilderungen dieses in Konstantinopel spielenden Romans führen uns mitten hinein in die blutige Verfolgung der Armenier, die jüngst erst alle Herzen erschüttert hat.

Lady Hildegard. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen.
Durch krause Lebensschicksale geleitet die Verfasserin ihre Heldin, die wie all ihre Gestalten voll Reiz und Leben ist und der sie den eigenen schalkhaften Humor zum treuen Begleiter gibt.

Zu jung gefreit. Von Sidney Luska. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Diese gemütvolle, durch freundlichen Humor gewürzte Geschichte von dem harten Wege eines tüchtigen jungen Paares durch schwere Prüfungen und Enttäuschungen zu endlichem Erfolg wird niemand ohne innige Teilnahme und wirkliche Befriedigung lesen.

Vierzehnter Jahrgang.

Der Kraft-Mayr. Von Ernst von Wolzogen. 2 Bände.
Dieser „humoristische Musikantenroman" ist geradezu hinreißend. Wolzogen zeigt sich darin als ein Meister treffender Charakteristik, und wenn auch in den launigen Blättern der Schalk die Pritsche schwingt, so erhalten wir doch ein ernstgemeintes Kulturbild von hohem Wert.

Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten. Von Helene Böhlau.
Das liebenswürdige Talent der Verfasserin der berühmten Ratsmädelgeschichten kommt nie besser zur Geltung, als wenn sie ihre Stoffe dem alten Weimar entnimmt, das so recht ihre eigenste Domäne bildet.

Das Bäschen vom Lande. Von Helen Mathers. Aus dem Englischen.
Eine prächtig erzählte, gemütvolle Geschichte, an der jedermann seine Freude haben muß.

Der Pfarrer von Favières. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mit einer bewegten und im höchsten Grade spannenden Handlung verbindet sich im „Pfarrer von Favières" meisterhafte Charakterschilderung zu einem abgerundeten Kunstwerk von starker Wirkung.

Die Heimkehr. Von Ossip Schubin. 2 Bände.
Nur einer echten Dichternatur kann eine so rührende Frauengestalt wie die Heldin dieses prächtigen Romans gelingen. Ossip Schubin hat unseres Erachtens nie etwas Besseres geschrieben.

Vergessene Pflicht. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Mit stets regem Interesse folgt der Leser den verschlungenen Pfaden dieses Romans, der, teils in Frankreich, teils im amerikanischen Westen spielend, eine Fülle von interessanten Bildern darbietet.

Gauner-Ehre. Von C. J. Cutcliffe Hyne. Aus dem Englischen.
Eine höchst originelle, von Leben sprühende Abenteuergeschichte, die sich durch seine Beobachtung und flotte, künstlerische Darstellung weit übers Gewöhnliche erhebt.

Liebe und Gymnastik. Von Edmondo de Amicis. Aus dem Italienischen.
Was sich am schwierigsten von Volk zu Volk vermittelt, ist der Humor. Amicis besitzt ihn so ganz im germanischen Sinne, daß er uns fast näher steht als seinen Volksgenossen.

Ein Millionär. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Mrs. Crokers anglo-indische Romane erfreuen sich einer wohlverdienten wachsenden Beliebtheit, die sie nicht zum wenigsten dem satirischen Humor verdanken, womit die Verfasserin die kleinen Schwächen der Menschen zu geißeln weiß.

Im Joch der Liebe. Von Brada. Aus dem Französischen.
Ein vorzüglicher Roman. Die Dame, die sich unter dem Namen Brada verbirgt, erzählt darin die rührende Geschichte einer weichherzigen kränklichen Frau mit einem schwachen und selbstsüchtigen Lebemann.

Verspielte Leute. V. Helene Böhlau.
Helene Böhlaus ausgeprägte künstlerische Individualität offenbart sich in den zwei reizenden Geschichten, die in diesem Bande vereinigt sind, aufs glücklichste. Man liest nicht mehr, man erlebt, was sie uns aus ihrem Altweimar zu erzählen weiß.

Die goldene Hand. Von F. W. Robinson. Aus dem Englischen.
Eine überaus dramatisch erzählte Kriminalgeschichte, deren Entwicklung man mit atemloser Spannung folgt.

Die schöne Helena. Von Alexander Baron von Roberts. 2 Bände.
In diesem Soldatenroman hat der frühverstorbene Dichter die Höhe seines Könnens erreicht. Die Sprache ist derb und sinnlich frisch; in der Charakteristik und Wirklichkeitsschilderung zeigt sich die Reife der Meisterschaft.

